167/1242
194. P. o. germ. 2089
204

Ex libris
Kral A[illegible]
1840

Joh. Berka del. et sc. Pragæ.

Tobias Kropfer

Der Junker mit dem Hunde

eine

Geschichte.

Prag und Leipzig,
bei Albrecht und Compagnie 1793.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1129/1773

Tobias Kropfer.

Erstes Kapitel.

Enthält die erste Epoche von Tobias Kropfers Leben, die ihm nicht viel Ehre macht.

A F
KRAL

Ohne sich das Herz durch einen wehmüthigen Abschied zu beschweren, verließ Tobias Kropfer, in seinem zwanzigsten Jahre, seine väterliche Wohnung, um in der Welt denjenigen Antheil von Abentheuern zu bestehen, der ihm möchte beschieden seyn. Wäre er klug gewesen, so hätte er noch andere Absichten haben können; allein Klugheit war bei seiner ersten Ausflucht gar nicht diejenige Eigenschaft, wodurch er sich am meisten auszeichnete. Mißvergnügt, weil eine böse Stiefmutter, ihn als ein Findelkind be-

handelte, war er schon lange mit dem Gedanken schwanger gegangen, das alte und schöne Schloß des Barons von Kollerhan, wo sein Vater den ehrenvollen Posten eines Verwalters bekleidete, mit dem Rüken anzusehen, allein er hatte noch immer nicht mit sich selbst einig werden können, nach welcher Seite des Erdkreises er sich zuerst hinwenden sollte, bis er sich endlich entschloß, dieses dem Ungefähr zu überlassen.

Tobias war dazumal dasjenige, was man einen wohlgestalten jungen Mann zu nennen pflegt. Bei einem schlanken Wuchs und einer mehr als mittelmäßigen Leibesgröße, hatte sein Körper jene Stärke und Festigkeit erlangt, die man nur selten bei Personen seines Alters antrifft; sein Gesicht war männlich schön, mit der Farbe der Gesundheit bedekt, sein Auge feurig und muthig, und sein Gang rasch und fest. Hätten seine innern Eigenschaften mit seinen äußern Vorzügen übereingestimmt, so wäre er einer der vollkommensten jungen Männer gewesen, aber da fehlte es. Sein Herz war blos den Sinnlichkeiten aufgeschlossen, und seine Begriffe von Recht und Unrecht, waren so dunkel, daß mehr als ein Licht dazu gehörte, sie aufzuklären. Es hatte ihm zwar nicht an Gelegenheit gefehlt, sich mancherlei nützliche Kenntnisse zu erwerben, denn die Leh-

rer der jungen adelichen Familie, waren auch die seinigen gewesen; da aber die Junker es nicht der Mühe werth geachtet hatten, sich mit dem, was ihnen erst in der Folge der Zeit großen Nutzen verschaffen sollte, in ihren jungen Jahren, den Kopf zu zerbrechen, so war auch Tobias zu bescheiden, oder vielmehr zu sehr Freund von seiner Gemächlichkeit gewesen, als daß er ihnen hierunter hätte vorgreifen sollen. Seine ganzen wissenschaftlichen Kenntnisse schränkten sich also blos auf Lesen, Schreiben und Rechnen ein.

Was ihm an Gelehrsamkeit abging, das ersezte er auf einer andern Seite, durch eine große Fertigkeit in allerlei ritterlichen Uibungen. Auf sechs Meilen in der Runde, war niemand, der es ihm, in der edlen Kunst, das Wildpret zu ängstigen und zu erlegen, zuvorthat; niemand traf, so wie er, das Ziel, wenn die Scheibe auch noch so weit entfernt war; niemand konnte, so wie er, mit dem Pferde über Graben, Hecken und Schlagbäume setzen. Auch im Balgen, Schwimmen und Klettern suchte er seines gleichen, und daß er in der ritterlichen Kunst, Mädgen zu ängstigen, zu bestürmen und zu erobern, kein Neuling war, konnten nicht allein sämmtliche, seit vier Jahren, in Diensten der gebietenden Frau Baronesse

von Kollerhan gestandenen Kammerjungfern, sondern auch noch verschiedene andre respektable Personen des andern Geschlechts, mit denen er sich tete a tete befunden hatte, bezeugen.

So war Tobias Kropfer von innen und aussen beschaffen, als ihm die Lust anwandelte, die Welt, die er größtentheils nur in den Jagdrevieren des adelichen Guts gesehen hatte, nun auch im Großen kennen zu lernen. Schon ein Jahr lang stand er, wegen der dazu erforderlichen Erlaubniß und Kosten, mit seinem Vater in Traktaten; da er aber bei diesem harten Manne, der sich nur blos durch seine Frau leiten ließ, nicht das geringste ausrichten konnte, da er auch von seiner Stiefmutter täglich neue Kränkungen erleiden mußte, so hielt er es endlich für billig und recht, alle weitern Verhandlungen, mit einemmale abzubrechen, und so gieng er, ohne sich weiter um die Erlaubnis seines Vaters und seiner Stiefmutter zu bekümmern, bei Nacht und Sternenglanz davon. Um aber zugleich den Punkt wegen der höchstnothwendigen Reisekosten zu berichtigen, fand er für gut, seiner Stiefmutter heimlich, und ohne daß sie das geringste davon wußte, aus einem Beutel, in dem sie sechshundert Thaler erspartes Geld aufbewahrte, hundert Thaler zu entleihen.

Zweites Kapitel.

Wo der Leser finden wird, wie man geschwind, und ohne große Kosten und Tugenden, ein Edelmann werden kann.

Wie weiland Bias, der griechische Weise, konnte auch Tobias sagen: Alles was ich besize, trage ich bei mir. Der einzige Unterschied unter beiden war der, daß Pantalon, ein treuer Pudel, dem Tobias freiwillig folgte, und durch sein zuthätiges Wesen zu verstehen gab, daß er ihn freiwillig nie verlassen werde.

Beide Reisegesellschafter waren zu Fusse, und hatten, während einer der trockensten und heitersten Sommernächte, fünf Meilen zurückgelegt, als Tobias für gut befand, in einem an der großen Heerstrasse gelegenen und viel versprechendem Wirthshause einzukehren, und mit dem treuen Pantalon das Frühstük einzunehmen.

Hier fand er eine reinliche Gaststube, einen höflichen und geschwätzigen Wirth, eine halbe Million Fliegen, überdem aber noch drei baumstarke Männer in Ueberröcken, die einen jungen Bauerkerl in ihrer Mitte hatten, und

un=

unaufhörlich zum Trinken nöthigten. Tobias brauchte eben keinen weissagenden Geist zu besitzen, um sogleich zu errathen, daß er sich in einer Gesellschaft von Werbern befände; er war sich aber seiner zu sehr bewust, als daß er sich dadurch im geringsten hätte sollen beunruhigen lassen. Da er schon seit seinen ersten Jugendjahren die Manieren eines Junkers angenommen hatte, und überhaupt einen großen Vorrath von Dreistigkeit besaß, so flößte sein erster Anblik auch den Werbern eine gewisse Art von Achtung ein, die aber nur blos die Furcht zum Grunde hatte, daß er ihnen, in ihren menschenfeindlichen Unternehmungen, wohl einige Hindernisse in Weg legen könnte. Um ihrer Sache gewiß zu seyn, nahm einer von ihnen, als Tobias eben sein Frühstük verzehrte, die Mühe über sich, ihm einen guten Appetit zu wünschen, an dem es ihm ohnehin nicht fehlte, und gleich darauf zu versichern, daß er ihn schon irgend anderswo gesehen haben müsse. Tobias dankte für die erste Höflichkeit, mit zwei Worten; da die Zudringlichkeit des Werbers ihm aber zuwider war, so beantwortete er den übrigen Theil seiner Rede, blos mit dem kalten und halb verächtlichen Blicke, den geübte Menschenkenner für unzeitige Forscher bereit halten, der ihm aber, ohne daß er selbst hätte sagen können,

nen,

nen, warum, eigen geworden war. Der Werber glaubte, daß der junge Mann ihm durchs Herz sähe, und da er sich ehrenthalber für dessen Blösse schämte, so hielt er es am dienlichsten, seiner Neugierde Schranken zu setzen, oder sie höchstens nur durch Nebenwege zu befriedigen. Es hatte ihm geschienen, als ob Kaspar Knote, der Wirth, den jungen Mann mit einer Achtung begegnete, die schon voraussezte, daß er seinen Stand und seine Verdienste wisse. Ohne also viel Zeit zu verlieren, suchte er diesen im Hofe auf, und erkundigte sich, ohne weitere Umstände, ob er den jungen fremden Menschen kenne?

Kaspar Knote, der theils als Soldat, in österreichschen, sächsischen, preußischen, heßischen, französischen, spanischen und portugiesischen Diensten, theils als Reitknecht und Bedienter ganz Europa durchstrichen war, mochte es sich nun entweder zur Beschimpfung rechnen, eine solche Frage mit Nein zu beantworten, oder auch in einem irrigen Wahne stehen, genug, er erwiederte mit einem zuverläßigen Wesen: warum er ihn nicht kennen solle? er sey ja der älteste Sohn des reichen Obersten von Drömmel, der drei Meilen von der Strasse das große Rittergut Dornbusch besitze. Wie er nicht anders muthmassen könne, müsse der junge Herr, in der

umliegenden Gegend, etwa eine Liebschaft haben, und so ganz inkognito dahin wallfahrten wollen, denn er sey schon dafür bekannt, daß er den Mädchen auf zehn Meilen weit nachstelle.

Der Werber, der nunmehr alles zu wissen glaubte, was er hatte wissen wollen, dankte dem Wirth für die gegebene Nachricht, und machte Mine, wieder nach der Gaststube zurükzukehren, allein Kaspar Knote war der Mann nicht, der jemanden sogleich losgelassen hätte, wenn er ihn einmal in den Fluß der Rede gebracht hatte. Wollte der Menschenfänger also wohl oder übel, so mußte er auch aushalten, bis er mit der ganzen Lebensgeschichte des Obersten von Drömmel, die er in Kauf gab, fertig war. Es sollte eben noch ein Anhang, die männlichen und weiblichen Erben betreffend, hinzugefügt werden, als ein Geschrei aus der Gaststube eine andere Szene eröffnete.

Ohne Zweifel mochten die mit dem jungen Bauerkerl beschäftigten zwei Werber es für unnöthig erachtet haben, ihn weiter um die Einwilligung, ihnen gutwillig zu folgen, die er ihnen wohlbedächtig verweigerte, zu bitten, denn sie hatten ihm nun schon zum drittenmal wiederholentlich anbefohlen, aufzustehen, und sich mit ihnen, zwei Meilen weit, nach ihrem Werbeplatze zu begeben. Ihr Recht an seine Person

und

und Freiheit gründete sich auf sechs Gläser Brandwein, die sie ihm eingezwungen hatten, und auf sechs blanke Gulden Handgeld, die er nie hatte annehmen wollen, die sie ihm gewaltthätiger Weise in die Taschen steckten, die er aber, als ob sie in glühenden Kohlen gelegen hätten, wieder auf den Tisch warf.

Vergebens erbot sich der Bedrängte, die sechs Gläser Brandwein zu bezahlen; vergebens betheuerte er, daß er keine Lust habe, der Trommel zu folgen. Man bemächtigte sich seiner plötzlich mit Riesenstärke, und hatte ihn schon, unerachtet alles Sträubens, zwei Schritte weit von seiner Stelle gezogen, als Tobias muthiger Geist und mit ihm die Lust zum Balgen allgewaltig erwachte. „Hilf Pantalon!“ wars Feldgeschrei, und das Treffen nahm seinen Anfang.

Losgerissen, von dem unschuldigen Schlachtopfer, war der eine Werber, und ein Beinschlag von Tobias nervigtem Knie strekte ihn, als fiel er aus dem obern Stokwerk eines hohen Hauses, krachend auf den Fußboden. Als obs Pantalon gewußt hätte, daß sein Herr und Wohlthäter seinen Mann schon bestehen würde, hatte er den zweiten Angreifer seine scharfen Zähne, mir nichts dir nichts, so tief in die linke

Wade

Wade gegraben, daß er, wie durch einen elektrischen Schlag berührt, unter einem gräßlichen Gebrüll, seine Beute fahren ließ, um seinem beißenden Gegner die Spitze zu bieten.

Jezt hätte der junge Bauer die erwünschteste Gelegenheit gehabt, die Thüre und das offene Feld zu gewinnen, allein seine Seele war nicht die erste Bauernseele, in der Edelmuth Plaz fand. Der Schluß, daß ihm seine starken Fäuste nicht umsonst gewachsen wären, und daß er seinen Erretter nicht im Stiche lassen dürfe, flößte ihm plözlich Löwenmuth ein. Mit einem Blik übersah er, daß Tobias keinen Beistand brauche; aber Pantalons Leben hing nur noch an einem seidenen Faden. Schon hatte sein Gegner den Säbel gezogen, um ihn von der Welt zu vertilgen, als der Bauer sich der Faust und des Säbels des Kämpfers, mit so wenig Schonung, bemächtigte, daß nunmehr das laute Geschrei ertönte: „O weh, mein Arm ist zerbrochen! „Zerbrochen oder nicht“, antwortete der Bauer, mit einer Komandostimme, ließ den Säbel fallen, und stürzte, mit einem der gewaltigsten Faustschläge, die von Anbeginn der Welt gegeben worden, Pantalons nunmehrigen Gegner schmetternd zu Boden. Ein ewiger Schlummer schien diesen Unglüklichen schon überfallen zu haben, als der Wirth, nebst

dem

dem dritten Werber auf dem Kampfplaz erschien.

Tobias war indessen, in den drei Minuten, die das ganze Gefechte gedauert hatte, auch mit seinem Widerpart zum Schluß gekommen, und hatte ihm, wenigstens auf eine Zeit von vier Wochen, des Gebrauchs seiner Arme und seiner Augen, vor denen nunmehr unaufhörlich eine Million Lichter funkelten, beraubt. Eben war er im Begriff, von seinem sauern Tagwerke auszuruhen, als er den dritten Werber hereintreten sah,, und ihn mit entschlossener Stimme fragte, ob er neben seinen Kameraden liegen wolle? „Ich danke schönstens, Ihro Gnaden," war die Antwort, ich sehe,„ meine ehrlichen Spießgesellen haben schon vor drei genug, erlauben sie nur gnädigst, daß ich sie wieder ins Leben rufen darf, denn ich hoffe doch nicht, daß sie so ganz von der Welt werden Abschied genommen haben. Uebrigens sind wir, vermöge unsers Handwerks, schon gewohnt, mehr Schläge als Rekruten zu bekommen.

So einfältig war Tobias nun nicht, daß er nicht hätte merken sollen, man müsse sich in seiner Person irren und ihn für etwas vornehmeres ansehen, als er wirklich war; indessen hielt er es nicht für dienlich, sich beleidigt darüber anzustellen. Es behagte ihm, als einem jun-

jungen eitlen Menschen vielmehr gar sehr, als der Wirth, unter beigefügter Versicherung, daß er Seine Gnaden zu kennen die Gnade habe, um Begnadigung der armen Werber bat, und noch hinzusezte, daß die Geschlagenen ihre Strafe wohl verdient hätten, weil sie es nie an der Ehrerbietung hätten sollen fehlen lassen, die man jungen Herren seines Standes schuldig sey. Ohne sich weiter in eine weitläuftige Unterredung einzulassen, bezahlte er sein Frühstük, und rief seinen getreuen Pantalon, um ihm zu folgen; aber dieser hatte sich so fest in der Wade des einen, in Ohnmacht liegenden, Werbers verbissen, daß es ihm ohne Beihilfe seines Herrn unmöglich war, seine Zähne wieder frei zu machen. Wollte Tobias ihn anders nicht zurüklassen, so mußte er schon Hand anlegen, um ihm nach Jägermanier diesen Liebesdienst zu erweisen. Das geschah denn auch, und Kaspar Knote erhielt noch überdem, mit wenigen Worten, die Anweisung, wie er den Gebissenen heilen solle.

Hätte man mich genau gekannt, dachte Tobias, als er sich wieder auf der offenen Heerstrasse befand, wer weis ob man nicht Knechte und Mägde zu Hilfe genommen hätte, um mich anzuhalten, und wegen der verübten Gewaltthätigkeiten, vor Richter und Scheffen zur Verant-

antwortung zu ziehen. Ein Glük war es, daß man mich für einen Edelmann ansah. Wer weis, wie viel Widerwärtigkeiten mir noch bevorstehen? Besser ich mache mich zum Edelmann, und es wird manches hingehen, was ich sonst theuer bezahlen müßte. Der Bürgerliche ist doch nur ein gemeiner Mensch, den nicht einmal seines Gleichen achten. Es lebe der Kavalier! Ich nenne mich künftig den Herrn von Kropfer auf — auf — auf Kropfenstein.

Drittes Kapitel.

Der Bauer ist so einfältig nicht, als er aussieht.

Noch ehe der Herr von Kropfer auf Kropfenstein das Wirthshaus und die Werber verlassen hatte, war der junge Bauerkerl, der sich so rühmlich seiner Fäuste bedient hatte, ohne Abschied zu nehmen, auf und davon gegangen. Um sich aber den zu befürchtenden Nachstellungen seiner Feinde nicht zu sehr blos zu stellen, hatte er, etwa fünfhundert Schritte von dem Wirthshause, die große Heerstrasse verlassen, und sich am Eingange eines Waldes

hinter

hinter ein dikes Gebüsch verstekt. Von hier aus konnte er alle diejenigen, die auf der Heerstrasse vorüber zogen, genau unterscheiden. Sein Vorsaz war anfangs, den ganzen Tag über, in diesem Hinterhalt zu verbleiben, und erst, unter Begünstigung der folgenden Nacht, seine Reise weiter fortzusezen. Als er aber, nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde, den Herrn von Kropfer, den wir, seines neuen Adels unbeschadet, fernerhin Tobias nennen wollen, ganz stattlich, nebst seinem treuen Pantalon, von weitem eben den Weg nehmen sah, den auch er, wenn er seine Heimath wieder erreichen wollte, nehmen mußte, so hielt er es am besten, den Wald wieder zu verlassen, und seine Reise, unter dem Schutze dieser lieben Freunde, unverzüglich weiter fortzusetzen. Tobias sann noch über den Plan nach, der zu seinem weitern Fortkommen in der Zukunft der beste seyn möchte, als Stephan, so hieß der junge Bauer, queer übers Feld und einige Graben, mit dem Hut in der Hand ihm nachlief, und bald genug erreichte.

Tobias (ihn gleich erkennend) Fürchtest du dich noch vor den Soldaten?

Stephan. Wer wollte sich nicht fürchten, gnädiger Junker, wenn die Gewalt zu groß ist? Aber ich werde nichts fürchten, wenn Sie erlauben.

lauben wollen, daß ich Ihnen auf ihrem Wege, der auch der meinige ist, nachfolgen und dienen darf. Ich danke auch für die Gnade, daß Sie mich heute von den diebischen Werbern errettet haben.

Tobias. Das ist gern geschehen, und ich habe noch meine Lust dabei gehabt.

Stephan. Ich nicht, gnädiger Junker, denn es jammert mir, weil ich mir immer vorstelle, daß ich dem einen den Arm gebrochen habe. Da kann er, Gott bewahre, zeitlebens ein Krüpel bleiben. Se. Gnaden sind christlich zu Werke gegangen, Sie haben den andern nur auf eine Zeitlang krumm und lahm geschlagen. O, wie Sie das so schön verstehen, und so jung schon so stark sind! Danke nochmals für die Gnade.

Tobias. Wo bist du denn her? Wie weit denkst du heute noch zu gehen?

Stephan. Ich bin sechs Meilen von hier zu Hause, und die denke ich auch heute noch zu machen, denn die Sonne steht noch nicht hoch, und meine Herrschaft, die mich zwölf Meilen weit mit einem Briefe geschikt hatte, wartet auf die Antwort.

Tobias. In welcher Gegend liegt denn das Dorf, wo du zu Hause bist?

Stephan. Es liegt an der brandeburgschen Gränze, und noch zehn Meilen von Berlin.

Tobias (sich etwas besinnend) Nun, dahin will ich gehen, also bleiben wir bis zu deinem Dorfe bei einander.

Stephan. So weit will der gnädige Junker zu Fusse gehen? Der gnädige Junker hat wohl seines Vaters Schloß heimlich verlassen, oder hat eine böse Stiefmutter, denn sonst würde er wohl in der Kutsche fahren können?

Tobias. Ist wohl möglich; aber wie kömmst du denn auf die Stiefmutter?

Stephan. Das will ich Ihnen sagen, gnädiger Junker. Unser Gutsherr, Gott habe ihn selig, war viele Jahre lang Wittwer, und hatte schon drei Söhne, die so alt und so groß wie Sie waren; da fiel es ihm in seinem Alter ein, ein junges Fräulein zu heirathen, die an einem kleinen fürstlichen Hofe auferzogen war. Mit einemmale war alles auf unserm Schloße wie umgekehrt. Alle Tage kamen Gäste, in Kutschen mit sechs Pferden, und junge Herren, die wie Fräuleins aussahen. Da wurden große Tafeln gegeben, und es war eine Pracht und Herrlichkeit, daß wir arme Bauern glauben mußten, unser Herr habe heimlich einen Schatz gefunden; aber das dauerte nur

zwei

zwei Jahre lang; da kamen Juden aus allen umliegenden Gegenden, und gaben unserm guten gnädigen Herrn durch die Wechsel, wie sie es nennten, und die er ihnen von Zeit zu Zeit ausstellen mußte, den lezten Stoß. Wir hörten schon, daß das Gut bald verkauft werden sollte, als er eines Morgens vom Schlage getroffen wurde, und gleich darauf starb. Indessen waren unsere drei Junker von ihrer Stiefmutter, gleich als sie aufs Schloß kam, mit so vieler Verachtung begegnet worden, und hatten so wenig Beistand bei ihrem Vater gefunden, daß sie es nicht länger aushalten konten. Ein Jahr vor ihres Vaters Tode verschwanden sie alle drei auf einmal, und man hat nach der Zeit nur so viel von ihnen gehört, daß sie gemeine Soldaten geworden sind. Sehen Sie, gnädiger Junker, das brachte mich auf die Gedanken, daß auch Sie eine böse Stiefmutter haben, und davon gelaufen seyn könnten.

Tobias. Nun so ganz möchtest du dich wohl nicht irren, aber sage mir doch, wie ists denn zugegangen, daß deine Gutsfrau das Gut behalten hat? Lebt sie noch immer so prächtig?

Stephan. Das Gut hat sie behalten, weil sie, noch vor ihres Mannes Tode, einen durchtriebenen Advokaten fand. Als also der

alte Herr das Zeitliche gesegnet hatte, und die Kreditores vor Gericht auf den Verkauf des Guts drangen, stellte sich der Advokat auch ein, und zeigte eine von vielen Zeugen unterschriebene Obligazion vor, nach welcher der verstorbene Herr seiner Frau weit mehr schuldig war, als allen andern Kreditoren. Da kams zum Konkurs, und die gnädige Frau verglich sich mit den Kreditoren; sie behielt das Gut, und diese wurden mit einer Summe Geldes, die ihr der Advokat verschaffte, ein für allemal abgefunden. So prächtig lebt sie freilich nicht mehr, als vor diesem, und sie hat auch die vielen Besuche und großen Tafeln abgeschaft, aber es fehlt doch an nichts, und sie hält noch ihre Kutsche mit sechs Rappen, und drei staziöse Kammerjungfern. Daß sie aber nicht mehr so viel Besuche annimmt, hat noch eine andere Ursache. Unter uns gesagt, gnädiger Junker, da ist ein junger Graf, er soll abscheulich reich seyn, und ist vielleicht eben der, von dem der Advokat das Geld geschafft hat, der kömmt nun immer so um die Herbstzeit zu ihr; er ist zwar schon verheirathet, aber was fragen vornehme Leute darnach, und wie ich wohl so gehört habe, so hat er auf dem Schlosse des selgen Herrn Stelle eingenommen. Seit dem, daß dieser Graf ein paarmal seinen Besuch ab-

gestattet hat, sind alle übrigen Liebhaber von selbst weggeblieben, aber er soll unsrer Frau große Geschenke machen, und sie reiset auch seinetwegen alle Jahre um Weinachten nach Berlin, wo er Offizier bei den Reitern ist.

Gnädiger Junker, sie haben mich heute aus einer großen Gefahr gerettet, und ich muß Ihnen wieder einen Gefallen thun. Ich bin zwar nur ein Bauer, aber ich bin in unserm Schlosse aufgewachsen, und da ich immer zum Botenlaufen gebraucht werde, so gelte ich auch etwas bei unsrer Herrschaft; ich muß Sie mit ihr bekannt machen, und weiß schon, wie ich es anfangen will. Unsre gnädige Frau ist neugierig wie eine Nachtigall, und erkundigt sich nach allem; ich werde ihr sagen, daß sie, ohne dem gnädigen Junker, ihren Botenläufer nicht wieder gesehen hätte, und was dergleichen mehr ist; sie muß und muß Sie zu sich bitten lassen, und Ihnen auf der Reise eine Güte anthun. Die Herzenshärtigkeit gegen ihre Stiefkinder, gegen ihren selgen Herrn, und auch gegen ihre besten Bauern und das Gesinde ausgenommen, ist sie eine liebe schöne Frau, und meint es mit ihren andern Mitchristen, die nichts mit ihr zu schaffen haben, so ziemlich gut, besonders aber mit den jungen Herrn Junkern, die ihre Schönheit loben.

Unter diesen und andern dergleichen Gesprächen, sezten Tobias und Stephan, der schon lange seinen Hut wieder aufgesezt hatte, und immer hinter den vermeinten Junker herschlenderte, ihre Reise bis zu einem kleinen Flekken fort, der nur dritthalb Meilen von Stephans gewöhnlicher Residenz entfernt lag. Hier wurde Halt gemacht, um nicht allein dem Körper jene Ruhe angedeihen zu lassen, die er nach einem fünfstündigen Marsche nöthig hatte, sondern ihn auch, durch ein kräftiges ländliches Mittagsmahl, zur baldigen Fortsezung der Reise zu stärken.

Tobias hatte seine Ursachen, warum er anordnete, daß man Stephan auf seine Unkosten so gut als ihn selbst bewirthen sollte; er hatte aber auch andere, warum er ihn an einer langen Tafel essen ließ, während er selbst an einer kleinern in der Grandezze eines Junkers von gutem Hause Plaz nahm. Jedoch es fehlte nicht viel, daß er nicht plözlich von seiner Höhe herabgestürzt wäre.

Viertes Kapitel.

Wo der Mann und die Frau verschiedener Meinung sind.

Bei Tobias Ankunft im Wirthshause zum goldnen Kalbe, welches, nach Stephans Aussage, im ganzen Flecken das vornehmste war, stellte sich ihm eine junge sauber gekleidete, und mit allen Reizen weiblicher Schönheit geschmükte Person entgegen, um ihm mit wenigen Worten zu sagen, daß sie die Wirthin sey, und er über sie zu befehlen habe. Tobias, der troz seines angenommenen Adels, alle hübsche Bürgerweiber in Ehren hielt, antwortete ihr mit derjenigen Höflichkeit, die dem größten Theile des Frauenzimmers so wohl gefällt, weil sie gleich muthmassen läßt, daß ihre Annehmlichkeiten einen plözlichen und tiefen Eindruk gemacht haben, und das Mittagsessen wurde bestellt. Es konnte nicht anders seyn, als daß die junge Wirthin, während dessen Zubereitung, bald dieses bald jenes in der Gaststube zu suchen hatte, und nie kam sie, ohne Tobias einen Blik des Wohlwollens zu schenken, den er durch andere erwiederte, die seinen ganzen Wohl-

ge-

gefallen an ihrer Person zu erkennen gaben. Einige kleine Handleistungen, die sie vom Stephan, als einem alten Bekanten, der schon oft in ihrem Hause gewesen war, in der Kůche erhielt, hatten ihr Gelegenheit verschafft, sich nach Tobias zu erkundigen, und sie erfuhr so viele schöne Sachen von ihm, daß der Wunsch in ihr entstand, nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Unter dem Vorwand, ihn während der Mahlzeit zu bedienen, ließ sie ihm bald diese bald jene verborgene Schönheiten sehen, und seine Blicke sagten ihr deutlich, daß sie ihren Zweck erreicht hätte. Ein sanfter Händedruck, den Tobias unter einem herzrührenden Seufzer wagte, und den die schöne Frau auf eben die Weise erwiederte, war der Vorbote von weit süssern Vertraulichkeiten, und ehe man es sich versah, dachte der junge feurige Mann an kein Essen und Trinken mehr, sondern verließ das Zimmer, um in einem kleinen und kühlen Stübchen des Hauses, einigen Schutz gegen die schwüle Hize des Tages zu suchen.

Warum muß es doch Männer geben, die ihren feurigen und gutmüthigen Weibern unmöglich gefallen können? Ich habe bisher nur der Wirthin zum goldnen Kalbe erwähnt, weil sie allein zu Hause war; ich muß aber auch einige Worte von dem Wirthe sagen, weil er

bald

bald zu Hause kommen, und sich so zeigen wird, wie er immer war. Herr Bratenhauer, so hieß er, war jezt zwei und sechzig Jahr alt, hatte vierzig Jahre lang, zuerst als gemeiner Soldat, hernach als Korporal, und die lezten fünf und zwanzig Jahre, als Feldwebel, bei einem Füselierregimente, gedient, war von jeher menschenfeindlich mit den armen Soldaten, die ihm untergeben waren, zu Werke gegangen, war schuld gewesen, daß drei wakre jungen Menschen, die seine Grausamkeiten nicht länger ertragen konnten, noch wollten, wegen Uebertretung der heiligen Subordinazion, respektive arquebusirt, gehenkt und gerädert waren, und hatte nunmehr, seit zwei Jahren, zur Belohnung seiner vieljährigen Dienste, in dem kleinen Flecken, wo Tobias mit seiner Frau Bekanntschaft machte, die für seine Verdienste mehr als zu einträgliche Stelle eines Zolleinnehmers erhalten, die ihm den ersten Rang unter den Zivilpersonen dieses Ortes gab. Seine Gesichtszüge, der Ton seiner Stimme, und sein ganzes äußeres Wesen, bezeichneten ganz die Beschaffenheit seiner Seele; sein erster Anblik war so widerlich, daß man lieber das Gesicht von ihm weggewandt hätte, und seine Unterhaltung bestärkte diese unwillkührliche Abneigung immer mehr und mehr. Gleich als dieser Mensch sein Amt antrat, war seine

nun=

nunmehrige Frau so unglüklich, ihm zu gefallen, und da ihre Eltern, als Besizer des Wirthshauses zum goldnen Kalbe, sich durch seine Bewerbung um ihre Tochter sehr geehret fanden, so kam auch die Heirath, ohnerachtet aller Protestazionen und Thränen des hübschen jungen Mädchens, bald zu Stande. Durch den ein Jahr nachher erfolgten Tod der Schwiegereltern wurde Bratenhauer Eigenthümer des Wirthshauses; indessen setzte ihn sein Zolleinnehmerdienst in die Nothwendigkeit, die Zollstube, die einige hundert Schritte von seiner Wohnung entlegen war, täglich zu gewissen Stunden zu besuchen. Daß er, bei seiner Abscheulichkeit, auf die Treue eines jungen liebenswürdigen Weibes nicht viel Anspruch machen könnte, mochte er einigermassen selbst fühlen; er verließ also nie das Haus, ohne sie unter den schrecklichsten Drohungen und Flüchen, an ihre Schuldigkeit, wie er es nannte, zu erinnern. Das hätte er aber füglich ersparen können, wenn er bedacht oder gewußt hätte, daß Weiber sich nicht so leicht einen Kapzaum anlegen lassen, als die Männer.

Anstatt sonst erst des Abends um sieben Uhr nach Hause zu kommen, kam Herr Bratenhauer gerade diesmal, da Tobias sich so gern, noch einige Stunden lang, mit dessen

Ehe-

Ehehälfte unterhalten hätte, um zwei Uhr Nachmittags zurück.

Eben hatte sich die schöne Wirthin aus Tobias Armen gerissen, zwar nicht aus Unmuth, denn er hatte ihr schon wiederholte Proben seiner Zärtlichkeit gegeben, sondern um sich gegen allen unvermutheten Ueberfall im Hause zu sichern, und hernach mit Flügeln der Liebe wieder zu ihm zu eilen. Eben bat sie Stephan, ein wenig auf das Haus Acht zu geben, und ihr, wenn das geringste vorfallen möchte, durch eine Schelle, die sie ihm zeigte und deren sich ihr gebieterischer Ehemann zu bedienen pflegte, Nachricht zu ertheilen, als das Unglück denjenigen herbeiführte, den sie am wenigsten vermuthete und am meisten fürchtete.

Ohne die geringste Bestürzung blicken zu lassen, ging sie ihrem Tirannen, mit freundlichem Blick und einer dreifach schönern Röthe, als derjenigen, die sie sonst ohnehin schon schmückte, entgegen, bezeigte ihm ihre Freude, ihn so unverhofft zu sehen, streichelte ihm die verschrumpften Backen, und frug ihn, ob er sich auch etwa nicht wohl befände?

„Geh zum Teufel!" antwortete der Grobian, ich habe andere Sachen im Kopfe, als deine Karessen. (Indem er den Stephan erblickt) „Aha, ist er hier, saubrer Vogel? Eben wollte

te ich Ordre geben, mir seine Ankunft zu wissen zu thun, sobald er käme. Aber wo ist denn der saubere gnädige Junker, sein Spieß- geselle, mit dem er heute zwei unschuldige Menschen auf der Heerstrasse ermordet hat? Es sind schon Steckbriefe angekommen, und man weis, daß der gestrenge Junker ein Landstreicher ist.

Stephan stand da, wie versteinert. Um aber Tobias, durch eine unbesonnene Antwort, auf die Frage wo er sey, in keine Verlegenheit zu setzen, antwortete er lieber gar nicht.

Daran that er denn auch in der That am besten, denn die schöne Wirthin hatte sich, in der Geschwindigkeit, einen Plan ausgesonnen, wie sie ihrem groben Manne eine Nase drehen wollte.

Frau. Je lieber Mann! das ist doch wohl der junge Herr nicht, der mit diesem Bauer gekommen ist? Der sollte ein Mörder seyn? Ja, ich glaubs wahrhaftig, denn er hatte so was unruhiges in seinem Blick und in seinem ganzen Wesen. Er hat hier kaum ein paar Mundvoll gegessen, so frug er schon, ob hier kein Ort, kein Garten wäre, wo sich die Leute pflegten lustig zu machen, so etwa eine Kegelbahn. Ich dachte nichts arges dabei, habe ihn also nach Borchers Vorwerk, eine halbe Stunde von hier, gewiesen, weil da

die hübschesten Leute aus der ganzen Gegend hinkommen. Da ist er denn auch hingegangen, hat aber bezahlt und gesagt, daß er gegen Abend wieder kommen und die Nacht hier bleiben wollte.

Mann. Daß dich dieser und jener, mit deiner verdammten Voreiligkeit. Da muß ich, um den verdammten Landstreicher aufzusuchen, eine gute halbe Meile zu Fusse laufen, aber ich werde schon Hilfe und Gesellschaft mitnehmen. Was ihn anbelangt, (sich an Stephan wendend) ihn weis ich schon zu finden und er soll mir nicht entwischen.

Frau. Aber liebes Männchen, nimm dich in Acht, der junge Herr mag doch wohl ein vornehmer Edelmann seyn; er hat einen großen seidenen Beutel voller Thaler herausgezogen, als er die Zeche bezahlte. Lieber geh mit ihm etwas behutsam um, und setze dich nicht in Gefahr.

Mann. Ich? Mit dem Gelbschnabel werde ich kurze Sprünge machen. Noch ehe es Abend wird, sitzt er im Thurme.

Frau. Nun meinthalben, aber ich denke immer, du wirst Mühe haben, ihn festzuhalten.

Mann. Schweig! oder ich werde dir zeigen, wer Bratenhauer ist.

Bei diesen Worten schwang der Unhold sein in Händen habendes braunes Rohr, drehte sich um, befahl, ihm auf den Abend ein gutes Gericht bereit zu halten und verließ das Haus, um Tobias auf Borchers Vorwerke aufzusuchen.

Die ganze Sache war indessen so gefährlich nicht, als sie der Aufschneider gemacht hatte. Es ärgerte ihm nur, daß ihm ein Anschlag fehlgeschlagen war, von dem er sich zehn Dukaten als eine Belohnung versprochen hatte.

Bratenhauer stand mit den Werbern in der genauesten Verbindung; er war es, der ihnen, noch den Abend zuvor, den Rath gegeben hatte, auf Stephan, der wie er aus dessen eigenem Munde auf der Hinreise erfuhr, baldigst zurückkommen mußte, in dem Wirthshause an der Heerstrasse zu warten, und ihn mit Güte oder Gewalt nach dem Werbeplatze zu führen. Nun hatte er kurze Zeit vorher, ehe er so unvermuthet zu Hause kam, durch einen Fuhrmann, der am Zollhause stille halten mußte und bei Kaspar Knote gefüttert hatte, einen Brief von dem dritten Werber, der ungeschlagen davon gekommen war, erhalten. Man hatte ihm darin gemeldet, daß der ganze schöne Anschlag auf Stephans Freiheit verunglückt sey. Sein Vorgeben wegen des Steckbriefes war grundfalsch;

falsch; aber der Werber hatte ihm geschrieben, daß er einigen Zweifel daran habe, daß der junge Mensch mit dem Pudel, den der Kaspar Knote für den Sohn eines reichen begüterten Edelmannes halte, wirklich der sey, wofür man ihn ansehe. Wie einige Fuhrleute ihn versichert hätten, habe er mit dem Boten, einen und denselben Weg genommen; sollte er also etwa mit ihm in den Flecken eintreffen, so stelle er es Bratenhauern anheim, ob er ihn nicht, falls er ohne Paß reise, als einen Landstreicher behandlen, und allenfalls dem Regimente, an Stephans statt, abliefern könne.

Bratenhauer beschied sich sehr wohl, daß er Stephan nicht ungeahndet anhalten würde, weil er in dem Flecken bekannt war und jedermann wußte, welcher Herrschaft er angehöre; er beschloß also weislich, lieber auf den angeblichen Junker Jagd zu machen. Stephan stellte sich, an seinem Theile, zwar die Gefahr, worin er schwebte, um vieles größer vor, als sie war, allein er hätte eher sein Leben gelassen, als daß er sich, in einem so bedenklichen Augenblicke, von seinem Erretter getrennet haben sollte; er erwartete also geduldig, daß dieser wieder zum Vorschein kommen, und mit ihm weiter reisen möchte.

Was

Was die Madam Bratenhauer anbetrifft, so war sie nur blos darauf bedacht, das auf eine so unangenehme Weise unterbrochene Gespräch mit Tobias weiter fortzusetzen; sie hatte also nicht sobald Nachricht eingezogen, daß ihr Mann wirklich zum Flecken hinaus und nach dem Vorwerke hingegangen sey, so eilte sie in das kühle Kämmerchen, wo Tobias mit zärtlicher Ungeduld auf sie wartete. Mit innigem Behagen erzählte sie ihm, wie wohlbedächtlich sie ihrem Manne beinahe eine Stunde weit April geschickt habe, und rechnete aus, daß er sich wenigstens eine Viertelstunde lang daselbst aufhalten und höchstens in zwei Stunden zurückkommen könne. Von diesen zwei Stunden, mußte Tobias ihr versprechen, die eine zu ihrer beiderseitigen fernern Unterhaltung aufzuopfern, und sie versprach an ihrer Seite, ihn nachmals, durch einen Weg, der aus ihrem, hinterm Hause liegenden, geräumigen Garten, ins Feld ging, vor allen Nachstellungen ihres Mannes in Sicherheit zu setzen. Tobias hätte darein gewilligt, noch viele Tage bei ihr zuzubringen; da es aber einmal geschieden seyn mußte, so benutzte er noch volle anderthalb Stunden, im Genuß irdischer Freude, schwur der schönen Wirthin, sie nimmer zu vergessen, und verließ sie endlich trunken von den seligen Augenblicken,

die er in ihrer Gesellschaft verlebt hatte. Hand in Hand gingen beide, durch den Garten, bis ans Feld, von Stephan begleitet, der seine Freude an dem raschen Junker hatte und von Pantalon, der während der ganzen Zeit seinem Herrn auf Tritt und Schritt gefolgt war. An der hintern Gartenthür wurde den Reisenden der Weg genau beschrieben, den sie nehmen sollten, und auf dem sie die Heerstrasse wieder finden würden. Der Abschied war kurz und Stephan versprach, bei erster Gelegenheit, da er die Gegend wieder durchwandern würde, Nachricht von dem Junker Tobias mitzubringen.

Fünftes Kapitel.

Enthält einen Beweis des Sprichwortes: daß man das Eisen schmieden muß, so lange es heiß ist.

Zum erstenmal stellte Tobias seine Betrachtungen darüber an, daß es doch eine ganz eigene Sache um das Reisen junger Leute sey. Er hatte in dem kurzen Zeitraum von ungefähr zwanzig Stunden, schon ein paar gewaltige

Abentheuer bestanden, unter denen vorzüglich das letzte, so ganz nach seinem Geschmack war." Alles hatte sich so fügen müssen, daß ihm nichts mehr leid that, als der eilfertige Abschied vom goldenen Kalbe.

Nach der Beschreibung, die ihm Stephan, vom Herrn Bratenhauer machte, und von den Drohungen, die er ausgestossen hätte, wünschte er sich einerseits Glück, mit ihm nicht ins Handgemenge gerathen zu seyn, denn er sah, so unerfahren er auch sonst war, wohl ein, daß er sich gegen die Einwohner eines ganzen Fleckens, die der barbarische Zöllner gewiß zu Hilfe gerufen hätte, schwerlich würde haben vertheidigen können; aber es freute ihm zugleich, daß eben dieser fürchterliche Mensch, so ganz, ohne daß er es merken konnte, auf eine doppelte Art bestraft worden war.

Daß Bratenhauer mit den Werbern unter einer Decke gesteckt hätte, konnte ihm gar nicht einfallen, denn sonst hätte er noch einen dritten Anlaß zur Schadenfreude gehabt.

Ziemlich müde von der Reise, langte er endlich, Abends um neun Uhr, in Stephans Heimath an, der ihn in die Dorfschenke führte, wo er die Nacht ein sehr unbequemes Lager gefunden haben würde, wenn sein Glücksstern nicht abermals über ihn geschwebt hätte.

Stephan hatte seiner gnädigen und gebietenden Frau, einen sehr vortheilhaften Bericht von Tobias Person und dem von ihm erhaltenen Beistande, erstattet, hatte gesagt, daß er von einem sehr vornehmen Hause abstammen müsse, weil ihm der Kaspar Knote sogleich gekannt hätte und hatte noch schalkhaft hinzugefügt, daß die schöne Wirthin zum goldenen Kalbe, ihn wohl gern, statt ihres alten sauertöpfischen Mannes, bei sich behalten und diesen statt seiner auf Reisen geschickt haben möchte, wenn es sich nur hätte wollen thun lassen. Nicht ohne verschiedene Zwischenfragen, in einem gleichgültigen Tone, an ihn gerichtet zu haben, gefiel es der gnädigen Dame, sich verlauten zu lassen, daß es ihr lieb sey, so viel gutes von dem jungen Edelmanne zu hören und Stephan, mit einem ihrer Bedienten, sogleich nach der Schenke gehen solle, um ihn zum Abendessen bei ihr einzuladen und zugleich zu bitten, sein Nachtquartier im Schlosse zu nehmen.

So müde Tobias auch von der Reise war, so ermunterte ihn diese Einladung doch mit einemmale, weil er sich theils ein bequemeres Nachtlager, als in der Schenke, versprechen konnte, theils auch sich noch sehr wohl erinnerte, daß Stephan die Jugend und Schön-

heit der adelichen Witwe sehr gerühmt hätte. Ohne sich also wegen der Toilette, die er allenfalls hätte machen sollen, weiter den Kopf zu zerbrechen, ging er mit den beiden Führern, die man ihm geschickt hatte, ohne weitern Zeitverlust, nach dem Schloße.

Er hatte nun schon zwanzig Jahre auf dem Schlosse des Barons von Kollerhan gelebt, war mit dessen Söhnen erzogen, und wußte also gar wohl, wie Edelleute unter einander lebten. Ueberdem war er auch schon gewohnt, vor adelichen Damen nicht zu erschrecken. Mit edler Dreustigkeit und ehererbietigem Wesen, trat er also zu der Frau von Mindenau, der Besitzerin des Schlosses, versicherte ihr hoch und theuer, daß er sich nicht unterstanden haben würde, ihr aufzuwarten, wenn sie ihn nicht, durch ihre außerordentliche Gnade, dazu aufgemuntert hätte. Die Frau von Mindenau, die seine ganze Person, sobald sie ihn erblickte, nichts weniger als unangenehm fand, erwiederte seine Höflichkeiten durch Gegenhöflichkeiten, sagte ihm, daß ihr Unterthan ihr sehr viel Gutes von ihm gesagt hätte und daß sie ihm einigen Dank für die Herzhaftigkeit schuldig sey, mit der er sich eines armen verlassenen Menschen hätte annehmen wollen; sie betheuerte, daß sie jeden Edelmann außerordentlich hoch-

schätze,

schätze, der nicht zugäbe, daß auch dem geringsten Menschen ein Leid wiederfahre, und sie kramte überhaupt vor Tobias eine so herrliche und wohlstudirte Moral heraus, daß er, weil diese nie eine gangbare Waare bei ihm gewesen war, wie ein Narr da stand, und sie mit erstaunten Augen ansahe. Ob sie es nun merkte, daß ihr Gast kein großer Liebhaber von der spekulativen Sittenlehre sey, oder ob es ihr anfing an Materie zu fehlen, genug sie brach endlich von diesem Gegenstande plötzlich ab, und nöthigte Tobias an einer Tafel Platz zu nehmen, auf der die Abendmahlzeit schon bereit stand. Noch eine, schon bejahrte Dame, aus der Nachbarschaft, die halb der Gnade der Frau von Mindenau zu leben schien, und ein bejahrter Krautjunker, der Jahr aus Jahr ein, in einem Bezirk von sechs Meilen, auf den adelichen Schlössern herumschmarotzte, machten nebst der Dame vom Hause und Tobias für diesmal die ganze Tischgesellschaft aus.

Tobias hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, daß man tausenderlei Fragen an ihn richten würde und fest beschlossen, zur Behauptung seines Ranges, so viele Unwahrheiten zu sagen, als sich immer mit einiger Wahrscheinlichkeit würden sagen lassen. Er hatte einmal gehört, daß es in Thüringen noch viele alte

Bergschlösser gäbe, die von wenig Reisenden besucht würden, er verpflanzte also wohlbedächtig sein erdichtetes Stammgut Kropfenstein in diese Gegenden, und man maß ihm, ohne weiteres Bedenken, vollkommenen Glauben bei. Zur Veranlassung seiner Reise, wählte er den ehemals so allgemeinen Vorwand vieler Abentheurer; er schützte nämlich einen Ehrenhandel vor, den er mit einem benachbarten Junker gehabt und der ihm nicht die Zeit gelassen hätte, Bedienten, Pferde und Equipage mitzunehmen.

Der Krautjunker, der Deutschland ziemlich durchreiset war und zwanzig Jahre lang in Kriegsdiensten gestanden hatte, erinnnerte sich zwar nicht, das Rittergut Kropfenstein mit seinen Augen gesehen zu haben, versicherte aber doch, daß er von einem alten Major, der aus Thüringen gebürtig gewesen sey, verschiedenes davon gehört habe, unter andern auch, daß in den ältern Zeiten, kein Reisender in den dortigen Gegenden vor gewaltsamen Anfällen sicher gewesen sey. Die alte Dame, die, wie wir wissen, mit von der Gesellschaft war, gedachte, in allen Ehren, eines Jagdjunkers von Kropfer, der in einem fürstlichen Dienste gestanden und einer ihrer Nichten die Aufwartung gemacht habe, die ihn aber wegen eines abscheu-

scheulichen großen Hundes, der immer neben ihm hergelaufen sey, nicht habe leiden können. Tobias gab diesen Jagdjunker, mit dem abscheulichen großen Hunde, ohne Bedenken, für einen Vetter aus und versicherte, daß er seinen Vater zu Kropfenstein, fast alle zwei Jahre einmal besuchte, um den wilden Säuen, die sich häufig in seinen Gegenden aufhielten, nachzustellen.

Als auf diese Art die Familienangelegenheiten des Tobias in gehöriges Licht gesetzt waren, wuchs auch unvermekt das Zutrauen zu seiner Person, und die Frau von Mindenau beliebte zu bemerken, daß man einen jungen Edelmann, schon beim ersten Anblik, von andern jungen Leuten gemeinen Herkommens unterscheiden könne. Zugleich maaß sie den Junker Tobias, so weit er sitzend gemessen werden konnte, aus einem Winkel ihres rechten Auges, und fand, ohne sich jedoch etwas merken zu lassen, daß sie in ihrer Behauptung recht habe.

Da am Ende der Mahlzeit der schmarozende Krautjunker, eine genealogische Abhandlung über einige benachbarte Familien anfing und sich, um nicht durch die schönen Augen der Frau von Mindenau, oder den dreisten zuverlässigen Blik des Junkers Tobias, irre ge-

macht

macht zu werden, mit seiner Rede an die bejahrte Dame wandte, so kam es zwischen der Frau vom Hause und dem Junker, nach und nach, zu einem Augenspiele, in dem, bald der eine, bald der andere gewann, zuletzt aber doch Junker Tobias der siegende Theil blieb; ohne Zweifel, weil die, noch wenige Stunden zuvor, über die junge und reizende Wirthin zum goldenen Kalbe, erfochtenen Siege, in seinen Augen schimmerten.

Man stand von der Tafel auf, und die bejahrte Dame, begab sich, unter Begleitung einer herrschaftlichen Zofe, nach dem für sie bestimmten Zimmer. Der Krautjunker ging, nach höflichem Abschiede, zu dem Verwalter, um bei einer Pfeife Tobak, über Wirthschaftssachen und Nebenmenschen zu schwatzen, und Tobias machte Mine, sich nach der Schenke zu verfügen; allein daraus wurde diesmal nichts. Die Frau von Mindenau war nicht gewohnt, mit ihren Höflichkeiten, auf der Hälfte Weges zu verbleiben und behauptete, mit dem anmuthigsten Lächeln von der Welt, daß sie nicht zugeben könne, daß ein junger Edelmann, dem sie überdem noch große Verbindlichkeiten habe, erst bei ihr zu Nacht esse und hernach in der Bauernschenke auf Stroh liege, Es wurde befohlen, das Bette für ihn, in einem der Be-

suchzimmer zu machen und ihm, da es erst nach zehn Uhr war, vorgeschlagen, mit der Frau vom Hause, noch eine halbe Stunde lang, in den Alleen des Schloßgartens spatzieren zu gehen.

So müde Tobias auch von seiner beschwerlichen Reise war, so vertrieb doch dieser Vorschlag, den er mit Freuden annahm, mit einemmale alle Anwandlungen von Schläfrigkeit aus seinen Gliedern; er spielte ganz die Rolle eines wohlerzogenen jungen Kavaliers und begleitete die Dame, die ihm den Arm gab.

Die Frau von Mindenau gehörte nicht zu der Zahl der jungen empfindelnden Damen, die bei dem Scheine des Mondes, oder dem Glanz der Sterne, in eine sanfte Schwermuth gerathen; sie war Hofdame gewesen und besaß also einen größern Schatz von wesentlichen Kenntnissen, als viele andere Personen ihres Geschlechts. Nur seit wenigen Tagen, war sie zwei und zwanzig Jahr alt geworden; ihr Körperbau war einer der regelmässigsten und ihre ganze Gestalt so einnehmend, daß man sie in den ältern Zeiten, wo die schönen Damen seltener waren, als in den unsrigen, ohne Zweifel als eine Halbgöttinn verehrt haben würde. Das einzige, was sie bisweilen dem übrigen Frauenzimmer gleich machte, war nicht

ihr

ihr voller Busen, nicht das herrliche Inkarnat, das ihre Lilienwangen bedeckte, denn diese Vorzüge besaß sie, in einem so hohen Grade, wie sie je eine Halbgöttinn hatte besitzen können, sondern eine Laune, die, wenn sie einmal anfing in Gährung zu gerathen, ihres Gleichen in allen vier Welttheilen suchte. Frau von Mindenau hatte überdem noch den verzeihlichen Fehler, daß sie sehr auf sechs und dreißig Ahnen hielt und den edelsten Mann von bürgerlichem Herkommen für nichts achtete.

Unmöglich hätte Tobias alle diese vorzüglichen Eigenschaften der jungen Dame errathen können, wenn sie ihm nicht selbst Gelegenheit gegeben hätte, sich einen Begriff davon zu machen.

Dieses im Vorbeigehen gesagt, kommen wir wieder auf den Spaziergang in den Alleen des Schloßgartens. Anstatt also von dem Monde und den Sternen zu sprechen, lenkte die Frau von Mindenau die Unterredung vielmehr auf die junge Wirthin im goldenen Kalbe und frug ihren Gast, ob ihm ihre Eroberung schwer geworden sey? Eine solche Frage, in einem Augenblicke, wo man sich ihrer am wenigsten versieht, in einem Augenblicke, wo von einem Ja und Nein, nachdem es ausgesprochen wird, der Besitz einer selten schönen Person abhängt,

so

so zu beantworten, daß man nichts dabei verliert, erfordert wirklich eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung. Tobias übergab Stephan, der, wie er wohl merkte, aus der Schule geschwatzt hatte, in seinem Geiste, tausendmal dem Teufel, aber damit war die Frage noch nicht beantwortet; er nahm also seine ganze natürliche Logik zusammen, und fand, daß diese Frage eine Thatsache voraussetze, die noch nicht erwiesen war und schwerlich erwiesen werden konnte. Nun hatte er gewonnen Spiel, denn er behauptete schlechtweg, die junge Wirthin fast nicht einmal angesehen zu haben, weil sie ihm theils zu wenig anzüglich geschienen, theils keine Genugthuung in ihrer Unterredung habe geben können. Ueberhaupt versicherte er, einen natürlichen Widerwillen an allem was bürgerlich sey, zu haben.

Wenn auch die Frau von Mindenau dieser Versicherung nicht trauete, so stellte sie sich doch, als ob sie ihr völligen Glauben beimäße, und ehe man es sich versah, war man nahe an einem Lusthause, das ringsherum von schattichten Bäumen umgeben war, angelangt. Die Frau von Mindenau erinnerte sich, daß ihr Gast nothwendig von der Reise müde seyn müsse. Man ging hinein und da ein einziger bequemer Sofa den ganzen Hausrath von diesem reizenden

Lust-

Lusthause ausmachte, so wurde Tobias eingeladen, sich an der Seite der Dame darauf niederzusetzen. Anstatt sich lange mit Höflichkeitsformularen aufzuhalten, setzte er sich der Dame so nahe, daß ihr Geblüt nothwendig in ein ziemlich starkes Wallen gerathen mußte. Jeder anderer, als Tobias, hätte den schweren Athemzug der schönen Witwe vielleicht für eine Art von Unpäßlichkeit gehalten, aber so ein Pinsel war unser junger Mann nicht. Stufenweis stieg er, von der Versicherung der tiefsten Berehrung, bis zu den Versicherungen der heißesten Liebe. Er spielte so ganz die Rolle eines Kavaliers, der jährlich hundert tausende zu verschwenden hat, war verwegen genug, der jungen Dame die Hände zu drücken und als sie diesen Druck nur ein einzigesmal erwiederte, sie feurig in seine Arme zu schließen und die heißesten Küsse auf ihre Rosenwangen und Lippen zu drücken.

O der Beneidenswerthe! höre ich einen meiner Leser ausrufen, der so gern an Tobias Stelle gewesen seyn möchte! Aber nicht jeder weiß sich so, wie Tobias, zu verhalten; nicht jeder weiß, so wie er, sich eines gewissen Sieges zu versichern, und selbst nach dem Siege so biegsam, so gefällig zu seyn, als ob er der Uiberwundene wäre. So lag Tobias zu den

Füssen

Füssen der holden reizenden Dame, als er höchst glücklich geworden war und sich fortdauernde Huld und Gnade erflehte und nicht eher aufhörte zu flehen, bis er erhört wurde. Ihm wurde blos Verschwiegenheit anbefohlen und glücklicher Weise gehörte diese Tugend zu den wenigen, die ihm zugetheilt waren. Zufrieden mit seinem Glücke, prahlte er nie mit den Gunstbezeigungen, die er sich errungen hatte; sondern verschloß sein Entzücken in sich selbst. Vorsichtig jeden Verdacht zu entfernen, der dem Gegenstande seiner feurigen Umarmungen hätte nachtheilig seyn oder den neidischen Tadlern Anlaß zu giftigen Urtheilen geben können, erndtete er immer die herrlichsten Früchte seiner Bescheidenheit ein. Mehr wie eine junge Schöne hatte, um dieser guten Eigenschaft willen, die das Frauenzimmer bald gewahr wird, ihre Reize im vollern Maaße an ihn verschwendet, als sie sonst gethan haben würde und endlich war er das Schweigen so gewohnt geworden, daß man sich füglich die Mühe hätte ersparen können, ihn daran zu erinnern.

O dreimal glücklicher Tag! dachte Tobias, als er mit der jungen Dame nach dem Schlosse zurückkehrte und sie, am Ende einer dunkeln Lindenallee, zur Anwünschung eines süssen Schlafes, noch einmal unter den feurigsten Küssen umarmte.

Alles

Alles schien wie nicht geschehen zu seyn, als beide das Schloß wieder betraten, und Tobias, den ein alter Bedienter, nach dem für ihn bestimmten Zimmer, begleiten mußte, sich unter dem gewöhnlichen Höflichkeitsgepränge, von der gastfreien Gutsbesitzerin beurlaubte.

Sechstes Kapitel.

Wie lange mag wohl die Freude gedauert haben?

Ich irre mich sehr, oder jeder Leser wird diese Frage aufwerfen? Aber noch ist es nicht Zeit, sie zu beantworten. Beklagenswerth ist der, der im vollen Genuß des Glücks, um die Zukunft besorgt ist, denn er wird, von dem Augenblick an, Wermuth in den süssesten Trank mischen, und sich jede Freude vergällen.

Tobias entschlummerte in den entzückendsten Träumen, und pries sich bei seinem Erwachen glücklich, seinen Vater, seine Stiefmutter und das alte Schloß des Barons von Kollerhan verlassen zu haben. Ganz für das gesellschaftliche Leben geschaffen, kleidete er sich geschwind und so sauber an, als es das kleine

Ge-

Gepäcke, so er in seinen Taschen mit sich führte, erlauben wollte und richtete nunmehr seinen Gang, weil er niemand zur Last fallen wollte, nach den hohen Alleen des Schloßgartens, um in Gesellschaft der säuselnden Westwinde, sich in eine Seligkeit zurück zu denken, von der er, vier und zwanzig Stunden zuvor, noch keinen Begriff gehabt hatte. Indessen war die Frau vom Hause schon lange vor ihm aufgestanden, und hatte sich, weil auch ihr, ihre Zimmer, bei der schwülen Sommerhitze, zu enge wurden, in den Garten begeben, um in eben dem Lusthause, wo sie, den Abend zuvor, mit Tobias so vertraut geworden war, einer kühlern Luft zu genießen. In leichten wohlgewählten Nachtkleidern, lag sie nachlässig hingestreckt auf dem Sofa, auf dem Tobias, noch vor wenigen Stunden, einen so herrlichen Sieg erfochten hatte, als er selbst, ohne sie hier zu vermuthen, hereintrat. Ganz außer sich vor Freuden, über ihren unerwarteten Anblick, warf er sich zu ihren Füssen und hatte große Lust, das Bundesfest des vorigen Abends zu erneuern, aber die schöne Herzensbezwingerinn hatte diesmal eine verdrießliche Laune, und erinnerte ihn, mit einem ernsten Blicke, an die Ehrerbietung, die er einer Dame von ihrem Range schuldig sey. Es hatte gar nicht das

An-

Ansehen, als ob sie sich an dasjenige erinner-te, was zwischen ihr und ihrem Gaste vorgefallen war; sie nöthigte ihn sogar nicht einmal sich niederzusetzen, sondern bat ihn vielmehr, sich unverzüglich wieder nach dem Schlosse zu begeben, und sie dort zu erwarten.

Tobias zerbrach sich den Kopf, indem er unaufhörlich darüber nachdachte, ob er wohl irgend einen Anlaß zu dieser Kaltsinnigkeit gegeben haben möchte. Indessen folgte er dem erhaltenen Befehle, und gieng gerades Weges nach dem Schlosse. Hier traf er seinen Reisegefährten Stephan, sagte ihm, unter vier Augen, daß seine gebietende Frau einigen Anlaß zum Verdruß gehabt haben müsse, und so verdrießlich sey, daß er, gleich bei ihrer Zurückkehr ins Schloß, sich für alle Gnade bedanken und weiter reisen wolle.

Stephan schüttelte den Kopf und meinte, es sey ihm nicht lieb, daß seiner Herrschaft ihre vornehme Krankheit, wovon sie schon am fürstlichen Hofe angesteckt worden, eben jetzt wieder angewandelt habe. Die Beschreibung, die der ehrliche Stephan von dieser Krankheit machte, war so possierlich, daß Tobias sich dabei des Lachens nicht enthalten konnte, und im Grunde war es doch weiter nichts als die Laune, die besonders den schönen jungen Da-

men so wohl ansteht und wenn sie einmal vorüber ist, ihre wiederkehrende Freundlichkeit um desto reizender macht. Ein Glück, sagte Stephan, ist noch dabei, daß die Anfälle nur gemeiniglich einige Stunden und höchstens einmal einen ganzen Tag dauern. Da will sie in solchen Augenblicken, bald fahren, bald reiten, bald gehen, bald sich von ihren Kammerjungfern tragen lassen; bald will sie sterben, bald recht vergnügt leben; bald schickt sie nach dem Pfarrer, um sich zum Tode bereiten, und bald nach dem Tischler, um sich das Maaß zum Sarge nehmen zu lassen und wenn beide kommen, so frägt sie freundlich, was ihr Begehren ist, was Neues in der umliegenden Gegend vorfällt, unterredet sich mit dem alten frommen Geistlichen, als ob er ihr Liebhaber wäre und drohet dem Tischler, der des Sarges erwähnt, ihn mit Hunden vom Schloßhofe weghetzen zu lassen.

O gnädiger Junker, sagte Stephan, das sind böse Augenblicke fürs Hofgesinde! da regnets Ohrfeigen rechts und links, und so eine schöne weiße weiche Hand die junge Dame auch hat, so schlägt sie doch, wenns das Gesicht gilt, so fest, als, Gott sey bey uns, unser einer schlagen könnte. Ihre Krankheit kann aber nicht eher und besser kurirt werden, als

wenn man sie zu einem tiefen Nachdenken zu bringen weiß. Das geschieht denn, wenn sie, zum Exempel, ihrer liebsten Kammerjungfer, die ihr die Haare frisirt, einen Schlag gegeben hat, daß sie, wie todt, auf die Erde fällt, oder wenn ihr Lieblingshündchen zu bellen anfängt, und gar nicht wieder aufhören will oder plötzlich ein Bauer mit der Nachricht gerennt kömmt, daß in Berlin oder in der fürstlichen Residenz, wo sie auferzogen ist, eine große Feuersbrunst ausgebrochen sey. Für diesen Morgen würde ich den gnädigen Junker wohl rathen, ein wenig in dem Lustwäldchen spatzieren zu gehen, das, wenn sie zum großen Schloßthore hinaus gehen, linker Hand liegt. Ich wette die gnädige Frau wird bald aus dem Garten zurückkommen, und wenn sie Sie nicht antrifft, der Meinung seyn, daß Sie empfindlich geworden, und, ohne Abschied zu nehmen, weiter gereiset sind. Für unhöflich gegen fremde Kavaliere mag sie bei Leibe nicht gehalten werden. Da wird es an ein Suchen und Schicken gehen und wenn ich denn merke, daß es Zeit ist, so werde ich sie schon finden. Aber ich bitte, um alles in der Welt, mich nicht zu verrathen, denn ich müßte wahrhaftig auf acht Tage, bei Wasser und Brod und einer täglichen derben Tracht Schläge, ins Loch kriechen, und Ihnen wäre auch nicht damit geholfen.

Ste-

Stephans Vorschlag wurde angenommen und Tobias mochte kaum ein Viertelstündchen im Lustwalde spatzieren gegangen seyn, als die Dame aus dem Garten zurückkam und einem Bedienten, der ihr nicht sagen konnte, wo der fremde Junker sey, einen so derben Nasenstüber mit ihrer schönen geballten Hand versetzte, daß er augenblicklich sein Schnupftuch herausziehen und zu einem Brunnen laufen mußte, um sich, nach einem ziemlich reichlichen Blutsturz, das Gesicht wieder abzuwaschen. Schon begann ihr Herz, sich den Regungen des Mitleids zu eröffnen und sie befahl den übrigen männlichen und weiblichen Bedienten, den Junker aufzusuchen und ihn einzuladen, das Frühstück mit ihr einzunehmen.

Nun wurden nicht allein alle Gemächer des Schlosses durchsucht, sondern man lief auch in dem geräumigen Schloßgarten herum, in der Meinung, den Junker daselbst anzutreffen, aber alle angewandte Mühe war vergebens. Endlich meldete der Pförtner, der die Ursache des ängstlichen Hin und Herlaufens erfuhr, daß der gnädige Junker zu der großen Schloßpforte hinausgegangen sey, er aber nicht wisse, wo er seinen Weg weiter hingerichtet habe.

Jetzt besann sich die Dame, daß der junge Mann, ihr kaltsinniges Verfahren im Lust-

hause könne übel genommen und seinen Weg nach Berlin weiter fortgesetzt haben. Ihr fiel eines Theils dabei ein, daß er, aus seinem kurzen Aufenthalte, unterwegs und zu Berlin ein fein lustiges Histörchen zusammensetzen könnte, anderntheils hatte sie an seinem des vorigen Abends gezeigten Betragen, einen so innigen Wohlgefallen gefunden, daß sie ihn noch eine Zeitlang bei sich zu behalten wünschte. Da ihr also einfiel, daß er unmöglich schon weit von ihrem Gute entfernt seyn könne, so befahl sie dem Kutscher und zwei Bedienten, ihm zu Pferde und auf verschiedenen Wegen nachzujagen und in ihrem Namen höflichst zu bitten, nach dem Schlosse zurückzukehren. Zugleich wurden diese Leute gemessen angewiesen, sich nicht ohne ihn wieder blicken zu lassen. Stephan erhielt seiner Seits den Auftrag, in der Schenke, allen Bauernhäusern und nahegelegenen Wäldern, zu forschen, ob der junge Herr niemanden zu Gesichte gekommen sey.

Das war eben, was der gutherzige Botenläufer wünschte, aber er hütete sich sorgfältig, seinen Weg gerade nach dem Lustwalde zu nehmen, ging erst nach der Schenke, hernach in die meisten Bauernhäuser und frug zuletzt auch, mit gutem Vorbedacht, an einer nahe am Lustwalde gelegenen Hütte, wo To-

bias nothwendig vorbeigekommen seyn mußte, ob man ihn nicht gesehen habe? Ein kleines Mädchen, das vor der Hütte saß, bejahte seine Frage und fügte noch hinzu, der Junker habe einen Hund bei sich gehabt, der immer hinter ihm hergegangen sey.

Indessen war eine gute Stunde darüber verflossen, daß Stephan sein erdichtetes Nachsuchen vorgenommen hatte und Tobias, der sich nicht gern mit sich selbst unterhalten mochte, dem auch überdem die Schönheit der jungen Dame eine Wunde geschlagen hatte, fing schon an, zu bereuen, dem Rathe seines Reisegefährten gefolgt zu haben, als dieser mit einemmale auf ihn zurannte und ihm von allem, was vorgegangen war, treulich Nachricht gab.

Tobias eilte nunmehr, ohne Zeitverlust, mit seinem Rathgeber nach dem Schlosse zurük, wo die Dame schon Befehl gegeben hatte, niemand als den fremden Junker in ihr Zimmer zu lassen. Alle Laune war verschwunden, als er zu ihr hineintrat. Mit dem freundlichsten Lächeln, erhob sie sich von ihrem gepolsterten Sitze, sagte ihrem Gaste mit einem schmachtenden Blicke, der durch die Seele gieng, daß sie seinetwegen sehr beunruhigt gewesen sey und machte ihm, als er sich mit dem Spatziergange in den Lustwald entschuldigte, die zärtlichsten

Vorwürfe; ja sie gieng so weit, ihm zu gestehen, daß er ihr nichts weniger als gleichgültig sey. Um ihm einen Beweis davon zu geben, zeigte sie ihm einen Brief, den sie seinetwegen an die Gräfin von S** ihre Herzensfreundin, in Berlin, geschrieben hätte, und versicherte, daß diese alles thun könnte, um ihn, wenn er es wünschte, in königlichen Diensten einen guten Posten, so wie er sich für einen Kavalier schicke, zu verschaffen. Ihn noch mehr von der Reinigkeit ihrer Absichten zu versichern, ließ sie augenblicklich Licht bringen, siegelte den Brief vor seinen Augen, setzte die Aufschrift darauf, und händigte ihm solchen ein, um ihn aufzubewahren. Nun aber mußte ihr Tobias versprechen, noch einen ganzen Monat bei ihr zu bleiben.

Angenehmer hätte diesem wohl nie ein Versprechen seyn können und er nahm sich ernstlich vor, diesen Zeitraum ganz dem Dienste seiner Wohlthäterinn zu widmen. Sie war, seit der letzten Alterazion, die liebenswürdigste, gefälligste und unterhaltendste Frau von der Welt geworden. Mit jedem Tage gab sie ihrem Gaste neue Gelegenheit, einen unerschöpflichen Grund von schönen Eigenschaften an ihr zu bemerken. Das einsam gelegene Lusthaus in dem Schloßgarten, wurde zu einem Tempel eingewei-

weihet, in dem der Liebe täglich neue Opfer gebracht wurden. Täglich gab sie Tobias auch neue Proben ihrer Freigebigkeit. Bald mußte er zum beständigen Andenken eine goldene Uhr, bald einen Ring von nicht unbeträchtlichem Werthe, bald eine andere Kostbarkeit annehmen.

So waren bereits drei Wochen verflossen, als Tobias Unstern mit einemmale feurige Kohlen über sein Haupt sammlete.

Eben der schmarotzende Krautjunker, dessen wir schon gedacht haben und der Tobias Stammgut Kropfenstein aus Erzählungen zu kennen vorgab, hatte gleich den Tag, nach des erstern Ankunft auf dem Schlosse, in aller Früh von der Frau von Mindenau Abschied genommen und seinen Marsch zu Fuße nach einem, fünf Meilen weit, entlegenen Rittersitze hingerichtet. Ein Ungefähr wollte nicht daß er durch den Flecken kam, in dem der Zolleinnehmer Bratenhauer die Person vom ersten Range vorstellte, denn dieses war ohnehin sein Weg, sondern daß er im Wirthshause zum goldenen Kalbe einkehrte und den Herrn Bratenhauer daselbst antraf. Dieser gefährliche Mensch hatte seit der letzten Nacht abermals Nachricht von den Werbern, und dem dienstfertigen Schenkwirth Kaspar Knote, erhalten. Er wußte

nun=

nunmehr ganz zuverlässig, daß unser Tobias nichts weniger als ein Edelmann, sondern der Sohn eines Schloßverwalters sey, der in Diensten des Barons von Kollerhan stunde; er wußte, daß er seine Eltern heimlich verlassen und überdem noch hundert Thaler aus seiner Stiefmutter Beutel mitgenommen hatte. Himmel und Hölle wollte der erzürnte Zollbeamte nunmehr rege machen, um sich an dem jungen Menschen, der ihm einen so großen Strich durch seine Rechnung gemacht hatte, zu rächen. Niemand hätte ihm jetzt willkommener seyn können, als irgend iemand, der ihm von Tobias weiterm Verbleiben einige Nachricht geben konnte, und da kam eben der schmarotzende Krautjunker, der sich eigends bei ihm erkundigte, ob nicht Tages zuvor ein junger Edelmann, mit einem Boten und einem Hunde, bei ihm eingekehrt sey?

„Ja freilich ist so ein junger Laffe bei mir eingekehrt", antwortete Bratenhauer, „aber er hat sich auch zu seinem Glück nicht lange aufgehalten, denn wenn ich ihn erwischt hätte, so säße er diesem Augenblick im Thurme. Meiner Frau hat er weiß gemacht, daß er nach einem Vorwerke gehen wolle und so ist er verschwunden, ohne daß man weiter etwas von ihm gehört oder gesehen hat."

Der

Der wandernde Kavalier, der in der festen Meinung stand, daß Tobias ohne Zweifel noch desselben Morgens, sich bei der Frau von **Mindenau** beurlaubt haben und weiter gereist seyn würde, ließ sich nichts davon merken, daß er ihn gesehen hätte; er erwähnte nur obenhin, daß er von Leuten auf der Heerstrasse erfahren habe, daß ein solcher junger Mensch, schon gestern auf dem Wege nach Berlin gesehen worden sey. Daß der gute Krautjunker aber, sich nicht weiter ausließ, geschah mit gutem Vorbedacht. Er hatte aus dem Munde des Boten gehört, daß Tobias ihn durch seine Unerschrockenheit und seinen Beistand, aus den Händen der Werber errettet hätte. Hierdurch war der Frau von **Mindenau** ein wesentlicher Dienst geschehen, und ihre Tafel gefiel ihm viel zu sehr, als daß er sich ihrer durch irgend eine Voreiligkeit in seinen Reden hätte berauben sollen. Indessen schrieb er sich alles, was der Zolleinnehmer nachtheiliges von Tobias redete, sorgfältig hinters Ohr, um theils seinen Schatz von Anekdoten damit zu vermehren, theils zu seiner Zeit, der Frau von **Mindenau**, bei müssigen Stunden, die Zeit damit zu vertreiben. Es vergingen drei Wochen, und er hatte sich während dieser Zeit schon auf drei verschiedenen Herrschaften aufgehalten, als es ihm einfiel,

fiel, nach dem Schlosse der Frau von Mindenau zurückzukehren. Seine Ankunft war diesmal von größerer Bedeutung, als sie es je gewesen war, und hätte, wie man aus dem folgenden Kapitel ersehen wird, der ganzen Geschichte des Tobias ein nur gar zu kurzes Ziel setzen können, wenn nicht die Vorsehung mehr für ihn besorgt gewesen wäre, als er für sich selbst. Nur drei Wochen lang dauerte seine Freude und er mußte nunmehr fühlen, daß nichts in der Welt beständig sey.

Siebentes Kapitel.

Wenn man sich in Gefahr begiebt, kann man leicht darin umkommen.

Der verwünschte Krautjunker hatte kaum ein paar Privataudienzen bei der Frau von Mindenau gehabt, so war sie schon völlig überzeugt, daß sie ihre zärtlichen Umarmungen an den Sohn eines elenden Schloßbeamten, an einen Unglücklichen, dessen einziges Verdienst seine Dreistigkeit war, verschwendet hätte. Der Gedanke, so tief gefallen zu seyn, war ihr un-

er-

erträglich; indessen fand sie doch auch Bedenken, ihren dreiwöchentlichen Gast mit Schimpf und Schande zum Hause hinauszujagen. So sehr das Gesinde auf dem Lande seiner Herrschaft unterthänig ist, so giebt es doch Augenblicke, wo es in seinem kleinen Zirkel ganz frei darüber urtheilt und den gerechten Richter spielt. Der Bauer Stephan war im ganzen Hause beliebt, weil er sich von jedermann zum Packesel gebrauchen ließ, und Stephan hatte seine Freiheit dem angeblichen fremden Junker zu verdanken, der auch seinerseits allen männlichen und weiblichen Bedienten gefällig war. Ueberdem würde das Verbrechen, sich für einen Edelmann ausgegeben zu haben, in den Augen dieser Leute, die das Frevelhafte davon nicht einsehen konnen, von keinem Belang gewesen seyn; selbst da nicht, wenn sie mit Zuverlässigkeit gewußt hätten, daß er im vollen Genuß der Reize ihrer hochgebietenden Frau gestanden habe.

Besser, dachte die schöne Dame, du schaffest dir den kecken Liebhaber mit einer guten Manier und ohne alles Geräusch vom Hälse. Es wandelte ihr wohl so ein Gedanke an, ihm durch ein paar Schalen Chokolade, die sie ihm des Morgens in sein Zimmer zu schicken pflegte, aus der Welt zu schicken; sie überlegte auch wirklich mit einer alten Kammerfrau, die sie

noch

noch vom fürstlichen Hofe mitgebracht hatte, welcher Saft oder welches Pulver zu einem solchen Behufe wohl am dienlichsten seyn möchte; allein die Zofe war der Meinung, daß es noch wohl andere Mittel geben könne, wodurch man den angeblichen Junker, ohne das ganze Hofgesinde und die ganze Nachbarschaft, durch einen so unerwarteten und plötzlichen Todesfall zu erschrecken, und ohne daß er es selbst merke, aus dem Wege räumen könne. Zu diesem Ende versprach sie, mit dem alten Jäger Theodor zu sprechen, der, wie sie behauptete, ein ausgemachter Schwarzkünstler sey, und in dergleichen Fällen, mehr als alle andere Menschen wisse.

Theodor war in der That ein gewaltiger Jäger und schien, nach seinen Erzählungen zu urtheilen, weder mit Menschen noch Vieh Mitleid zu haben; im Grunde war er aber nichts weniger als ein Bösewicht und that heimlich seinen Nebenmenschen mehr Gutes, als man von ihm hätte vermuthen können. Er war es schon gewohnt, die Befehle seiner gestrengen Dame, aus dem Munde ihrer ersten Kammerfrau zu vernehmen, erschien also auch, sobald ihn diese hatte rufen lassen, in eigner Person, und glaubte festiglich, daß die Rede von einem Stück Hochwildpret seyn würde, das er allen-

falls

falls in größter Geschwindigkeit erlegen sollte. Geschmeidig wie ein alter Hofjäger, frug er die Zofe, was er auf Befehl der gnädigen Frau zusammen bürsten solle, und mit einem schmeichelhaften Wesen entdeckte ihm diese, wie er sich auf die leichteste Art von der Welt dreißig Thaler verdienen könne, wenn er den fremden Junker, wie schon mehrmals geschehen, zur Jagd einladen und ihn im Dickicht des Waldes, statt eines Stück Hochwildprets, wegbürsten wolle.

Theodor gestand, daß das eine Kleinigkeit für ihn seyn würde, fügte aber mit einer bedenklichen Mine hinzu, daß wenn er den Junker auch noch so tief unter der Erde vergraben möchte, die That doch, über kurz oder lang, an den Tag kommen und der unbefleckten Ehre seiner gnädigsten Gebieterin schaden könne. „Mir fällt“, fuhr er fort, „ein anderes Mittel ein, welches mit weniger Gefahr verknüpft ist, den fremden Junker aber in ganz kurzer Zeit, zwar nicht in eine andere Welt, aber doch in einen andern Welttheil versetzen wird. Es liegen, eine Meile von hier, vier dänische Werber in einem Dorfe versteckt und suchen Rekruten, die nach den dänischen Inseln in Amerika verschickt werden sollen. Nun kömmt es nur darauf an, den Junker, um

die Abendzeit, bis in die Gegend zu locken, wo die Werber sich aufhalten; ich werde ihnen schon Nachricht geben, wie sie sich benehmen sollen, und so wird er verschwinden, ohne daß man weiß, wo er gestoben und geflogen ist.

Die Kammerfrau hieß den alten Jäger einen Augenblick auf Bescheid warten und theilte ihrer Dame den gethanen Vorschlag mit, der auch ohne weiteres Bedenken gut geheißen wurde. Theodor erhielt Befehl, den Werbern noch desselben Tages Nachricht zu geben, damit sie sich auf den Abend bereit halten und Tobias, der sich gewiß in der Gegend, wo sie sich aufhielten, einfinden würde, in Empfang nehmen möchten.

Augenblicklich ließ die Dame ihren Wagen anspannen, verabschiedete den armen Krautritter, unter dem Vorwande, daß sie in dringenden Rechtsangelegenheiten eine Landreise vornehmen müßte, und reiste auch wirklich, eine halbe Stunde nachher ab. Der Gedanke, Tobias noch einmal zu sehen, der schon seit zwei Stunden in dem bezauberten Lusthause des Schloßgartens auf sie wartete, war ihr jetzt so verhaßt, als er ihr zuvor, ehe sie seine Herkunft wußte, angenehm gewesen war. Indessen wurde der Kammerfrau anbefohlen, ihm mit gewöhnlicher Höflichkeit zu begegnen und

ihm

ihm zu hinterbringen, daß ihre Gebieterin, durch einen eben erhaltenen Brief, genöthigt worden sey, knall und fall, nach einem drei Meilen weit entlegenem Schlosse, zu einer Freundin zu reisen. Noch wurde hinzugesetzt, daß der gnädige Junker, der Dame, weil sie ihn darum bäte, gegen Abend, bis in die Gegend eines Dorfs, das ihm schon beschrieben werden würde, entgegen kommen möchte.

Tobias hatte auch nicht den geringsten Argwohn, daß man ihm einen Streich spielen wollte und ließ sich, in dem festen Vorsatz, der Einladung der Frau von **Mindenau** zu folgen, den Weg genau beschreiben, der nach dem Dorfe führte, wo er diese Dame erwarten sollte.

Es war zehn Uhr des Morgens als dieses vorgieng. Unvermerkt nahte die Mittagsstunde heran und da Tobias aller Aufenthalt in verschlossenen Zimmern zuwider war, so brachte er die Zeit noch immer im Schloßgarten mit Herumschlendern zu, als unvermuthet Stephan vor seinen Augen erschien und ihn bat, sich mit ihm in den abgelegensten Theil des Gartens, der an eine Wiese gränzte, zu begeben.

Der Jäger **Theodor**, der **Tobias** als einen erkannten guten Schützen und beherzten jungen Mann, herzlich wohl wollte, hatte die

ganze

ganze Geschichte, mit den dänischen Werbern für die amerikanischen Inseln, blos erdacht, um ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, sich aus dem Staube zu machen. Unter dem Vorwand alles zu Tobias Aufnahme vorzubereiten, hatte er auch wirklich den Weg nach jenem Dorfe hingenommen, aber nicht, ohne Stephan, dem er alles Gute zutraute, zuvor Nachricht, von dem was vorgefallen war, gegeben zu haben. Dieser hatte ohnehin, weil er sich im Schlosse allenthalben befand, gemerkt, daß sich etwas außerordentliches zugetragen haben müsse und endlich durch eine vertraute Magd der ersten Kammerfrau erfahren, daß der gnädige Junker Tobias kein Edelmann sey und alles von dem Zorn der jungen adelichen Dame zu befürchten habe. Ohne weiter Zeit zu verlieren, hinterbrachte er also seinem Wohlthäter, alles was er gehört und gesehen hatte, rieth ihm wohlmeinentlich sich nichts merken zu lassen und bald nach dem Mittagsessen die Reise in andere Gegenden, wo die Damen nicht so sehr auf ihren Adel bestünden, vorzunehmen. Als ihm Tobias hierauf offenbarte, daß er nach Berlin zu gehen entschlossen sey, weil ihm die Frau von Mindenau viel Gutes von dieser Stadt gesagt habe, so beschrieb ihm Stephan auf das allergenaueste den Weg, auf dem er, ohne

die

die Gränzstädte zu berühren, unaufgehalten bis zu dieser Hauptstadt gelangen könne. Tobias wollte dem ehrlichen armen Bauer, zur Bezeigung seiner Dankbarkeit zwei harte Thaler in die Hand drücken, konnte ihn aber keineswegs bewegen, sie anzunehmen, weil er der festen Meinung blieb, daß man nie etwas Gutes des Geldes wegen thun müsse.

Achtes Kapitel.

Es ist einmal der Lauf der Welt nicht anders.

Nach eingenommenen Mittagsmahl, steckte Tobias sorgfältig sein kleines Gepäcke, das sich noch durch verschiedene Geschenke vermehrt hatte, zu sich, erkundigte sich nochmals, bei der ersten Kammerfrau, nach dem Wege, den er nehmen müsse, um ihrer Dame gewiß zu begegnen und verließ bald darauf, unter Begleitung des unzertrennlichen Pantalons, das Schloß der Frau von Mindenau, nebst allen umliegenden Gegenden. Dank der deutlichen Anweisung des ehrlichen Steffens, erreichte er in zwei Stunden die brandenburgsche Gränze

und noch vor spätem Abend ein Dorf, das viertehalb Meilen von seinem letztern Standquartiere entfernt lag.

Gleich ihm verlassen wir nun auch die junge adeliche Witwe, die auf ihres Jägers Theodor Versicherung, in dem festen Glauben stand, daß Tobias, in wenigen Wochen, in Amerika seyn und nie wieder zurückkommen werde.

Als einem wohlgekleideten Fußgänger, wurde es dem wandernden Glücksritter sehr leicht, in der großen Stadt Berlin einzugehen. Mit einem Schwarm Leute vermischt, die vom Spatzierengehen zurückkamen, sah ihn die Wache für nichts weniger als einen Reisenden an und achtete es nicht der Mühe werth, ihn vermöge wohl hergebrachter Weise, nach Namen und Geburtsort, Karakter, Paß und Kundschaft zu fragen. Man hatte ihm schon unterweges einen Gasthof anempfohlen, wo er einen gefälligen Wirth finden würde und da man ihm das Viertel der Stadt und die Gasse, wo dieser Gasthof lag, zugleich genau bezeichnet hatte, so fiel es ihm auch nicht schwer, ihn zu finden.

So viel Einsehen hatte Tobias nun wohl, daß ein Reisender zu Fuß, in dem Gasthofe einer großen Stadt, nicht so viel Eindruck macht, als ein andrer, der mit vier Postpfer-

den

den und drei großen Koffern angefahren kömmt. Um also, auch seinerseits, sich ohne schweres Gepäcke in Kredit zu setzen, forderte er ein bequemes Zimmer, dessen Fenster nach der Gasse hinausgingen, bezahlte, was man dafür forderte, auf acht Tage voraus, und sah, mit gutem Vorbedacht, nach seiner goldenen Uhr, die er nach derjenigen des Wirths richtete. Ueberdem ließ er, beim Scheine des Lichts, denn es war schon Nacht geworden, seinen Diamantring an seinem Finger blitzen, und befahl unverzüglich eine gute Mahlzeit zuzubereiten.

Alles dieses that er mit einem so ernsten und adelichen Anstande, daß der Wirth, der sich sonst gern mit seinen Gästen zu familiarisiren pflegte, ihm mit aller Ehrerbietung begegnete und bat, ihm nur recht oft Gelegenheit zu geben, seine Befehle auszurichten.

Obgleich das Abendessen noch lange nicht bereit war, so wurde doch der Tisch sogleich gedeckt und der Wirth holte, um seinem Gaste indessen die Zeit zu vertreiben, Papier, Dinte und Feder, erklärte ihm die Vorschriften der Polizei, mit denen er gar nicht zufrieden zu seyn behauptete und bat um Verzeihung, daß er sich Tobias Namen ausbitten müsse.

Tobias. Ich heiße Tobias von Kropfer auf Kropfenstein.

Wirth. Meinen der Herr Baron nicht, daß es besser wäre, Ihren werthen Namen etwas abzukürzen. Es giebt, bei den langen adelichen Namen, so viel Erkundigens von Seiten der Polizei, und das ist den Herren Passagieren oft sehr ungelegen. Wie wäre es, wenn wir nur schlechtweg Herr von Kropfer schrieben?

Tobias. Meinethalben schreiben Sie was Sie wollen.

Wirth. Darf ich den Herrn Baron fragen, wo Sie eigentlich herkommen?

Tobias. Aus Thüringen.

Wirth. Aus Thüringen! Daher kommen hier nach Berlin sehr wenige Edelleute. Ei, Ei! das wird ein Nachfragen geben! Da weckt mich, vielleicht noch in der Nacht, eine Ordonanzwache aus dem ersten Schlafe und der Polizeiinspektor ist gewiß schon in einer Stunde hier und belästiget zugleich den Herrn Baron. Die Leute thun immer, als ob jeder Fremder das Land verrathen wollte. Ich denke, das Thüringen liegt hinter Sachsen. Wenn der Herr Baron nicht überlästigt seyn wollen, so wäre mein unmaßgeblicher Vorschlag, Sie gäben sich für einen Leipziger Studenten aus. Da hätten wir beide Ruhe. Und Ihre Geschäfte, Herr Baron?

Tobias. Ich habe keine eigentlichen Geschäfte. Ich werde sehen, wie es mir hier gefällt.

Wirth. O, das paßt sich ja ganz herrlich. Ich werde also schreiben: Student aus Leipzig, der sich einige Zeit zu seinem Vergnügen hier aufhalten und die Seltenheiten der Stadt besehen will. Da können der Herr Baron fahren, reiten, gehen, wieder wegreisen, oder so lange hier bleiben, wie Sie wollen. Weder Polizei noch Gouvernement wird sich weiter um Sie bekümmern. —

Damit wären wir also fertig. Stehet sonst noch etwas zu Ihren Befehlen?

Tobias. Nein. Aber können Sie mir nicht sagen, wo hier in Berlin eine Gräfin von G== wohnt, und was für eine Dame sie eigentlich ist?

Wirth (sich etwas besinnend) In Ansehung der ersten Frage kann ich gehorsamst dienen. Die Frau Gräfin wohnen auf der Friedrichsstadt und wenn es Ihnen anders gefällig ist, so werde ich Sie morgen, oder wenn eher es Ihnen beliebt, selbst nach ihrer Wohnung begleiten. Was aber die zweite Frage anbelangt, so kann ich so eigentlich nicht aufwarten. So viel habe ich wohl gehört, daß die Frau Gräfin eine Dame von der großen Welt sind. Man

sagt

sagt auch, daß sie schon mehr als einen Liebhaber gehabt haben. Das ist nun freilich bei unsern vornehmen Damen nichts Neues, aber was sagen die Leute nicht? Die vornehmen Damen haben recht, daß sie darüber lachen und sich nicht weiter darum bekümmern. Der Herr Baron werden am besten wissen, was daran ist.

Darin irrte der Herr Wirth, denn Tobias wußte nichts. Indessen ließ er sich auch nichts merken, sondern stellte sich, als ob er außerordentlich viel wüßte.

Es verstrichen anderthalb Stunden, bis zum Abendessen, und der Wirth benutzte diese Zeit, um seinem Gaste die Annehmlichkeiten von Berlin zu schildern. Er nannte ihm alle die öffentlichen Oerter und Häuser, wo ein Fremder am leichtesten Bekanntschaft machen könnte, und Tobias nahm sich vor, gleich des folgenden Morgens, in Gesellschaft dieses seines dienstfertigen Wirths ein Koffeehaus zu besuchen.

Kaum war der folgende Morgen angebrochen, so erwachte Tobias aus einem sorgenlosen Schlafe. Zum erstenmal in seinem Leben, fing er nunmehr an, ernstlich zu überlegen, was er in der Zukunft machen möchte. Gelernt hatte er nichts, als Lesen, Schreiben und Rechnen. Daß es dergleichen Leute hier

mehr

mehr geben würde, konnte er sich wohl vorstellen und eine Schreiberstelle, schien ihm ohnehin, als einen Mann, der schlechterdings für einen jungen Edelmann von gutem Hause gehalten seyn wollte, zu gemein. Das Soldatenleben hätte ihm wohl angestanden, aber an wen sich wenden, um darin fortzukommen? Ueberdem hatte er schon, aus der Abends zuvor mit seinem Wirth gepflogenen Unterredung begriffen, daß viele Erkundigungen eingezogen würden, und viele Zeit dazu gehöre, ehe man einen fremden Edelmann zum Offizier befördere. Diese Feuerprobe wollte er nicht eingehen. Es war also noch ein Stand übrig, und das war der Lakaienstand; gewiß derjenige, durch den man, wenn man sich nur in die Launen und Schwachheiten der Herrschaft zu schicken weiß, es am weitsten bringen kann; aber hatte es ihm schon zu gemein gedünkt, ein Schreiber zu werden, so verwarf er den Gedanken, in den Lakaienstand zu treten, mit völliger Verachtung. Der endliche Schluß fiel also dahin aus, seinen Glücksstern von neuem die Sorge für sein weiteres Fortkommen zu überlassen. Er war einige Zeit unentschlossen, ob er den an die Gräfin von G** gerichteten Brief, den er sorgfältig aufbewahret hatte, abgeben oder verbrennen sollte. Als er aber be-

dachte,

dachte, daß ihm das erstere immer mehr Vortheil als Schaden bringen könnte, so nahm er sich fest vor, zu dieser Dame hinzugehen. Um mit einem gewissen Anstand vor ihr zu erscheinen, verschob er seinen Besuch auf etliche Tage und nahm unterdessen eine Reforme in seiner Kleidung vor. Durch Hilfe des Schneiders und der Galanteriehändler, wurde er mit einemmale in einen Stutzer umgeschaffen, und da er nunmehr verschiedene Kleidungsstücke zu verwahren hatte, so kaufte er sich auch einen Koffer. Seine gute Bildung und sein Wuchs ersetzten doppelt und dreifach, was ihm an feinen Stadtmanieren noch abging. Sowohl Männer als Weiber, wurden durch seine muntere Gesichtsfarbe, durch seinen männlichen Gang und durch seinen feurigen und muthigen Blick, in ein behagendes Erstaunen gesetzt. Einige Koffeehäuser, die er gleich anfangs mit seinem gefälligen Wirthe besuchte, der ihn, hinter seinem Rücken, für einen sehr reichen Baron ausgab, hatten ihm bald Bekanntschaft mit Stutzern von der ersten Gattung verschafft und diese verschafften ihm bald die Bekanntschaft aller jungen Frauenzimmer, die in dem Rufe standen, auf eine anständige Art von der Galanterie Profeßion zu machen.

Ehe

Ehe acht Tage vorbeigingen, wußte Tobias, wie man sich den Aufenthalt zu Berlin angenehm machen könne, verließ seine bisherige Wohnung und miethete sich ein paar wohlmöblirte Zimmer, in einer der volkreichsten Gegenden der Stadt. Indessen würde er mit den hundert Thalern, die er seiner bösen Stiefmutter, aus ihrem Sparbeutel genommen hatte, nicht lange hausgehalten haben, wenn die Frau von **Mindenau** dieses Kapital nicht, durch einen Beitrag von sechszig Dukaten, ansehnlich vermehrt hätte.

Die Schmeicheleien seiner Bekannten und seine angebohrne Eitelkeit, erinnerten ihn endlich, von seinem Briefe an die Gräfin von G = = Gebrauch zu machen, und ob ihm gleich nochmals einfiel, daß die Frau von **Mindenau**, das Gute, was in diesem Briefe stand, schon widerrufen haben könne, so besann er sich doch auch, daß er bei dem Besuche, den er abstatten wollte, nichts weiter wagte, als allenfalls abgewiesen zu werden. Er ging also des Morgens um zehn Uhr hin.

Eine junge Kammerfrau, die sich eben im Vorzimmer befand, betrachtete ihn mit schlauem und forschendem Blick, von oben bis unten, sagte ihm, daß ihre Gräfin eben aufgestanden sey, und nöthigte ihn, als sie sein

Begehren wußte, in einen Saal, um ihre Gebieterin, bei der sie ihn anmeldete, darin zu erwarten.

Die berlinische Gräfin von G** war von einer ganz andern Art, als die schwedische Gräfin von G**, deren Leben uns Gellert beschreibt. Jene dachte sehr viel, ehe sie handelte und diese handelte sehr viel, ehe sie dachte. So kam es denn auch, daß sie ohne Tobias genau zu kennen, blos auf den Brief ihrer Freundin, dessen wärmste Freundin wurde. Sie war dazumal schon über ihre dreißig Jahre hinweg, und obgleich die Zeit, ihren körperlichen Reizen vieles entzogen hatte, so hatte doch die Kunst Mittel und Wege gefunden, solches zu ersetzen und ihre Schönheit so ziemlich im baulichen Stande zu erhalten. Die praktischen Kenntnisse, die sie sich von der Liebe erworben hatte, waren Ursache, daß die Nachlese ihrer Reize häufiger gesucht wurde, als man die Erstlinge gesucht hatte und so sahe sie, fast immer, einen kleinen Hof von Liebhabern um sich her versammlet. Unter diesen befanden sich alte und junge Wollüstlinge, Männer in Ehren und Würden, die schon ihr sechszigstes Jahr zurückgelegt hatten und junge Stutzer vom Militär und Zivil, die den angenehmen Konversazionston von ihr erlernen wollten. Die

ältern

ältern Liebhaber wurden wegen der jungen beibehalten und alle lebten brüderlich unter einander. Oft trug es sich auch zu, daß ein dritter, so etwa ein Mensch, der nie mit den andern in einer Reihe, sondern immer hinter her ging, heimlich wegfischte, wornach die andern lange geangelt hatten, aber das wurde auf die Liste der dringenden Bedürfnisse geschrieben.

Mit Tobias war es ein anders. Die Gräfin nahm sich vor, ihn im Zirkel ihrer vornehmsten Liebhaber zu bilden und Proben ihres Wohlwollens zu geben. Von der Frau von Mindenau hatte sie weiter keine Nachricht erhalten, weil diese, wie wir schon gehört haben, in der festen Meinung stand, Tobias sey unverzüglich nach Amerika transportirt worden, und übrigens keinen regelmässigen Briefwechsel mit der Gräfin unterhielt.

Schon hatte die Glocke eilf geschlagen, die Gräfin saß im Pudermantel an ihrer Toilette, blickte Tobias von Zeit zu Zeit verbuhlt an, und ließ ihn, wie aus Unachtsamkeit, geflißentlich, bald ihre volle blosse Brust, bald die Schönheit ihres Fusses und den regelmässigen Kontur ihrer Wade sehen, als ein Theil ihrer gewöhnlichen Verehrer sich durch einen festen Stiefeltritt und ein Klirren ihrer Spornen, im Vorzimmer hören ließ. Es waren drei Offizier

von

von dem Gens d'armes, die eben von der Parade kamen, um der Gräfin einen guten Morgen zu wünschen. Diese stellte ihnen Tobias als einen jungen Edelmann vor, dem sie, ihr zu gefallen, den Aufenthalt zu Berlin, so angenehm als möglich machen möchten. Der Antrag wurde mit Freuden angenommen. Man sprach über Tagesneuigkeiten, Galanterien einiger Damen, die gern mit verdeckten Karten spielten, über Pferde, Schauspiele und Schauspielerinnen, Reßursen und Abendzeitvertreib. So vergingen abermals anderthalb Stunden. Da die Gräfin zu Mittag eingeladen war, so wurde Tobias von einem der Offiziere ersucht, mit ihm in der Stadt Paris, dem ersten Gasthofe von Berlin, zu speisen. Die Gesellschaft trennte sich, mit der Verabredung, den Abend bei der Gräfin zu essen, wozu, wie die Gräfin erinnerte, der alte Minister von *** sich schon selbst eingeladen hätte. „Dieser Herr", setzte die Gräfin hinzu, indem sie sich an Tobias wandte, „soll ihr Protektor werden. Er ist ein großer Staatsmann, und ein alter Freund von mir. Nur Schade, daß er so abscheulich trinkt."

Tobias aß in der Stadt Paris zu Mittag, machte neue Bekanntschaften, schwärmte Nachmittags, mit einer kleinen Gesellschaft, im

Thiergarten herum und erschien des Abends um sieben Uhr, mit denen drei Offizieren, wieder bei der Gräfin von G**, wo der Minister von *** kurz zuvor angelangt war, und sich, in Erwartung der Abendmahlzeit, mit einem Whistspiele die Zeit vertrieb. Die Gräfin und zwei muntere junge Damen, die ohnerachtet ihres alten Adels, in einem sehr zweideutigen Rufe standen, machten die Partie aus. Tobias wurde als der Herr von Kropfer auf Kropfenstein präsentirt und besonders Sr. Exzellenz, als ein junger Edelmann, der viele Verdienste hätte, anempfohlen. Der Minister war in Gesellschaft von Damen der galanteste Mann von der Welt und that ihnen alles was in seinen Kräften stand, zu gefallen. Ohne Tobias Fähigkeiten zu kennen, sah er ihn, wie er sich ausdrückte, schon am Gesichte an, daß sich viel aus ihm würde machen lassen und bestimmte ihm auf den folgenden Morgen eine Stunde, in der er sich unter vier Augen, in seinem Zimmer mit ihm unterreden wollte.

Man war, während der Abendmahlzeit, um so fröhlicher, weil aller Zwang verbannt blieb. Se. Excellenz tranken alten Rheinwein, wie Wasser, trugen vieles zur Unterhaltung der Gesellschaft bei, nahmen sich kleine Freiheiten bei den Damen und waren besonders mit Tobias

freien

freien Manieren zufrieden. Die fremden Damen wünschten der Gräfin von G** Glück, eine so gute Aquisizion gemacht zu haben, auf die sie sich jedoch einigen Anspruch vorbehalten wollten und die zwölfte Stunde hatte schon geschlagen, als man sich einfallen ließ, daß es wohl Zeit seyn möchte, sich nach Hause zu begeben. Beim Abschiede sagte die Gräfin Tobias ins Ohr, daß er den folgenden Morgen um acht Uhr zum Minister gehen und um neun Uhr zu ihr kommen solle, um eines und das andere mit ihr zu überlegen.

Tobias Gesellschaft gefiel den jungen Offizieren zu sehr, als daß sie sich so früh von ihm hätten trennen sollen; er mußte sie zu der Madame S. begleiten, wo sie ihn mit dem gesittesten Freudenmädchen von Berlin bekannt machten, so thaten als ob sie da zu Hause wären und erst um zwei Uhr aufbrachen, um noch einige Stunden vor dem Exerzieren ihres Regiments, der Ruhe zu genießen. Tobias begab sich ganz zufrieden nach seiner Wohnung und schlief in der Ungewißheit, wie er sich, wenige Stunden nachher, gegen den Minister auslassen sollte, ganz ruhig ein.

Was Tobias nicht wußte, das wußte der Minister und Tobias verließ diesen staatsklugen Mann, mit einer größern Meinung von

sich

sich selbst, als er zuvor gehegt hatte. Die Unterredung war kurz aber erbaulich.

Minister (bei Tobias Hereintreten) Guten Morgen, lieber Kropfer. Haben Sie etwa die Nacht bei der Gräfin oder bei einer, von den andern Damen zugebracht?

Tobias. Nein, Ew. Excellenz, ich komme gerades Weges von meinem Quartiere, um Ihre Befehle zu vernehmen.

Minister. Die Gräfin hat Sie mir empfohlen. Sie sind ein Ausländer, das empfiehlt sie noch mehr, denn in des Königs Landen, sind alle Ausländer willkommen und er will, daß sie vorzüglich in seinen Diensten angenommen werden sollen; sie sind, wie man mir gesagt hat, ein alter Edelmann, darauf wird aber in Zivildiensten nicht gesehen, denn da braucht der König vorzüglich Leute, die Kopf haben, und den findet man bei den jungen Edelleuten oft am wenigsten. Meistens sind sie schon im Zuschnitt verdorben. Aus ihren muntern und witzigen Antworten, die Sie gestern den Damen und Offizieren gaben, habe ich bemerkt, daß Sie viel Lebhaftigkeit des Geistes besitzen. Solche Leute brauchen wir, denn sie arbeiten nicht blos, sondern erfinden auch. Wie sieht es aber mit ihren wissenschaftlichen Kenntnissen aus?

Tobias. Ich fürchte Ew. Excellenz, daß auch ich zu denen gehöre, die im Zuschnitt verdorben sind. Ich habe die Gelegenheit gehabt, viel zu lernen, aber ich habe vieles versäumt. Meine Wissenschaften schränken sich also darauf ein, daß ich eine gute Hand schreibe und auch gut rechnen kann.

Minister. Ihre Freimüthigkeit gefällt mir, und ich will Ihnen zu ihrem Troste sagen, daß Sie, bei alle dem, bald ein geschickter Mann werden können, wenn Sie nur fleißig auf alles Acht geben, was man Ihnen vorschreiben wird. Aber sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie denn sonst nicht etwas anders erlernt, was Sie vielleicht für eine Kleinigkeit ansehen? Wenn Sie auf dem Lande erzogen sind, so sollte ich denken, daß Sie doch auch etwas von der Landwirthschaft wissen müßten.

Tobias. Ja, was wird mir das helfen? Ich weiß von der Landwirthschaft so viel, als der beste Beamte, aber davon kann ich doch bei einer Landesstelle nicht Gebrauch machen, wo man nur blos mit der Feder umgehet.

Minister (lächelnd) Sie wissen also, wie ein Landgut, nach wirthschaftlichen Grundsätzen am besten genutzt werden kann?

Tobias. Ja, das weiß ich recht gut. Ich weiß auch, wie die Wirthschaftsanschläge ge-

gemacht werden, und wie man ein Landgut in Aufnahme bringen kann.

Minister. Sehen Sie, junger Mann, das zählen Sie für nichts und doch ist das mehr werth, als alle sogenannte philosophische Distinkzionen. Auch von der Forstwissenschaft müssen Sie, wenn Sie sich anders in den Wäldern herumgetrieben haben, vieles wissen?

Tobias. Da weiß ich freilich so viel als mancher alter Heegereiter. Aber, ich bitte Ew. Excellenz nur keinen Buschklepper und keinen Verwalter aus mir zu machen. Ich möchte lieber in Berlin bleiben.

Minister. Seyn Sie froh, wenn Sie auf eine Zeit lang in die Provinz geschickt werden. Man wird dort bei der Arbeit nicht so sehr gestört und man lernt den herrschaftlichen Dienst besser kennen. Noch vier Wochen sollen Sie hier bleiben; des Vormittags sich mit dem, was man Akten nennt, bekannt machen, und des Nachmittags fleißig einen Rath besuchen, der Sie, in kurzer Zeit, zu einen brauchbaren Kameralisten umschaffen wird. Nach Verlauf eines Monats versetze ich Sie in eine Provinz meines Departements und wenn Sie da alle vorfallenden Geschäfte werden haben kennen lernen, so weiß ich schon Mittel und Wege, Sie wieder hieher zu bringen. Morgen früh

um neun Uhr kommen Sie wieder zu mir. Mein Kompliment an die Gräfin!

So endigte sich die Unterredung, welche Tobias mit diesem Minister hatte, und er eilte nunmehr zu der Gräfin, um zu sehen, was Sie so früh mit ihm zu überlegen haben würde. Die Kammerfrau war abermals im Vorzimmer und winkte ihm, nur gerade zu ihrer Gebieterin zu gehen. Diese war noch nicht aufgestanden, hatte aber doch bereits eine Toilette gemacht, die sich ganz zu den Absichten schickte, die sie auf Tobias hatte. Sie erreichte solche auch um so eher, da letzterem ihre Schönheit schon den Tag zuvor äußerst anlockend vorgekommen war. Ohne sich weiter bei einer langweiligen Erzählung desjenigen, was ihm der Minister gesagt hatte, aufzuhalten, ging er sogleich zu dem wichtigen Gegenstande, der vor seinen Augen liegenden verführerischen Reize über, und gelangte stufenweise zu dem Genuß eines Vergnügens, das er so gern verlängert hätte, wenn nicht die Herannäherung der eilften Stunde der Komtesse in die Gedanken gefallen wäre. Was für ein Unterschied! rief sie aus, und verbiß dasjenige, was sie hinzusetzen wollte, zwischen ihren rosenrothen Lippen. Kropfer! So lange Sie hier zu Berlin bleiben, müssen Sie keine andere Dame, als mich besuchen.

Sie

Sie verstehen mich? Ich will allein geliebt seyn. Tobias schwur, daß er nur sie allein besitzen wolle, um recht unaussprechlich glücklich zu seyn. Nach dieser Versicherung fand die Gräfin für gut, ihn auf einige Stunden zu entlassen und er mußte ihr versprechen, den Mittag, das heißt, um halb zwei Uhr, wieder zu kommen, um sich über mancherlei Gegenstände mit ihr tete a tete zu unterreden.

Tobias durchwandelte einige Gassen der weitläuftigen Friedrichsstadt und prieß sich abermals glücklich, seine väterliche Wohnung verlassen und den Weg nach Berlin genommen zu haben, als er in dem Eckfenster eines großen Hauses, zu ebener Erde, eine von den muntern jungen Damen erblickte, in deren Gesellschaft er, den vorigen Abend, bei der Gräfin von G** zugebracht hatte. Man unterredete sich mit ihm zum Fenster hinaus, allein die Dame besaß eine so geheime anziehende Kraft, daß er ein schweres Gehör vorschützte, um sich mehr in der Nähe mit ihr unterhalten zu können, und ehe Sie es sich versah, war er in ihrem Zimmer.

Ein junger Mann, der mit einem ganzen Reichthum, einer noch nie, durch Schwächlichkeiten mancherlei Art, verdorbenen Gesundheit, aus der Provinz kömmt, der überdem

alle die Eigenschaften besitzt, die selbst die übertriebenen Ideen junger Damen realisiren können, gehört zu Berlin zu den seltenen Artikeln, die das galante Frauenzimmer einander überbietet. Die Frau von L**, so hieß die junge Witwe war schon seit dem vorigen Abend, mit dem Gedanken schwanger gegangen, Tobias der Gräfin von G** wegzuangeln, oder dieser höchstens nur dann seinen Besitz zu überlassen, wenn sie die ersten Früchte seines Umgangs gekostet haben würde. Er war ihr also um so mehr, zu dieser Stunde, in ihrem Zimmer willkommen, weil das Ungefähr wollte, daß sie ihren männlichen und weiblichen Bedienten erlaubt hate, sich in verschiedenen Angelegenheiten bis zur Zeit des Mittagsessens von ihr zu entfernen. Daß Tobias schon einen Morgenbesuch bei der Gräfin abgestattet haben könnte, schien ihr deswegen unwahrscheinlich, weil sie sich noch wohl erinnerte, daß ihn der Minister des vorigen Abends zu sich bestellt hätte, und daß er erst seit vier und zwanzig Stunden der Gräfin bekannt geworden, wußte sie auch. Zu mehrerer Sicherheit frug sie ihn indessen doch, ob er diesen Morgen schon bei ihr gewesen sey, und erhielt ein kräftiges Nein zur Antwort.

Tobias gehörte, wie wir schon wissen, nicht zu den schmachtenden Liebhabern, die sich,

sobald sie ein schönes junges Frauenzimmer vor sich sehen, des Winselns nicht enthalten können und einfältig genug sind, zu verlangen, daß solches ihnen von selbst in die Arme fallen soll. Er pflegte seine Reden mit Handlungen zu verknüpfen und sagte mit wenigen Worten mehr, als andere mit Sonneten und Elegien sagen können. Sein der Gräfin geleistetes Versprechen schien ihm nur in so lange gültig, als sich keine Gelegenheit darböte, es nicht zu erfüllen und die jetzige schien ihm zu einladend, als daß er sie ungenützt vorbeigehen lassen könnte. Die Wünsche der Frau von L** kamen ihm auf der Hälfte Weges entgegen. Nur der endlichen Ergebung wurden Bedingungen vorausgeschickt. Die erste war, ihr allein anzugehören; die zweite, allen fernern Umgang mit der Gräfin abzubrechen, von der man ihm viel Uebles sagte, und die dritte, Berlin nicht zu verlassen. Alle Punkte wurden beschworen und mit unzählichen Küssen besiegelt; aber kaum waren die wonnevollsten zwei Stunden verflossen, so besann sich die Frau von L**, daß Tobias sich nunmehr entfernen müsse, um ihren Bedienten, die bald zurückkehren würden, keinen Anlaß zu ungünstigen Urtheilen zu geben. Dies war aber im Grunde nur eine Nebenursache, die eigentliche war die, daß ein in Krieges und

Liebesdiensten schachmatt gewordener Staabs- offizier, ihr um diese Zeit regelmässig einen Besuch abzustatten pflegte. Was diesem bei solchen Besuchen an körperlichen Kräften abging, das pflegte er durch wollüstlige Unterredungen und durch Friedrichsd'or zu ersetzen, die der Dame, welche ehemals reich gewesen, nun aber es nicht mehr war, in der That lieber waren, als seine Umarmungen. Die Frau von L** entließ indessen Tobias nicht eher, als bis er ihr versprochen hatte, des Abends um eilf Uhr wieder vor ihrer Thüre zu erscheinen.

Das letztere Versprechen war denn auch das einzige, dessen sich Tobias erinnerte, denn nun ging er spornstreichs zur Gräfin von G** um ihr — — er wird doch nicht so niederträchtig gewesen seyn und ihr Nachricht von der Zusammenkunft mit der Frau von L** gegeben haben? Nein, er ging, um ihr zu zeigen, daß er pünktlich sey.

Diesmal aß er mit ihr tete a tete, und es wurde, so lange die Bedienten zugegen waren, vom Minister, von künftigen Aussichten und vom Hofe gesprochen, an dem es, wie Tobias insgeheim dachte, doch mit einem kleinen Unterschiede nicht anders hergehen konnte, als an dem Hofe des Barons von Kollerhan, wo einer dem andern freundlich that und einer

dem

dem andern zu schaden suchte; wo jeder seine eigenen Absichten hatte und niemand einander trauete.

Die Gräfin wollte um sieben Uhr Abends zu der Baronesse S** fahren, um ihr wegen eines mißlungenen Anschlags, auf den ausschlüßlichen Besitz eines respektablen Kavaliers ihr Beileid zu bezeigen. Nun war es nach aufgehobener Tafel erst drei Uhr, sie wußte, daß sich gewiß niemand zum Besuch melden würde; überdem hatte sie schon ihren sämmtlichen Bedienten gesagt, daß sie, wenn ja jemand kommen sollte, nicht zu Hause seyn würde. Um sechs Uhr wollte sie ihre Toilette machen, also blieben ihr noch drei ganze Stunden übrig.

Als die Bedienten endlich abgetreten waren, fiel es ihr ein, daß sie hätte die französischen Zeitungen holen lassen und sich gemeinschäftlich mit Tobias die Langeweile vertreiben können, aber Tobias war kein Freund vom Zeitungslesen und von der französischen Sprache hatte er so wenig gelernt, daß es nicht der Rede werth war. Die Gräfin war im Ernst darüber böse, aber der Fehler war so geschwind nicht wieder gut zu machen und Tobias versprach gleich des folgenden Tags von neuem einen Sprachlehrer anzunehmen. Was war also

an-

anders zu thun, als sich in ein Kartenspiel einzulassen und da Tobias nichts als Piquet konnte, so wurden die Karten zwar zur Hand genommen, aber auch in der ersten Viertelstunde wieder weggelegt, um das des Morgens unterbrochene Duodrama von neuem anzufangen und bis ans Ende zu exekutiren.

Auch bei diesem dritten Akt legte Tobias solche Proben eines seltenen Talents ab, daß die wonnetrunkne Gräfin, ob sie gleich keines Unterschiedes mehr erwähnte, dennoch durch die Lobeserhebungen, die sie ihrem Ritter ertheilte, deutlich zu verstehen gab, daß künftig, kein anderer als er, ihre Leibfarbe tragen sollte.

Unter diesem angenehmen Zeitvertreibe, waren indessen drei Stunden als so viele Minuten verfloßen und da die Gräfin für diesmal die Partie schlechterdings aufgeben mußte, so blieb Tobias sich einige Stunden selbst überlassen und wollte solche dazu anwenden, sich auf den letzten Akt des heutigen Stücks, der um eilf Uhr seinen Anfang nehmen sollte, durch einige Stunden Ruhe vorzubereiten. Er ging zu dem Ende nach seiner Wohnung, streckte sich nachlässig auf einen Sopha und war im Begriff einzuschlummern, als er durch ein wiederholtes Klopfen an seiner Stubenthür, daran gehindert wurde.

In eben dem Hause, wo er wohnte, hatte auch ein anderer Fremdling, schon einige Monate zuvor einige Zimmer gemiethet. Dieser Mann war ihm weiter nicht bekannt, als daß er gleich nach Besitznehmung seiner Zimmer mit ihm, als einem Fremden, der in einem und demselben Hause wohnte, einige Stunden spatzieren gegangen war und so viel wußte, daß er sehr reich sey und sich Güter in diesem Lande kaufen wolle. So kurz und neu diese Bekanntschaft indessen auch war, so hatte doch Tobias äußeres Wesen und seine angebohrne Munterkeit, den Fremden sehr zu seinem Vortheil eingenommen und ihm ein gewisses Zutrauen zu ihm eingeflößt. Es sey nun, daß er bei Tobias mehr Einsichten in Staatssachen vermuthete, als er wirklich besaß, oder daß er als ein Fremder nicht recht wußte, mit wem er sich besser unterhalten könne, genug er suchte ihn auf, um sich wegen seiner Angelegenheiten bei ihm Raths zu erholen. Der Fremde hatte so etwas in seinem Thun und Lassen, als ob er halb aus dieser, halb aus einer andern Welt gewesen wäre; schien halb ein König und halb ein Marktschreyer zu seyn; wollte sich in der Altenmark ein Dutzend Güter kaufen, weil er in der Altenmark als ein Bürgerssohn gebohren und erzogen war; und verachtete sein Va-

ter=

terland und die Menschen, die darin wohnten. Das Einzige, was er am ersteren schätzte, war die Luft, weil er meinte, daß sie seinem Körper zuträglich sey. Da er diese aber nicht pachten und nicht kaufen konnte, so wollte er sich wenigstens des Eigenthums eines gewissen Distrikts versichern, um nach Gefallen darin Athem schöpfen zu können.

Seine erste Frage, die er an Tobias, als dieser Herein gerufen hatte, richtete, war die? Ob es nicht lächerlich sey, daß man in einem Lande, wo es wenige reiche Privatleute gäbe, wo man Ausländern, die zwanzig bis dreißig tausend Thaler hinein brächten, die Gelegenheit verschaffte, hundert tausende von armen Unterthanen zu erpressen, einem Eingebohrnen, der einige Millionen Thaler in fremden Ländern gewonnen habe, die Erlaubniß erschweren wolle, sich einige Hufen Landes zu kaufen, um seine Reichthümer darauf zu verzehren und seinen Landsleuten Gutes zu thun? Tobias, der nicht das geringste vom Staatsrechte und von Politik verstand, war gleich fertig, ein solches Verfahren höchst ungerecht zu zu nennen, richtete sich aus Ehrerbietung für die einige Millionen Thaler in die Höhe und nöthigte den Eigenthümer derselben zum Sitzen. Dieser fuhr in seiner Rede fort: „Ich

habe mich an König gewandt und ihm mein Begehren vorgetragen. Jetzt erhalte ich eben die Antwort von ihm, ich solle mich an seinen Großkanzler wenden. Was meinen Sie dazu, mein Herr Edelmann? Verzeihen Sie ihr Namen ist mir etwas schwer auszusprechen.

Tobias meinte, daß wenn er König gewesen wäre, er ihm sogleich die Erlaubniß ertheilt haben würde, so viele Güter zu kaufen, als man ihm immer hätte verkaufen wollen. Durch diese abermals gegebene Antwort erwarb er sich vollends des Millionenbesitzers ganze Zuneigung und Freundschaft. „Ich werde sehen“, fügte dieser hinzu, „was der Großkanzler sagen wird, „sein Bescheid mag aber ausfallen, wie er will, „so weiß ich, daß ich, um so gewisser, Herr „von meinen Millionen bin, weil ich sie an einem dritten Orte sicher untergebracht habe.“

Die Unterredung wurde noch eine Stunde lang fortgesetzt, und da der reiche Mann Tobias einlud mit ihm auf seinem Zimmer zu Abend zu essen, so ließ dieser sich unter der Bedingung bereitwillig dazu finden, daß er ihn gleich nach zehn Uhr wieder verlassen würde.

Neuntes Kapitel.

Ein Zeitraum von zwei Stunden.

Herr M**, der Millionenbesitzer, wußte die Zeit, da er zu Tische saß, nicht besser anzuwenden, als Tobias während dem Essen, seine sonderbare Lebensgeschichte zu erzählen, die also lautete.

Ich bin der einzige Sohn eines wohlhabenden Bürgers, der zu R**, acht Meilen von hier Haus und Hof hatte. Da die meisten Bürger der Meinung sind, daß sie ihre Familie nicht besser und leichter veredlen können, als wenn sie ihre Söhne studieren lassen, so nahm sich auch mein Vater vor, einen Doktor der Medizin aus mir zu machen und seinem Hause eine gewisse Würde dadurch zu verschaffen.

Dank sey es meinem fähigen Kopfe, ich studierte mit Nutzen und war in meinem drei und zwanzigsten Jahre Doktor. Bei meinem emsigen Bestreben, etwas mehr zu erlernen, als viele andere junge Leute, die sich das Privilegium, mit der Gesundheit ihres Nebenmenschen nach Willkühr zu schalten, gewissermassen erkau-

kaufen, oder erschleichen, hatte sich durch das häufige Lesen mancherlei Reisebeschreibungen, eine starke Neigung in mir erzeugt, fremde Länder zu besuchen.

Ohne Zweifel wäre diese Neigung, durch eine zweijährige Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern, völlig befriedigt worden, aber mein Vater fand für gut, mir Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ich forderte weiter nichts, als dasjenige Vermögen, so mir, nach dem Tode meiner Mutter, die schon seit sechs Jahren gestorben war, rechtmäßig gebührte. Dieses Erbtheil belief sich in allem auf funfzehnhundert Thaler, aber mein Vater weigerte sich schlechterdings, mir solche verabfolgen zu lassen. Der Gedanke, daß es ihm Ehre machen würde, wenn ich bei ihm bliebe und die übrigen Bürgerhäuser als Arzt besuchte, hatte sich so fest bei ihm eingewurzelt, daß er mir seine Einwilligung, fremde Länder zu besuchen, ein für allemal versagte.

Es lebte dazumal noch ein älterer Bruder von ihm, der einen starken Wollhandel trieb und meine Bitte kräftig unterstützte, aber vergebens.

Indessen war die Sucht zum Reisen, eine Art von Krankheit bei mir geworden und da mir meine väterliche Wohnung ein Kerker zu

seyn schien, so faßte ich endlich den Entschluß, meinen Vater und meinen Geburtsort heimlich zu verlassen.

Mit dem wenigen Gelde, was ich erspart hatte, kam ich bis Breslau und da es mir bald nach meiner Ankunft in dieser Stadt, an Gelde fehlte, so nahm ich gern den Vorschlag an, als Privatlehrer und Hofmeister zu einem begüterten Edelmann aufs Land zu ziehen. Meine Absicht war, von meinem Gehalte so viel zu ersparen, daß ich eine Reise nach Wien, mit der ich schon lange schwanger gegangen war, vornehmen könnte, aber so haushälterisch ich auch zu Werke ging, so war es mir, bei dem geringen Gehalte von hundert Gulden, doch fast gar nicht möglich, das geringste zu erübrigen.

Zwei Jahre waren bereits verflossen, als ich einstmals, mit einem Buche in der Hand, längst einem Walde, der an die große Heerstrasse von Berlin stieß, spatzieren ging. Es begann Abend zu werden und ich war noch im Lesen begriffen, als ich durch das Fahren eines Wagens und durch ein Rufen: Er ists! Er ists! Halt Jakob! in einige Verwunderung gesetzt wurde.

Ich sahe mich um und erkannte meinen Vater und meinen Oheim, die in einer offenen Kalesche den Weg nach Breslau fuhren. Der

Oheim

Oheim hatte mich zuerst erkannt und stieg auch zuerst aus dem Wagen, um mir seine Verwunderung zu bezeigen, daß er mich so unvermuthet anträfe. Mein Vater folgte ihm nach. Vaterherz bleibt doch immer Vaterherz. Niemand machte mir Vorwürfe, denn es hatte meinem Vater schon lange Leid gethan, so hartnäckigt auf seinen Willen bestanden zu haben. Dieses Leid war noch dadurch vermehrt, daß er, seit den zwei Jahren, nicht die geringste Nachricht oon mir erhalten hatte, und mich für immer verloren hielt.

„Wo kömmst du denn, in aller Welt Gottes, hieher, zu Fusse, und an die Heerstrasse?“ fragten Vater und Oheim. Ich erklärte ihnen, daß mich die Noth gezwungen hätte, als Privatlehrer zu einem Edelmann zu ziehen, dessen Söhne ich unterrichtete. Als mein Vater sah, daß ich noch immer auf meinem Vorsatz beharrte, fremde Länder zu besuchen, so willigte er endlich darin ein, mir tausend Thaler von meinem mütterlichen Vermögen zu Breslau auszahlen zu lassen, wohin ich ihm gleich des folgenden Tages folgte. Hier genoß ich noch eine ganze Woche lang, die Freude, mich mit ihm und meinem Oheim zu unterhalten. Nach dieser Zeit aber, habe ich sie nie wiedergesehen, denn mein Vater starb

zwei

zwei Jahr nachher und mein Oheim ist nun auch schon seit zwanzig Jahren todt.

Von Breslau begab ich mich nach Wien, wo es mir so sehr gefiel, daß ich beschloß, mich hier gänzlich niederzulassen. Ich fing an, mich als Arzt bekannt zu machen, und einige glückliche Kuren, verschafften mir bald einen großen Ruf. Mein Vermögen nahm augenscheinlich zu und ich richtete meine Haushaltung so ein, als ob ich diesen Ort nie verlassen würde. Meine Bibliothek kostete mir ein ansehnliches Kapital und ich lebte außerordentlich vergnügt, bis mir, mit einemmale, die Lust Italien zu sehen, ankam. Nun schmeckte mir, weder Essen noch Trinken; Wien wurde mir zuwider; ich verkaufte meine Bibliothek und meinen Hausrath, um den vierten Theil des wahren Werths, und reiste aus dieser Residenz, noch einmal so reich ab, als ich hineingekommen war. In Jahresfrist hatte ich Italien, von einem Ende bis zum andern durchreist, aber mein Vermögen schmolz immer mehr und mehr. Ich hatte Holland noch nicht gesehen, und entschloß mich also, eine Reise dahin anzustellen. Ich kam zu Amsterdam an und hatte kaum noch funfzehn Dukaten von alle meinem Gelde übrig. Zum Glück war mein Wirth ein sehr dienstfertiger und uneigennütziger Mann. Die Be-

kannt-

kanntschaft, die er mit den ersten der Stadt unterhielt, war Ursache, daß ich nicht lange ohne eine vorläufige Versorgung blieb. Ich wurde Privatlehrer der Söhne eines Bewindhabers von der ostindischen Kompagnie und zog zu diesem reichen Manne ins Haus. Daß ich nicht von meinen medizinischen Wissenschaften Gebrauch machte, geschah auf Anrathen meines Wirths, der mir versicherte, daß ich Hungers dabei sterben könnte, weil ein Arzt zu Amsterdam, entweder nur als ein allgemein anerkannter gelehrter und geschickter Mann, oder als ein unverschämter Charlatan, sein Auskommmen fände. Um zu den erstern gezählt werden zu können, hatte ich mich zu kurze Zeit an diesem Orte aufgehalten und den Namen eines Charlatans verabscheuete ich. Man zeigte mir solche Quaksalber in armenianischer und türkischer Tracht, die freilich, auf Kosten einfältiger und leichtgläubiger Leute, stattlich lebten, aber sie wurden dennoch von dem vernünftigern Theil der Einwohner verachtet.

Es ging mir in dem Hause des Bewindhabers recht wohl. Die Söhne waren gelehrige junge Leute, und machten mir meinen Lehrstand angenehm. Der Vater bezeigte mir seine Zufriedenheit durch häufige Geschenke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bald nach meinem Eintritt in dieses Haus, hatte ich erfahren, daß der Bewindhaber eine einzige Tochter habe, die schon seit Jahresfrist krank liege. Sie wurde täglich von den erfahrensten und geschicktesten Aerzten besucht, allein keiner von ihnen konnte den Grund ihrer Krankheit errathen. Nach Verlauf von zwei Monaten, wurde sie so schwach, daß die Aerzte endlich erklärten, es sey ihr nicht mehr zu helfen. Ihr Vater war schon seit sechs Jahren Witwer und liebte diese seine einzige Tochter mehr als alle seine übrigen Kinder. Der Gedanke, sie nun bald zu verlieren, stürzte ihn in die tiefste Schwermuth. Sie war, obgleich in jungen Jahren, seine treueste Haushälterin und seine beständige Gesellschafterin gewesen.

Bis hieher hatte mich der Namen ihrer Aerzte, die auch im Auslande berühmt waren, abgehalten meine Dienste als Arzt anzubieten; ich hatte sogar ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich das geringste von der Heilkunst verstünde. Da aber alles für verloren gegeben wurde und hauptsächlich, aus dem Grunde, daß man den Ursprung der Krankheit nicht errathen könne, so entdeckte ich dem Vater, daß auch ich ein Arzt sey, und wenn er anders ein Zutrauen in mich setzen wolle, vielleicht ein Mit-

tel

tel finden würde, seiner Tochter die Gesundheit wieder zu verschaffen. Mein Anerbieten wurde um so bereitwilliger angenommen, da andere Kunstverständige schon alle Hofnung aufgegeben hatten. Der Vater führte mich selbst in das Zimmer der Kranken, die ich äußerst entkräftet fand. Ich spähete der Krankheit von ihrem ersten Anfange nach, erkundigte mich nach allen Simptomen derselbigen, durchsuchte alle Rezepte, die die Aerzte vorgeschrieben hatten, wiederholte meine Besuche drei Tage lang, sann während dieser Zeit unaufhörlich nach, und überzeugte mich endlich, daß die Aerzte, die Krankheit aus einem unrechten Gesichtspunkte beurtheilet und also auch nicht die rechten Heilmittel verordnet hätten.

In völliger Zuversicht, den wahren Grund der Krankheit entdeckt zu haben, setzte ich nunmehr ein Rezept auf, das eine wunderbare heilende Wirkung hervorbringen sollte. Um mir aber zugleich das gänzliche Zutrauen des geängstigten Vaters zu erwerben, bat ich ihn dieses Rezept zuvor dem gewöhnlichen Arzte, für dessen anerkannte Verdienste ich Achtung hatte, mitzutheilen und sein Urtheil darüber zu vernehmen.

Männer, denen es mit ihrer Kunst ein Ernst ist, sind nie neidisch oder aufgeblasen.

Der würdige Arzt sah ein, daß er und seine Kollegen gefehlt haben könnten, er gestand sogar, daß es ihm, nach der Idee, die der fremde Arzt vom Ursprung der Krankheit gefaßt habe, nunmehr fast einleuchte, daß die verschriebenen Arzneien die erwünschteste Wirkung hervorbringen würden und rieth dem durch diese Hofnung wieder auflebenden Vater, sie ohne Zeitverlust verfertigen zu lassen.

Man verspürte bald die Kraft der Heilmittel. Schon wenige Tage nachher fand ich die Kranke außerordentlich gestärkt und außer aller Lebensgefahr. Auch der unpartheiische Arzt setzte seine Besuche von neuem fort, wollte aber, weil er selbst gestand, daß er meine Verordnungen in allen Stücken billigen müßte, mir auch allein die Ehre lassen, die Kranke wiederhergestellt zu haben.

Die Freude des Vaters war außerordentlich, als er, vier Wochen nachher, seine Tochter bei völliger Gesundheit, vor seinen Augen herumgehen und mit sich an einem Tische sitzen sah. Mir seine Dankbarkeit zu bezeigen, fing er mit einem Geschenke an, das von einer fürstlichen Großmuth zeigte. Noch nicht damit zufrieden, setzte er mir einen jährlichen ansehnlichen Gehalt aus, und bat mich bloß als Freund in seinem Hause zu verbleiben. Damit ich mich

auch

auch mit dem Unterricht seiner Söhne ferner nicht befassen möchte, nahm er gleich einen andern Lehrer für sie an, und überließ es mir, ob ich mich auf immer als Arzt in Amsterdam niederlassen wollte. Mein Entschluß war bald gefaßt und ich fing von neuem an, mich ganz der Heilkunde zu widmen.

Ich war dazumal noch nicht völlig dreißig Jahre alt, und so glücklich, eben dem jungen Frauenzimmer, dem ich das Leben erhalten hatte, Liebe einzuflößen. Ohne die geringste Absicht auf diese, in der That, höchst liebenswürdige Person zu haben, die auf die Hand der ersten Staatsmänner dieses Landes, Anspruch machen konnte, wurde ich in das angenehmste Erstaunen gesetzt, als ihr Vater selbst, mir den Wunsch äußerte, sie, sammt ihrem großen Vermögen, in meinem Besitz zu sehen. Schon oft war es mein eigener stiller Wunsch gewesen, dieses Glücks theilhaftig zu werden, aber nie hatte ich es gewagt, auch nur der geringsten Hofnung Platz zu geben.

Meine Hochzeit wurde wenige Wochen nachher gefeiert. Ich war der glücklichste Ehemann, lebte in Reichthum, Ehre und Ansehn, als vier Jahre nachher, die Sucht, Länder zu sehen, von neuem allgewaltig in mir erwachte. Meine Frau hatte mich zum Vater zweier Kinder

A. W. KRA

der gemacht und nichts schien meinem Glücke zu fehlen. Noch diese Stunde ist mir der Gedanke unerträglich, mein ganzes häusliches Vergnügen, einer im Grunde thörichten Leidenschaft aufgeopfert zu haben. Was helfen mir jetzt meine großen Reichthümer, da ich niemand mehr um mich sehe, der mir mein Leben angenehm machen könnte.

Es war kein Wunder, daß ich, im Hause meines Schwiegervaters, fast täglich von Ostindien reden hörte. Batavia ist die Goldgrube der Holländer und sie sehen das so weit entfernte Eiland, wo diese Handelsstadt gelegen ist, als den herrlichsten Garten an, den die Natur hervorgebracht hat. Man preißt diejenigen glücklich, die ihn gesehen haben und wünscht unaufhörlich, ihn gleichfalls sehen zu können.

So erzeigte sich nach und nach die Begierde in mir, eine Reise dahin anzustellen. Wo ich ging und stand, schwebte Batavia vor meinen Augen; ich sah in meinem Geiste das Vorgebürge der guten Hofnung, als ob ich schon da wäre; ich sah Zeilon, Sumatra und Java. Beim Aufstehen und Schlafengehen ließ ich meiner Frau den Drang merken, eine Fahrt nach jenen Gegenden zu unternehmen. „Wie bald,“ sagte ich ihr, „verstreichen einige wenige

nige Jahre, und ich werde beruhigt und fröhlich zurückkehren.

So nahe es ihr auch ging, mich so hartnäckig auf meinem Wunsche bestehen zu sehen, so hörte sie doch endlich auf, Gegenvorstellungen zu machen. Aus zärtlicher Liebe willigte sie ein, daß ich mein Vorhaben, meinem Schwiegervater entdecken möchte. Dieser hatte zwar vieles einzuwenden, aber ich suchte alle seine Bedenklichkeiten zu widerlegen, und es gelang mir. Auch er willigte in diese weite Reise.

Je mehr die Zeit meiner Abreise herannahte, desto tiefsinniger wurde meine Frau. Ohne daß ich das geringste davon erfuhr, erklärte sie endlich ihrem Vater, daß sie sich unmöglich von mir trennen könne und sie hörte nicht auf, ihn zu bitten, bis er es in ihren freyen Willen stellte, die Reise mit mir anzutreten. Ich erschrack, als sie mir die Nachricht gab, daß auch sie und eines von meinen Kindern mich auf dieser weiten und gefährlichen Reise begleiten würden. Ihr Vater wollte meine Tochter bei sich behalten und erlaubte ihr, den Sohn mit sich zu nehmen.

Mit den nachdrücklichsten Empfehlungsschreiben, an sämmtliche Stadthalter der holländischen Besitzungen, versehen, gieng ich endlich

lich unter Seegel, aber der Himmel bestrafte mich für meinen übertriebenen Vorwitz.

Noch ehe wir das Vorgebürge der guten Hofnung erreichten, starb mein Sohn und meine Frau fiel in eine gefährliche Krankheit, an der auch sie, nachdem wir am Vorgebürge gelandet hatten, ihren Geist aufgab. Ich ließ beide hier zur Erde bestatten, bereuete tausendmal Holland verlassen zu haben, und setzte endlich meinen Weg nach Batavia in großer Bekümmerniß fort.

Der Verlust meiner Gattin, brachte mich zu dem Entschluß, mich nunmehr an diesem Orte, der mir, gleich beim ersten Anblick, sehr gefiel, gänzlich niederzulassen. Die von Holland aus mitgebrachten Schreiben, verschafften mir die beste Aufnahme bei dem Gouverneur. Ich kaufte ein Haus in der Stadt und ein anderes auf dem Lande und gewann, als Arzt, ein großes Vermögen.

Meinem Schwiegervater hatte ich schon vom Vorgebürge aus, die traurige Nachricht von dem Tode seiner geliebten Tochter und unseres Sohnes mitgetheilt, und er hörte nicht auf, mir fortdauernde Merkmale seines Zutrauens und seiner Freundschaft zu geben; er billigte sogar meinen Entschluß, meinen Aufent-

enthalt in Batavia, auf verschiedene Jahre zu verlängern.

Nach und nach legte sich meine Schwermuth und ich war schon fünf Jahre zu Batavia, als der Gouverneur plötzlich verstarb. Ich hatte die Geschäfte, die diesem ersten Staatsbeamten in Ostindien obliegen, genau kennen gelernt und mich in denen Nachrichten, die ich meinem Schwiegervater, von Zeit zu Zeit mittheilte, oft umständlich darüber ausgelassen. Kaum hatte ich ihm also den Todesfall des Gouverneurs gemeldet, so wandte er auch das Ansehen, in dem er bei der ostindischen Kompagnie zu Amsterdam stand, dazu an, mir die erledigte Stelle zu verschaffen.

Man muß in jenen Gegenden gewesen seyn, um sich einen recht deutlichen Begriff, von der fast königlichen Gewalt und den großen Einkünften eines solchen Gouverneurs, machen zu können. Ich habe diesen ehrenvollen Posten achtzehn Jahre lang bekleidet, und mir ein Vermögen von wenigstens drei Millionen Thalern erworben. Leider ist, während dieser Zeit, auch mein Schwiegervater und was mir noch weit schmerzhafter war, meine bei ihm zurückgelassene einzige Tochter, gestorben. Ich hatte nun nichts in der Welt mehr, woran ich mein Herz hängen konnte. Dieser Gedanke ist es auch,

der mich bewogen hat, meine Stadthalterschaft niederzulegen und meine Reichthümer, in Holland, sichern Händen anzuvertrauen.

Es ist eine besondere Sache, um die vaterländische Luft. Gleich nach dem Tode meines Schwiegervaters fing ich an, mich recht herzlich darnach zu sehnen. Ich dachte nahe Anverwandte in diesen Gegenden zu finden, aber sie sind alle gestorben. Nach dem Wenigen, was ich etwa von meines Vaters Nachlaß, der sich in fremden Händen befindet, noch hätte herausprozessen können, habe ich nicht einmal gefragt, denn es kann denen jetzigen Besitzern mehr nützen, als mir; aber ich wollte mir, durch Ankauf und Verschönerung einer Strecke Landes, ein Denkmal stiften, das meinem Namen Ehre bringen sollte, und ich muß sehen, daß mir auch dieses mein Vorhaben, äußerst erschwert wird.

Tobias nahm den allergrößten Antheil an des Herrn M** sonderbarer Lebensgeschichte und bezeigte diesem Mann eine Ehrerbietung, die ihm um so mehr gefiel, weil er gewahr wurde, daß sie aus einer reinen Quelle entsproß.

Volle zwei Stunden waren verflossen. Tobias erinnerte sich, daß er um eilf Uhr

vor

vor der Thüre der Frau von L** warten müsse und Herr M**, ohne zu wissen, oder zu forschen, warum der Edelmann, wie er Kropfer zu nennen pflegte, so sehr eilte, wünschte ihm eine gute Ruhe, versicherte ihn nochmals seiner Freundschaft und ließ ihn gehen.

Es ist keine gleichgültige Sache, wenn ein Mann, der Millionen besitzt, uns seiner Freundschaft versichert, aber wir wollen mit einem weitläuftigen Beweise dieses Satzes, nicht die Zeit versplittern, denn wir müssen Tobias, der eben den vierten Akt seiner immer unterbrochenen Tageshandlungen anfängt, auf dem Fuße folgen.

Ein etwas ältliches Kammermädchen wartete schon vor der Hausthür der Frau von L** auf ihn, als er befürchtete, noch eine gute halbe Stunde warten, oder gar unverrichteter Sache wieder weggehen zu müssen. Tobias verstand ihren Wink und war, ehe man es sich versah, im Schlafzimmer ihrer Gebieterin.

Zehntes Kapitel.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.
Deutlicher zu sagen: Wie gewonnen so zerronnen.

Frau von L** war ganz in der Kleidung einer Dame, die sich eben zu Bette legen will; sie sagte Tobias, daß sie seinen Besuch nicht mehr erwartet hätte; dennoch war es noch nicht eilf Uhr, und vor eilf Uhr hatte er nicht kommen sollen. Die Dame behauptete es sey Mitternacht und wollte Tobias wohl oder übel, so mußte er es zugeben, und noch überdem um Verzeihung bitten, daß er nicht pünktlich gewesen sey. Man vertrug sich, gab Tobias Uhr, die doch so richtig ging, alle Schuld und zog die Fenstergardinen zu, damit der Mond, der schon seit drei Nächten nicht mehr schien, die Augen nicht blenden möchte.

Wir ziehen gleichfalls die Gardinen zu und schlurfen, am frühen Morgen, mit der Frau von L** und Tobias Chokolade.

Was wir schon wissen, wußte Tobias nicht, denn er hielt die liebreizende junge Witwe, für die Besitzerin ansehnlicher Rittergüter

und großer Reichthümer. Als ein mit der großen Welt noch unbekannter Flüchtling, hatte er seine Goldbörse sehen lassen. Eine ganze Stunde nachher, kam das Kammermädchen und meldete ihrer Gebieterin, daß der Wechsler die schuldigen zwei tausend Thaler zwar Nachmittags überbringen würde, aber nichts als Silbermünze in seinem Vermögen hätte. Der Unverschämte! Und doch hatte ihm die Frau von L** ausdrücklich sagen lassen, daß sie noch diesen Morgen funfzig Dukaten in Golde haben müsse, weil sie sie einer Freundin versprochen hätte, der mit Silbergeld schlechterdings nicht gedient sey.

Tobias war zu galant, als daß er sich nicht hätte ins Mittel schlagen sollen. Ueberdem hatte sich die Dame verlauten lassen, daß sie doch, noch vor Abend, drei hundert Stück Dukaten, gegen Silbergeld einwechseln lassen müßte, und nur ihrer Freundin wegen besorgt sey, die noch Vormittag die Funfzig erwarte. Sein Anerbieten wurde also mit Freuden angenommen und ihm die Wiedererstattung auf den Abend versprochen.

Es war halb acht Uhr und er erinnerte sich, daß er, gleich nach acht Uhr, bei dem Minister seyn müsse und doch mußte er noch, in seiner Wohnung, eine kleine Toilette machen.

chen. Hier war also weiter keine Zeit zu verlieren, und er ging um funfzig Dukaten leichter weg, als er gekommen war.

Bei dem Minister, fand er einen Rath, dem er schon zum voraus empfohlen war und der ihn wenige Minuten nachher in eine Registratur führte, um ihn, mit demjenigen, was man Akten nennt, bekannt zu machen. Ganz zufrieden, mit Tobias Fähigkeiten, fuhr er, drei Wochen lang, fort, ihm alles zu lehren, was er vor der Hand zu wissen nöthig hatte. Tobias lernte Bescheide ausfertigen, Protokolle und Berichte abfassen, und wurde für ein brauchbares Subjekt gehalten.

Nun fehlte ihm weiter nichts, als wirklich in Zivildiensten aufgenommen zu werden. Er mußte zu diesem Ende eine ganz kurze Bittschrift aufsetzen und wenige Tage hernach war er mit dem ehrenvollen Titel eines Forstkommissärs angestellt, jedoch in Rücksicht seines eigenen Vermögens, welches man unbehutsamer Weise für bekannt annahm, mit keiner Besoldung begnadigt.

Von diesem Augenblicke an, wurde er gleich einem gezahlten Diener, gemessen angewiesen, sich binnen acht Tagen nach einer entfernten Provinz, auf seinen Posten zu verfügen, und denen nähern Anweisungen, die er

da-

daselbst, wegen seiner Dienstgeschäften erhalten würde, aufs genaueste nachzuleben.

So viel Glückwünsche auch Tobias über seine so geschwinde Anstellung, von Bekannten und Unbekannten erhielt, so wenig fand er sich doch dadurch beglückt, denn er war nun in der alleräußersten Verlegenheit. Die Frau von L** hatte ihm zwar täglich neue Beweise ihrer zärtlichen Zuneigung gegeben, aber auch, von Zeit zu Zeit, neue Entschuldigungen, wegen der noch nicht zurückgezahlten funfzig Dukaten vorgebracht. Zu spät erfuhr Tobias, daß er sich gar keine Hofnung machen dürfe, sie je zu erhalten. Die Gräfin von G** beglückte ihn noch immerfort mit ihrer unschätzbaren Gunst und Gewogenheit, aber sie würde ihm plötzlich den Rücken zugekehrt haben, wenn er sich die geringste Geldnoth hätte merken lassen. So verhielt es sich auch mit seinen jungen Freunden vom Militär und Zivilstande, deren Anzahl von Tag zu Tag zugenommen hatte. Indessen war sein kleines Vermögen nun gänzlich geschmolzen und er mußte schon Dienstgeschäfte vorschützen, um des Nachmittags und Abends mit Ehren zu Hause bleiben zu können.

Auch diese Entschuldigung blieb nur einige Tage lang wahrscheinlich und bald lief das Gerücht, der Herr von Kropfer auf Kro-

pfenstein sey ein armer Schlucker. Die Frau von L** war eine von den ersten, die ihm mit gutem Anstande den Rücken zukehrte und der ganze Zirkel seiner Freunde folgte ihr nach.

Tobias hatte bereits einen Vorspannpaß erhalten, sollte sich in drei Tagen auf die Reise begeben, sollte, standeshalber, wenigstens eine Kalesche kaufen und einen Bedienten annehmen. Da stand ihm der Angstschweiß vor der Stirn. Die funfzig Dukaten von der Frau von L** gerichtlich zurückzufordern, wurde ihm von einem redlichen Advokaten, dem er sich vertraute, wiederrathen. Seine Uhr war schon um die Hälfte des Werths versetzt und einige andere Kostbarkeiten, die er von der freigebigen Frau von Mindenau erhalten hatte, waren ihn, um ihrer Person willen, denn er zog sie allen berlinischen Damen vor, so werth, daß er sie gar nicht aus den Händen geben wollte. Hier war also keine andere Hilfe übrig, als heimlich auf seinen Posten Verzicht zu thun, seine Uhr gänzlich zu verkaufen und sich mit den Trümmern seines Vermögens, ganz in der Stille, in andere Gegenden hinzubegeben, wo er gar nicht bekannt war, um sich, da er schon etwas gelernt hatte, etwa als eine Art von Privatsekretär in die Dienste eines Herrn, der nicht viel zu schreiben hätte, zu begeben. Dieses

ses war denn auch der Entschluß, der den Tag zuvor, als seine Vorspannpferde, auf geschärften Befehl des Ministers, bestellt werden sollten, zur völligen Reife gedieh.

Eilftes Kapitel.

Warum wandte sich Tobias nicht an den reichen Exgouverneur von Batavia? Antwort: Weil ihm dieser saure Gesichter machte.

Der reiche Exgouverneur von Batavia, Herr M**, hatte, seit acht Tagen, in Ansehung seines Gesuchs, adeliche Güter ankaufen zu dürfen, den endlichen Bescheid erhalten, daß ihm solches, als einem eingebohrnen Unterthan bürgerlichen Standes, schlechterdings nicht gestattet werden könne, sintemalen dergleichen Güter nur in Besitz adelicher Personen verbleiben müßten.

Eine so demüthigende abschlägige Antwort, konnte einem Manne, der eine fast königliche Gewalt in Händen gehabt und über Könige befohlen hatte, nicht anders als höchstkränkend seyn und er fing von diesem Augenblicke

an, einen Groll gegen alles, was adelich genannt wurde, zu fassen.

Daher kam es denn auch, daß dieser sonst wohldenkende Mann, Tobias, wo er ihn erblickte, mit einer Kaltsinnigkeit begegnete, die nahe an Verachtung gränzte. Dieser hatte indessen, so empfindlich ihm auch ein solches Betragen war, die Ueberwindung, ihm in seinem Herzen zu verzeihen, und da er doch Berlin, mit allen seinen Herrlichkeiten, verlassen wollte, so fiel er, noch den Abend zuvor, auf den Gedanken, daß vielleicht auch er, in Ost- oder Westindien, wo noch viele Schätze verborgen lägen, ein Glück finden könne, welches er in Deutschland schwerlich finden würde. Um sich also einige Anweisungen von Herrn M** zu erbitten, wagte er es, ihm den letzten Besuch abzustatten, ihm sein zweimonatliches wunderbares Schicksal zu vertrauen, und um seinen menschenschenfreundlichen Rath für die Zukunft zu bitten.

Herr M** nahm ihn anfangs sehr kaltsinnig auf, als aber Tobias seine Erzählung anfing und des Umstands erwähnte, daß er nichts weniger als ein Edelmann sey, so erheiterte sich sein Gesicht immer mehr und mehr.

Bei der Fortsetzung konnte er sich sogar eines herzinnigen Gelächters nicht enthalten

und bezeigte seine Freude, daß es Tobias so wohl gelungen sey, den Edelmann zu spielen. Als dieser aber auf den Entschluß kam, daß er des folgenden Tages, weil ihm jedermann den Rücken zukehre und er nicht nach seinen Posten abgehen könne, Berlin heimlich verlassen und in die weite Welt, ja selbst nach Ost- und Westindien, wenn er einige Anweisung erhielte, gehen wollte, so reichte er ihm zutraulich die Hand und versicherte ihn, daß er ihn schlechterdings nicht von sich lassen würde. „Freund!“ setzte er hinzu: „ihre ganze Geschichte wäre in meinen Augen, nichts werth, wenn sie ein Edelmann wären, aber das freuet mich, daß Sie, mit einer Handvoll Geld, als ein Bürgerlicher und als ein Mann, der auf dem Dorfe aufgewachsen ist, den Edelmann so gut gespielt haben. Ich habe, in der Geschwindigkeit, einen Plan entworfen, und den sollen sie ausführen helfen. Um Sie von meinen redlichen Absichten zu überzeugen, sollen Sie, noch diesen Abend tausend Dukaten mit auf ihr Zimmer nehmen und in ihrem Koffer verschließen. Morgen mit dem frühesten fahren Sie zum Minister und sagen Sie ihm gerade heraus, daß Familienangelegenheiten Sie abhielten, Berlin vor der Hand zu verlassen und ihren Posten, worauf sie Verzicht thäten,

anzutreten. Fahren Sie hernach zu dem Rath, der Sie in Dienstgeschäften unterrichtet hat. Machen Sie ihm ein Geschenk von hundert Dukaten. Hernach suchen Sie sich eine Wohnung aus, deren sich ein reicher Graf nicht zu schämen braucht. Sie sollen Kutsche und Pferde und Bedienten in Livree anschaffen, aber noch morgen ihre Wohnung verändern, damit niemand merke, daß Sie die geringste Bekanntschaft mit mir unterhalten.

Zwölftes Kapitel.

Ei! Ei! Tobias! Wenn dich deine Stiefmutter sähe!

Das Erstaunen des Tobias über ein so unerwartetes Glück, machte ihn so stumpfköpfigt, daß er nicht wußte, ob er danken oder nicht danken, stehen oder sitzen, weggehen oder bleiben solle. Fast gerieth er in Versuchung, den sonderbaren Mann, der ihm eine so fröhliche Aussicht eröffnete, für etwas mehr als einen Menschen anzusehen. Hätte er unsere neuern grausenden Geschichtbücher gelesen, wer weiß, ob

ob er ihn nicht auch für ein verkapptes Petermännchen, das ihn, durch eine sonderbare Politesse der Hölle zuführen wollte, gehalten hätte. Daß es mit dem Versprechen der tausend Dukaten ein Ernst war, überzeugte er sich, als er seinem Schutzengel gute Nacht gesagt hatte und nun, in seinem Zimmer, ohne allen Zeugen, einen kleinen Sack eröfnete, worin er sie sammt und sonders antraf.

Der Anblick so vielen Geldes, mußte nothwendig einem jungen Menschen, der schon anfing, die Vergnügungen zu berechnen, die man sich damit verschaffen könne, den Kopf schwindlicht machen. Seine Freude war um so grösser, weil er, noch wenige Stunden zuvor, sich von jedermann verlassen glaubte. Hierzu gesellte sich die Vorstellung, alle seine falschen Freunde Lügen strafen, und sich ihnen, mit einemmale, in aller Pracht und Herrlichkeit zeigen zu können.

Fröhlich erwachte er am folgenden Morgen. Sein Schlaf war noch nie so traumreich gewesen und doch fühlte er, bei seinem Aufstehen, alle Nerven gestärkt.

Mit erleichtertem Herzen, verließ er seine Wohnung, um sich eine bessere auszusuchen, um dem ersten Hofschneider die Befehle, zur Zubereitung einer vollständigen Kavaliergarde-

robe

robe, zu ertheilen, um eine Kutsche im neuesten Geschmack zu erhandeln und ein Gespann Pferde, so wie es kein Prinz hatte, zu erkaufen. Allen diesen Bedürfnissen wurde in wenigen Stunden abgeholfen und nur der Schneider hatte sich eine Frist von vier und zwanzig Stunden erbeten. Noch fehlte es an Kutscher und Lakaien, aber auch diese verschaffte der Glanz des Geldes, die Livreen wurden ihnen vom feinsten Scharlach zugeschnitten und mit silbernen Tressen besetzt, um gleich des folgenden Morgens ihre wichtigen Dienste antreten zu können.

Für diesen Tag, begnügte sich Tobias mit einem zierlichen Miethwagen, in dem er, zuerst zu dem Minister und hernach zu eben dem Rathe fuhr, der ihn mit so vieler Uneigennützigkeit, unterrichtet hatte. Der Minister ließ sich die Verzichtleistung, auf den ehrenvollen Posten, gern gefallen, und Tobias wurde nur aufgegeben, seine Entlassung, so wie es sich gebührt, schriftlich nachzusuchen. Der Rath, wünschte ihm, als ein Biedermann, herzlich Glück, daß er eine Laufbahne verließe, die leider mit Dornen und Disteln bedeckt wäre, wollte kein Geschenk annehmen, betheuerte aber, als es ihm, wie eine Kleinigkeit aufgedrungen wurde, daß er durch diese Freigebigkeit, aus ei-

ner der größten Bekümmernisse gerissen würde, in die er, schon seit einigen Wochen, durch die ungestüme Zudringlichkeit eines Wucherers versetzt gewesen wäre. Mit vor Freuden zitternden Händen, übernahm er es, Tobias Entlassungsgesuch sogleich aufzusetzen und ihm die darauf zu erhaltende Resoluzion, sobald sie erfolgen würde, selbst, in seine neue Wohnung, zu überbringen.

Für diesen Tag wählte Tobias die Tafel in der Stadt Paris, wurde aber von einigen Bekannten, die er daselbst antraf, weil sie ihn für einen armen Glücksritter hielten, halb verächtlich angesehen. Ihr Wahn dauerte jedoch nur, bis gegen das Ende der Mahlzeit, wo er durch eine Kleinigkeit gehoben wurde.

Die Witwe eines im Kriege gebliebenen wackern Hauptmanns, hatte sich den Eintritt in den Speisesaal verschafft und bat, mit zwei saubergekleideten kleinen Mädchen an der Hand, demüthig um eine mäßige Kollekte, um sich und ihre Kinder, einige Tage lang, ernähren zu können. Ein alter gutdenkender Staabsoffizier, der den in der Schlacht gebliebenen Mann der Witwe, ganz wohl gekannt hatte, übernahm aus gutem Herzen und von freien Stücken, das milde Geschäft, mit einem Teller herumzugehen und das Almosen einzusammeln. Der gute

Mann

Mann besann sich, daß auch er drei Töchter hätte und ihnen wenig hinterlassen würde. Mit männlichem Ernst und anscheinendem Gefühl, legte er zuerst vier harte Thaler auf den Teller und war froh, daß er von den übrigen Tischgenoßen, bald Gulden, bald halbe Gulden erhielt. Tobias war von ungefähr der Letzte an der Tafel und hatte vorläufig, ohne daß es jemand bemerkte, schon zehn Dukaten aus seiner vollen Börse abgezählt. Diese legte er bescheiden und unter tiefer Verneigung, dem alten Staabsoffizier auf den Teller. Er hatte wirklich die Absicht, daß niemand von der Tischgesellschaft, seine Freigebigkeit gewahr werden sollte; allein der biedere Sammler konnte sein Gefühl nicht verläugnen, als er so unvermuthet ein so ansehnliches Geschenk für die verlassene Witwe bekam. Treuherzig schloß er Tobias in seine Arme, sah ihm hernach mit einem Forscherblick in die Augen, und dankte ihm mit den wenigen Worten: „Junger Mann! Sie müssen einmal ein recht glücklicher Greis werden, wenn Sie ihr Vermögen zu so wohlthätigen Handlungen anwenden. Ich danke Ihnen herzlich im Namen der Witwe.“

Wollte Tobias wohl oder übel, so mußte er dem gutdenkenden Krieger, nach aufgehobener Tafel, bei Ausleerung einer vollen Flasche

sche Gesellschaft leisten, und die Versicherung mit auf den Weg nehmen, daß er sich einen aufrichtigen Freund an ihm erworben habe. Auch der übrige Theil der Gesellschaft, bezeigte ihm mehrere Achtung, als bei seinem Eintritt ins Zimmer und seine ehemaligen Bekannten wußten nun nicht mehr, was sie eigentlich von ihm denken sollten.

Zum erstenmal schloß sich Tobias Herz gewissen Empfindungen auf, die er zuvor nie gekannt hatte. Es war die erste wohlthätige Handlung, die er eben, aus eigener guter Bewegung ausgeübt hatte und sie diente ihm zur Nahrung für Seele und Herz. Er sah ein, daß es noch andere Vergnügungen gäbe, als diejenigen, die er bisher gekannt hatte, und beschloß sich auch durch diese glücklich zu machen.

Herr M** wollte von Tobias, vor der Hand, gar keinen Besuch mehr annehmen, aber er hatte ihm ein einsames Landhaus, das eine halbe Meile von der Residenz entfernt lag, angewiesen, um sich noch diesen Tag, und fast täglich, zu gewissen Stunden, die er ihm voraus bestimmen würde, daselbst mit ihm zu unterreden. Tobias sollte Nachmittags um fünf Uhr erscheinen, und hattte also, als er die Stadt Paris verließ, noch eben so viel Zeit, seinen Koffer und einiges anderes Gepäcke, aus

seiner

seiner bisherigen Wohnung, nach der früh morgens gemietheten, hinbringen zu lassen. Seine Bedienten waren schon bereit, ihn auf den Abend zu erwarten und geräumige Zimmer waren mit dem prächtigsten Hausrath versehen.

Genau zu der bestimmten Stunde langte er in dem Landhause an, wo Herr M** bereits, in dem dabei befindlichen Garten, spatzieren gieng.

Tobias. Komme ich auch nicht zu spät? mein Wohlthäter!

Herr M. Sie kommen eben recht. Es ist die Stunde, die ich ihnen bestimmt habe. Sind Sie mit ihrer neuen Einrichtung zu Stande gekommen und werden sie diesen Abend ihre neue Wohnung beziehen?

Tobias. Ich bin größtentheils eingerichtet und habe meine neue Wohnung bereits bezogen, wo zwei Bedienten diesen Abend auf meine Befehle warten. Der Kutscher wird morgen früh, mit meinen erkauften Pferden und einem ganz neuen Wagen gleichfalls einziehen. Auch der Schneider wird mir einen großen Theil meiner neuen Kleidungsstücke noch Vormittags abliefern. Aber ich weiß nicht, wodurch ich mich Ihrer Güte würdig machen kann.

Herr

Herr M. Durch Verschwiegenheit, Gehorsam und Zutrauen. Wenn ich diese drei Eigenschaften bei Ihnen antreffe, so sollen Sie mich dereinst Vater nennen, und ich werde Sie als meinen Sohn ansehen. Ich habe meine Ursachen, warum ich will, daß Sie ihren angenommenen Namen behalten sollen und ich werde Sie in den Stand setzen, ihn zu behaupten, sollte auch ihr eigener Vater Sie einen Lügner schelten. Man will in meinem Vaterlande einen so hohen Werth auf einen adelichen Namen setzen und ich will zeigen, daß man mit meinem Reichthum alle Tage nicht allein einen blossen Edelmann, sondern sogar einen Grafen machen kann. Noch morgen sollen Sie eine Vorstellung nach Hofe abgehen lassen und sich, nach der Vorschrift, die ich Ihnen hiemit einhändige, erbieten, eine Fabrik von seidenen Zeugen anzulegen. Sie sollen sich, unfern der Residenz, einen geräumigen Distrikt Landes, gegen baare Bezahlung erbitten, um die Fabrikengebäude daselbst aufführen lassen zu können. Zur Unterstützung Ihres Antrags sollen Sie anführen, daß Sie an eben dem Tage, da man Ihnen die Konzeßion ausgefertigt einhändigen wird, hundert tausend Thaler in der königlichen Bank niederlegen, im entgegengesetzten Fall aber, die königlichen Lande unverzüglich

wieder

wieder verlassen wollen. Diese Vorstellung sollen Sie dreist, mit Ihrem angenommenen Namen unterschreiben. Sollte die Fabrik hernach auch in einer Sandheide zu liegen kommen, so soll sie, mit allen dazu gehörigen Gebäuden und Höfen, dennoch den Namen Kropfenstein erhalten. Bei Abfassung Ihrer Vorstellung können Sie Ihren Freund, den Rath, zu Hilfe nehmen. Haben Sie ihn gesprochen?

Tobias. Ja, und ich habe ihm die hundert Dukaten fast aufdringen müssen, ob er mir gleich nachher bekannte, daß er sich durch dieses Geld aus einer großen Verlegenheit gerissen sähe.

Herr M. Sie müssen ihm mehr geben, wenn er es braucht. Schonen Sie kein Geld, sobald Sie eine wohlthätige Handlung ausüben können. Je mehr Sie in der Stille wohlthun, je lieber werden Sie mir seyn. Merken Sie sich das! Sie waren bisher ein blosses Kind der Natur, ich will Sie zu einem gebildeten Menschen umschaffen, aber ich will zugleich meine Grille befriedigen. Hier gebe ich Ihnen zugleich eine Anweisung auf vier tausend Dukaten; sie ist an einen alten Juden gerichtet, der sich ehemals lange in Holland aufgehalten hat und kein Schwätzer ist. An diesen

können Sie sich wenden, wenn Sie mir Sachen wollen wissen lassen, die keinen Aufschub leiden; aber nie müssen Sie sich zu Aufträgen, die unser Einverständniß und Geldgeschäfte betreffen, eines Lakaien bedienen, sondern immer selbst zu dem Hebräer gehen. Morgen werden Sie mich hier nicht finden, aber übermorgen um dieselbe Stunde.

Tobias erzählte nunmehr, wie er seinen Tag hingebracht hätte, ergötzte dadurch seinen Gönner und kehrte gegen Abend vergnügt nach Berlin zurück, wo er, gleich nachher, die angewiesene Summe in Empfang nahm.

Mit dem folgenden Morgen war der arme Glücksritter ganz in einen reichen Kavalier umgeschaffen. Die reichen Livreen seines Kutschers und seiner zwei hinter dem Wagen stehenden Bedienten, die Größe und Schönheit seiner Pferde und seine eigene stattliche Figur verursachten, unter denen, die ihn nicht kannten, ein allgemeines Nachforschen und unter denen, die ihn kannten, eine allgemeine Verwunderung. Hatte man ihn zuvor für einen halben Betrüger gehalten, so hielt man ihn nunmehr für den Sohn eines reichen Güterbesitzers; als man aber berechnete, daß er, nach seiner getroffenen Einrichtung, wohl hundert tausend Thaler jährliche Einkünfte haben müßte,

te, so konnte man auf der ganzen Spezialcharte von Ober- und Niedersachsen, keine adeliche Güter finden, die für einen noch minderjährigen Sohn eines Edelmanns so viel auswürfen. Selbst die, wegen ihres Reichthums am meisten beschrienen einländischen Kavaliere genoßen keiner so großen Einkünfte. Tobias erkaufte Reitpferde, schaffte sich einen Koch und Kochsgehilfen, nebst allem an, was zum Unterhalte einer Tafel von acht Personen erforderlich ist, und beschloß noch überdem, im Verborgenen so viel Gutes zu thun, als immer in seinen Kräften stehen würde.

Der erste Besuch, den er in seiner glänzenden Equipage abstattete, galt dem biedern Rathe, den er durch das kleine Geschenk von hundert Dukaten, so sehr erfreuet und zu seinen aufrichtigsten und eifrigsten Freunde gemacht hatte. Tobias fing gleich damit an, ihm sein Vorhaben, eine Manufaktur von seidenen Zeugen zu errichten, mit allen Umständen zu entdecken. Herr F**, das war der Namen des Raths, war voller Verwunderung, so vortheilhafte Vorschläge zum Besten des Landes machen zu hören, und da er gern alles befördern half, was zum Flor des Letztern dienen konnte, so erbot er sich auch augenblicklich, die Vorstellung an seinen König,

selbst

selbst aufzusetzen. Das ganze Geschäft war das Werk einer Stunde, und Tobias erhielt die Versicherung, daß er, ehe drei Tage verflößen, gewiß eine günstige Resoluzion erhalten würde. Da der Rath eben keine anderweite dringende Geschäfte hatte, so schlug ihm Tobias eine Spazierfahrt im Thiergarten vor, und nöthigte ihn zugleich, zu Mittag mit ihm in der Stadt Paris zu essen.

Im Thiergarten wählte Tobias ein etwas abgelegenes Lusthaus, um sich ganz ohne Zeugen, mit seinem Freunde unterhalten zu können. Hier bat er ihn, aufrichtig zu gestehen, ob er ihn aus irgend einer Geldnoth reißen könne, weil er sich den Tag zuvor habe verlauten lassen, daß er in die Hände eines Wucherers gerathen sey. Der Rath wollte, nach der ihm angebohrnen Bescheidenheit, anfangs nicht mit der Sprache heraus, endlich gestand er aber, daß er sich in einer betrübten und bedenklichen Lage befände. Die Hälfte seines Gehalts von sechs hundert Reichsthalern, war durch Wucherer in Beschlag genommen und da er, mit der andern Hälfte nicht standesmässig leben konnte, so war er gezwungen gewesen, sich neue Hilfsquellen zu eröfnen, aber alle, wie es sich von selbst versteht, mit wucherlichen Zinsen. Jetzt beliefen sich also

seine Schulden bereits auf tausend Thaler und er konnte sich, wenn er nicht durch eine baldige Gehaltszulage in bessere Umstände versetzt wurde, das traurige Prognostikon stellen, ein immerwährender Sklave seiner Gläubiger zu bleiben.

Tobias ergriff die so erwünschte Gelegenheit, einen Mann von Verdiensten aus der Noth zu reißen, mit Freuden, und kehrte, in Gesellschaft des Herr F**, nach seiner neuen Wohnung zurück. Hier nöthigte er ihn auf die verbindlichste Art von der Welt, die tausend Thaler, die er, zur Tilgung seiner Schulden höchst nothwendig bedurfte, als ein Geschenk anzunehmen, um künftig seines ganzen Gehalts in Ruhe zu genießen. Herr F** war trunken vor Freude und versicherte seinem Freunde, daß der Gedanke, für die Zukunft, von allen bekümmernden Nahrungssorgen befreit zu seyn, ihn zu den glücklichsten Menschen von der Welt mache.

Es war Tobias ein entzückendes Vergnügen, die fröhliche Bestürzung wahrzunehmen, in der sich dieser wackere Mann befand, aber er wollte diesen Tag noch durch eine andere wohlthätige Handlung bezeichnen. Da er den Herrn F. eingeladen hatte, mit ihm in der Stadt Paris zu Mittag zu essen, dieser aber

ein

ein Verlangen äußerte, bis zur Zeit des Mittagsessen, zu einigen seiner Gläubiger zu gehen, so wandte er diese Zwischenzeit dazu an, dem alten Staabsoffizier, mit dem er den Tag zuvor Bekanntschaft gemacht hatte, einen Besuch abzustatten. Der redliche Greis war eben zu Hause und empfing ihn mit offenen Armen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen, entdeckte ihm Tobias, daß ihm das Schicksal der armen Witwe, für die man eine Kollekte gesammelt hätte, sehr zu Herzen gegangen sey, daß er sie gern, ohne daß jemand, und sie selbst, etwas davon erführe, aus ihrer Noth reissen möchte und also den Staabsoffizier bäte, sich genau nach ihren Umständen und wie ihr etwa geholfen werden könnte, erkundigen zu lassen.

„Herzensfreund!“ antwortete ihm der Greis, „nach so etwas lasse ich mich nicht erkundigen, denn sollte sie auch am andern Ende der Stadt, in dem elendesten Kämmerchen, unter dem Dache wohnen, sollte ich Leitern klettern müssen, so würde ich sie selbst aufsuchen, aber ich weiß, wo sie wohnt und unter uns gesagt, weil ich nicht immer so geben kann, wie ich wohl gern wollte, so ist sie gestern, auf mein Anstiften in den Gasthof gekommen und es hat mich recht gefreuet, daß sie eine so reiche

Beute mit sich wegnahm. Jetzt gehe ich stehendes Fusses zu ihr und wenn Sie nicht mein Gast in der Stadt Paris seyn wollen, so suche ich Sie Nachmittags, Abends, ja selbst nach Mitternacht in Ihrer Wohnung auf, um Ihnen Bescheid zu bringen.“

Tobias lehnte zwar, weil er selbst einen Gast gebeten hatte, die Einladung ab, versicherte aber, daß er gewiß in der Stadt Paris zu Mittag essen würde. Er bot dem alten Krieger seinen Wagen an, der nicht angenommen wurde und so waren beide im Begriff, einander zu verlassen, als drei im besten Geschmack gekleidete junge und schöne Frauenzimmer ins Zimmer traten.

„Das sind meine drei Töchter!“ sagte der Staabsoffizier, “ ich habe, weil ich Witwer bin, sie alle in eine Pension geschickt. Da kommen sie denn zuweilen, mir einen guten Morgen zu wünschen. Jetzt habe ich nothwendige Geschäfte, also gehe ich; wenn Sie, Herr von Kropfenstein, aber noch etwas Zeit haben, so unterhalten Sie sich ein wenig mit ihnen. Ein so wackerer junger Mann, als Sie sind, wird doch kein Feind von jungen Mädchen seyn. Aufs Wiedersehen! Leben Sie wohl und ihr, meine Töchter, suchet meinen Freund gut zu unterhalten.“

Die

Die Töchter des Obersten von P**, so hieß der alte Staabsoffizier, vereinigten mit blühender Schönheit, ein lebhaftes und fröhliches Naturel. Die älteste, Fräulein Charlotte hatte seit kurzem ihr achtzehntes Jahr erreicht; das Fräulein Karoline, die zweite Tochter, war nur um ein Jahr jünger und Fräulein Wilhelmine, die jüngste, war noch nicht volle funfzehn Jahre alt. Alle drei wußten Tobias die Zeit, auf eine so anständige, edle und anmuthige Art, so sehr zu verkürzen, daß er schon eine Stunde in ihrer Gesellschaft war, ohne zu bemerken, daß die Stunde, in der Herr F. auf ihn zu warten versprochen hatte, herbeigerückt sey. Dennoch fühlte er für diese drei jungen Frauenzimmer so viele Ehrerbietung, daß er sich, so anziehend auch ihre Reize waren, zum erstenmal in seinem Leben, auch nicht die geringste Freiheit gestattete. Unter allen hatte Fräulein Charlotte, die älteste, den größten Eindruck, auf sein Herz und seine Sinnlichkeit, gemacht, aber er sah wohl ein, daß er auf ihren Besitz, ohne sein Stammregister vorzuweisen, keine Ansprüche würde machen können, und so beurlaubte er sich, ohne ihr den Wohlgefallen, den er an ihrer Person fand, anders als durch Blicke zu erkennen zu geben. Fräulein Charlotte hatte auch diese sehr wohl

verstanden, sie aber, so sehr ihr der Herr von Kropfenstein auch gefiel, nicht beantwortet.

Herr F hatte schon, eine halbe Stunde lang, in Tobias Wohnung gewartet, als er zurückkam und mit ihm nach der Stadt Paris fuhr. Der Obriste war bereits im Speisesaale und hatte zwei Plätze, an seiner Seite, für Tobias und seinen Gast bestecken lassen. Er war eben in einer Unterredung mit einigen Offizieren begriffen, die Tobias Herkommen und Adel in Zweifel zogen, sich aber zeitig aller fernern freien Urtheile enthielten, als sich der Obriste für seinen Freund erklärte und noch hinzusetzte, daß er dem jungen Manne von seiner Hochachtung und Liebe nichts entziehen würde, wenn er auch der Sohn eines Tagelöhners sey. Tobias erfuhr den Inhalt dieser Unterredung erst am folgenden Tage, durch einen seiner alten Bekannten, der sich selbst unter den Zweiflern befunden hatte, sich aber nichts davon verlauten ließ. Auch der Obriste, brach bei Tobias Ankunft seine Unterredung ab, überhäufte ihn mit treuherziger Höflichkeit und hatte, weil während der Mahlzeit, von Jagden und Jägerei gesprochen wurde, eine Freude, seinen jungen Freund in dieser Materie so wohl bewandert zu sehen und wahrzunehmen, daß er mehr davon wußte, als einige andere,

die

die sich viel auf ihr Wissen einbildeten. Er erbot sich sogar, mit von der Gesellschaft zu seyn, als man Tobias ein Wettschießen, nach der Scheibe, auf den Nachmittag vorschlug, und er diese Art von Ausforderung annahm.

Es waren anerkannte gute Schützen, mit denen Tobias wetteiferte, allein alle waren gezwungen, ihm das Lob zu ertheilen, daß er sie noch um vieles überträfe. Dabei hatten sie den Vortheil über ihn gehabt, mit ihren eigenen Gewehren zu schießen, während er sich eines fremden bedienen mußte.

So unbedeutend dieses Wettschießen, an und vor sich schien, so verschaffte es doch Tobias eine große Achtung unter denjenigen, die Augenzeugen seiner Fertigkeit gewesen waren, ja man schloß sogar, daß er eine wahrhaftig adeliche Erziehung gehabt haben müsse. Bei dem Obristen P** hatte er sich durch seine Geschicklichkeit um so mehr in Gunst versetzt, da er das Zutrauen, welches dieser treuherzige Mann ihm geschenkt hatte, völlig rechtfertigte. Tobias mußte ihm versprechen, diesen Abend in einem Gartenhause mit ihm zu essen, und hier gab er ihm nähere Nachricht von den Mitteln, die man zur Versorgung der Frau Meier, eben der Offizierswitwe, deren sich Tobias annehmen wollte, ergreiffen könnte.

Der

Der Mann dieser guten Frau, hatte sich blos durch seine gute Aufführung und persönliche Verdienste, zu dem Posten eines Hauptmanns empor geschwungen, aber sein Tod hatte seine Familie ohne alle Unterstützung gelassen. Hätte er Söhne gehabt, so würden sie ohne Zweifel auf Kosten des Königs fürs Vaterland erzogen worden seyn, um dereinst dem Beispiel ihres Vaters zu folgen, aber er hinterließ nur zwei Töchter. Die Witwe war so unglücklich niemand zu finden, der den König an die Verdienste ihres Mannes hätte erinnern können, und unglücklicher Weise, hatte dieser auch ihre Bittschriften zu einer Zeit erhalten, wo er ihnen nicht alle Aufmerksamkeit widmen konnte. Jetzt, da sie nur blos darauf Bedacht nehmen mußte, sich und ihren Töchtern, den höchst nothwendigsten Unterhalt zu verschaffen, glaubte sie, das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben, wenn man sie in den Stand setzen möchte, eine etwas bequeme Wohnung zu miethen, einiges nothwendiges Tafelgeschirr anzuschaffen und nur einen mäßigen Vorschuß in Händen zu haben, um einer Anzahl Offiziere und andern wackern Privatleuten, gegen ein kleines Kostgeld die Kost reichen zu können. Der Obriste war der Meinung, daß diese erste Auslage, nach einer genauen Berechnung, mit ein hundert und

funfzig Thalern bestritten werden könne, allein er mußte zugleich gestehen, daß die arme Frau, wenn sie das Kostgeld nicht immer baar erhielte, bald in Verlegenheit gerathen würde. Um indessen Tobias Freigebigkeit nicht zu mißbrauchen, war er der Meinung, daß sie, unter Gottes Seegen, mit hundert und funfzig Thaler ihre kleine Wirthschaft einrichten müsse und wenn Tobias, ihr diese leihen wolle, er sich zum Bürgen anbieten könne, daß sie diesen Vorschuß, nach Ablauf von zwei Jahren wieder bezahlen werde.

Es war dem redlichen Obristen gar nicht im Sinn gekommen, daß Tobias Vermögensumstände sich so hoch beliefen, daß er das Glück einer ganzen Familie, mit einenmale machen könnte. Um desto mehr war er also erstaunt, als dieser ihm, doppelt so viel, als die arme Witwe zur ersten Einrichtung ihrer Wirthschaft nöthig hatte, augenblicklich auszahlte und dabei betheuerte, daß dieses ein bloßes Geschenk sey, welches er ihr und ihren Kindern mache, ohne die geringste Wiedererstattung zu fordern. Der alte tapfere Krieger dankte ihm, als ob er ihm selbst ein Geschenk gemacht hätte. „Morgen, mit dem frühesten,“ sagte er ihm, „bin ich bei der Witwe meines ehemaligen Freundes, und ich freue mich zum voraus, auf das Er-

staunen, worein sie dieses Geschenk versetzen wird. Ich habe ihr Hofnung gemacht, daß ich ihr vielleicht die Hälfte verschaffen würde, aber so viel habe ich selbst nicht geglaubt. Wenn sie wird eingerichtet seyn, müssen sie mir versprechen, einmal des Mittags, mit mir, bei ihr zu essen und vielleicht nehme ich, um die gute Frau noch mehr zu erfreuen, auch eine von meinen Töchtern mit mir.“

So verging dieser Tag, an dem Tobias anfing, sich durch eine glänzende Equipaze und noch mehr, durch zwei stille wohlthätige Handlungen, die aus eigener Bewegung herrührten, bekannt zu machen.

Herr F. hatte sich gleich nach dem Mittagessen von ihm getrennt, da er aber auch dem Obristen, durch seine vernünftigen Unterredungen werth geworden war, so hatte dieser ihn auch eigends zum Abendessen im Gartenhause einladen lassen, um den dritten Mann, in einem freundschaftlichen Zirkel auszumachen.

Da Tobias sich, für den folgenden Tag, im Stande sah, eine kleine Gesellschaft von Freunden, in seiner neuen Wohnung zu bewirthen, so bat er den Obristen und den Rath F. zu Mittag bei ihm zu speisen. Die Einladung wurde angenommen und beide Gäste, wußten, nach dem Aufwande, den er machte, selbst

nicht,

nicht, was sie von ihm denken sollten. Indessen dachte jeder vor sich, was er wollte. Der Obriste fing nämlich an, zu glauben, daß sein junger Freund, wenigstens von fürstlichen Herkommen seyn müsse und der Rath, glaubte, mit einem eben so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, daß er wohl der Sohn eines unermeßlich reichen Privatmannes seyn könne, der hundert tausend und mehr Thaler nicht achte, um sich durch kostbare Unternehmungen, einen besondern Schutz in königlichen Staaten zu verschaffen.

Es vergingen nicht acht Tage, so war Tobias, wegen des außerordentlichen Aufwandes, den er machte, schon der Gegenstand der Tischgespräche, an hohen und niedern Tafeln. Daß er alles ums baare Geld kaufte, war schon bekannt, aber wo er dieses hernähme, konnte man weder auf der Post, wo sogar nicht einmal Briefe an ihn einliefen, noch durch die in allen vornehmen Häusern bekannten Wechsel- und Wucherjuden erfahren.

Der Kabinetsbescheid, wegen Errichtung einer Seidenmanufaktur und Anweisung eines Distrikts Landes fiel so günstig aus, daß man, ohne irgend einer Rücksicht auf den adelichen Namen von Kropfer auf Kropfenstein zu nehmen, nicht allein alles, was man unter

die-

diesem Namen verlangt hatte, allergnädigst bewilligte, sondern Tobias auch, als einem Ausländer, der sich, mit seinem Vermögen im Lande niederlassen wollte, den kräftigsten Schutz gegen jedermann, der ihm einige Hindernisse in Weg legen würde, zusagte.

Nach dieser allerhöchsten Erklärung wurde die Landesstelle gemessen angewiesen, das Weitere zu verfügen und nachmals zu berichten, ob auch der Herr von Kropfer auf Kropfenstein, die hundert tausend Thaler, seinem Anerbieten gemäß, in die königliche Bank niedergelegt hätte.

Letzteres mußte Tobias, auf Geheiß des Herrn M**, der sich, noch wie vor, verborgen hielt, mit einer Art von kleiner Prahlerei, unter Vortretung von vier Livreebedienten, die jeder einen Sack von fünf tausend Friedrichsd'or im Arme hielten, bewerkstelligen.

Ueberdem erhielt er von dem Herrn M** eine schriftliche Anweisung, nach welcher die Manufakturgebäude errichtet werden sollten. Die dabei anzustellenden Arbeiter, wurden von letzterm unverzüglich aus Holland verschrieben. Ueberhaupt hatte Herr M** aber Tobias einen so deutlichen Begriff von dem ganzen Unternehmungsgeschäfte und allem, was dazu erforderlich sey, beigebracht, daß jedermann, über

die

die Einsichten, die er an Tag legte; erstaunte und ihn als ein Phenomen von sonderbarem jungen Manne ansah. Was ihm an Kenntniß der hergebrachten Ordnung abging, ersetzte der Rath F. durch die Anweisungen, die er ihm ertheilte und machte sich dabei eine Gewissenssache daraus, seinen Nutzen auf alle mögliche Weise zu befördern.

Der Beistand dieses sehr thätigen Mannes war auch in der Folge von desto größerer Wichtigkeit für ihn, weil er sich, wie wir bald sehen werden, auf einige Monate von Berlin entfernen und ihm, in seiner Abwesenheit, die zur Beschleunigung des Manufakturgeschäfts, höchst nothwendigen Veranstaltungen, einzig und allein anvertrauen mußte.

Bei alle dem, daß Tobias anfing, eine ganz andere Lebensart zu führen, als er bisher geführt hatte, konnte er doch den häufigen und verbindlichen Einladungen, die er seit einiger Zeit von der Gräfin von G** erhielt, nicht ganz widerstehen, nur wählte er gemeiniglich die frühe Morgenzeit, um ihr fortdauernde Merkmale zu geben, daß er an ihren Reizen noch immer seinen Wohlgefallen finde, aber, wider alle Klugheitsregeln, verschwendete sie diese in solchem Uebermaaß, daß er endlich hinlänglich gesättigt wurde. Schon dachte er

auf

auf Mittel, wie er sich, auf eine nicht kränkende Art, ihren ferneren Umarmungen entziehen möchte, als ihm ein Umstand, von weniger Bedeutung, diesen Rückzug erleichterte. Sein feuriges Temperament führte ihn nämlich eine ganze Stunde früher, als man ihn erwartete, ins Schlafgemach der schönen Gräfin. Niemand hatte sich seinem Eingange entgegengesetzt und wie erstaunte er, als er seine Stelle bereits besetzt fand. Ein schlanker Bedienter hielt den zarten Bau ihres Körpers so fest umschlungen, daß er selbst da nicht zurückwich, als die Schöne, über Tobias unvermutheten Anblick erschreckt, ein durchdringendes Geschrei ausstieß. „Verzeihen Sie, schöne Gräfin," rief ihr dieser lächelnd zu, „die Sache bleibt unter uns, und Sie sind zu entschuldigen." — Schnell trat er zurück, verließ das Haus, kehrte nie wieder in die Arme der überzärtlichen Dame und wurde ehrenthalber auch nie von ihr dazu wieder eingeladen.

Die Frau von L** hatte er, seit der Zeit, daß er den Verlust seiner funfzig Dukaten so tief empfand, nie wieder besucht, unerachtet dieser Unfall, die Ursache seines desto größern Glücks war. Wäre er nicht durch den daraus entstandenen Geldmangel, in die größte Noth gerathen, so würde er sich auch

dem

dem Herrn M** nicht entdeckt haben, und dieser hätte nie die Gelegenheit gefunden, ihn zum Exekutor seines geheimen Plans, zu machen.

Schon seit dem erstenmale, da Tobias, das Fräulein Charlotte, die älteste Tochter des ehrwürdigen Obristen von P** gesehen hatte, fühlte er, selbst in den Augenblicken, da er der Liebe in den Armen eines andern Frauenzimmers fröhnte, daß ihr Besitz sein größtes Glück sein würde. Nun hatte er, bei den häufigen Besuchen, die er ihrem Vater abstattete und die dieser oft erwiederte, die Gelegenheit gehabt, sie mehrmal und zuweilen ganz allein zu unterhalten; es war ihm sogar zuweilen in Sinn gekommen, sie nach seiner hergebrachten Gewohnheit, mit stürmender Hand, zu einem Liebesvergleich zu vermögen, aber der Gedanke, daß er in ihren und ihres Vaters Augen, als ein Nichtswürdiger erscheinen würde, der die Rechte der Freundschaft und Gastfreiheit mit Füssen tritt, hatte seinen unbändigen Begierden jedesmal Zaum und Gebiß angelegt. Dennoch hatte er sich nicht enthalten können, dem Fräulein, unter vier Augen zu entdecken, daß er sie über alles liebe und sogar das Gegengeständniß von ihr erpreßt, daß auch er ihr nicht gleichgültig sey. Ohne Zweifel würde der Vater, da er von dessen großem Reichthum, hinlängliche

liche Auskunft erhalten hatte, gern die Hand zu einer beständigen Vereinigung beider Liebenden geboten haben, aber Tobias hielt den Antrag zurück und der Obriste, der ungeachtet seines Alters, in Liebessachen helle Augen hatte, wurde dadurch in der Meinung bestärkt, daß er ohne Zweifel von vornehmern Stande sey, als er sich ausgäbe und also nichts ohne Einwilligung seiner Eltern beschließen könne.

Da Herr M**, Tobias noch wie vor, mit väterlicher Güte und unbeschränktem Vertrauen begegnete, so faßte dieser endlich ein Herz, ihm seine Liebe zu dem Fräulein zu entdecken, erhielt aber die trockene Antwort, daß an eine eheliche Verbindung vor der Hand gar nicht zu denken sey und er bereits selbst, eine höchstliebenswürdige junge Person kenne, die er, nach Jahresfrist, wenn keine wichtige Hindernisse in Weg gelegt würden, von seinen Händen annehmen solle. Das hieß, Tobias einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung machen; aber wenn seine Liebe zu Fräulein Charlotte zuvor schon groß gewesen war, so vermehrte sie sich nunmehr, durch den Gedanken, daß er sie nie besitzen würde, bis zum höchsten Grade. Er fing an schwermüthig zu werden und alle übrigen Frauenzimmer wurden ihm, von diesem Augenblick an, gleichgültig. Was

sein

sein Leiden vermehrte, war der Zwang, sich niemand entdecken zu dürfen, ja selbst derjenigen nicht, die er über alles liebte.

Täglich hatte Tobias, nun schon seit sechs Wochen, eine abwechselnde muntere Gesellschaft, an seiner reich besetzten Tafel. Täglich wurden neue Lustpartien vorgeschlagen, die mehrentheils auf seine Kosten veranstaltet wurden Auch Personen vom ersten Range bestrebten sich Bekanntschaft mit ihm zu machen und ihre Wohnungen wurden ihm, ein für allemal eröfnet. Mehr wie ein Fräulein, deren Schönheit am Hofe bewundert wurde, sah ihn tief in die Augen, um ihn zum Sklaven zu machen, aber alle ihre Feuerblicke streiften ab und so kam es, daß er von den meisten unverheiratheten Damen, Hurone, und von den verheiratheten, fühllose Bildsäule gescholten wurde. Niemand hätte beide Vorwürfe besser widerlegen können, als die Gräfin von G** und die Frau von L**, aber beide wurden entweder nicht gefragt, oder hatten ihre guten Ursachen, warum sie das Gegentheil nicht behaupten wollten.

Eines Abends saß Tobias, da er von einer Jagdpartie zurückgekommen war, wider seine Gewohnheit, einsam in seinem Zimmer, als der Rath F. zu ihm hineintrat und ihm

ein versiegeltes Billet zustellte, das ihm, unter einem andern Umschlag und unter seiner Adresse durch einen unbekannten Bedienten zugestellt war. Tobias eröfnete das Billet und fand nur die wenigen Worte, von des Herrn M** Hand, obwohl ohne Unterschrift.

„Sie müssen augenblicklich vier Postpferde bestellen lassen und hernach zu dem bekannten Hebräer eilen, wo Sie erwartet werden, sollten Sie auch erst nach Mitternacht hinkommen können. Suchen Sie den Herrn F. zu bewegen, bis zu ihrer Abreise in ihrer Wohnung zu bleiben. Auf die Post lassen Sie sagen, daß Sie nach Dresden fahren wollen.

Tobias war über den Inhalt dieses Billets nicht wenig bestürzt, aber es blieb ihm, so ungern er auch Berlin verließ, nichts übrig als Folge zu leisten. Die Postpferde wurden bestellt, und Herr F. versprach gern, so lange in Tobias Wohnung zu bleiben, als er es verlangen würde.

Drei-

Dreizehntes Kapitel.

Sollte er auch etwa die Braut abholen? Antwort: Wir werden es sehen.

Es hatte bereits eilf Uhr geschlagen, als Tobias ganz allein und zu Fuße in der Wohnung des alten Hebräers anlangte, der ihn in sein einsames Stübchen führte, wo Herr M** in seiner Erwartung Tobak rauchte. Der sonderbare Mann sagte ihm, wie er vor wenigen Stunden erfahren habe, daß der König am folgenden Morgen ganz unvermuthet von Potsdam abreisen und nicht allein den Distrikt, der zur Anlage der Manufaktur bestimmt sey, besehen, sondern auch wegen der innern Einrichtung, mit Tobias selbst sprechen wolle. Nun diene es aber nicht in seinen, des Herrn M** einmal gemachten Plan, daß Tobias eher dem Könige unter die Augen treten solle, bevor er nicht mit Brief und Siegel beweisen könne, daß er derjenige sey, wofür er sich ausgäbe, so wenig dieser staatskluge Monarch auch auf solche Nebendinge Acht zu haben pflege. Tobias solle also, noch diese Nacht, den Weg nach Dresden und weiter nach Wien nehmen und sich dort in aller Stille, um die Ausferti-

gung eines freiherrlichen Diploms bemühen, daß man ihm, weil er keine Kosten zu sparen brauche, auch ohne weitere Schwierigkeiten, bewilligen werde. Was die zur Einrichtung des Mechanismus des Seidenmanufakturgebäudes, während der Abwesenheit, erforderliche Kosten belange, so solle er dem Rath F**, vor der Hand, eine Vollmacht ertheilen, bis zwanzig tausend Thaler, von dem bei der Bank niedergelegten Kapitale, gegen Quittung zu erheben. Zugleich wurde Tobias aufgetragen, den Herrn F** dahin zu bewegen, daß er sich, ohne zu sagen warum, gleich des folgenden Morgens, nach dem angewiesenen Distrikte verfügen, den Plan von künftiger Einrichtung der Manufaktur zu sich stecken, und wenn solcher gefordert werden möchte, ohne Weigerung vorzeigen, auch wie die Absichten des Errichters wären, mündlich erklären solle.

Den Beschluß seiner Aufträge, machte Herr M**, indem er Tobias einen Beutel mit zweitausend Dukaten, der schon auf dem Tisch bereit stand und eine Anweisung an eine der ersten Wechselstuben von Wien auf sechszig tausend Gulden, die jede Minute zahlbar wären, einhändigte. Uebrigens überließ er ihm, alle sonst nöthige Veranstaltungen, so zu treffen, als er es nach seinem guten Verstande,

am besten erachten würde. Die Nachrichten, die er Herrn M** zukommen lassen wolle, solle er unter einem Umschlag mit des alten Hebräers Addresse abgehen lassen.

Tobias wurde der Abschied von seinem Wohlthäter nicht schwer, gern hätte er aber sein angebetetes Fräulein noch einmal sehen mögen, wenn es irgend möglich zu machen gewesen wäre. Eine Ursache, warum er dieses um so sehnlicher wünschte, war die, daß er schon acht Tage lang, nie Gelegenheit gefunden hatte, weder mit ihr, noch mit ihrem Vater zu sprechen. Es ahndete ihn, daß unter beiden eine besondere Verabredung getroffen seyn müsse, die wie er muthmaßte, nichts weniger als günstig für ihn lauten könne. Die Zeit wird lehren, in wie fern er Recht hatte.

Der Staatswagen unsers Tobias, mit Wachstuch überzogen und mit vier Postpferden bespannt, wartete seiner schon, als er um Mitternacht nach Hause kam. Drei stattliche Koffer, mit den kostbarsten Kleidungsstücken versehen, wurden unverzüglich aufgeladen. Der Rath F. übernahm gern die Aufträge, womit ihn Tobias beschwerte und versprach noch überdem, des letztern Wohnung bis zu seiner Wiederkunft zu beziehen. Von sechs männlichen Bedienten, den Koch und den Kutscher mit eingerechnet,

mußten drei Lakaien, die Reise mit antreten. Die übrigen wurden zurückgelassen, um theils Herrn F. zu bedienen, theils auf das Haus, und auf die Reitpferde zu sehen. Unter allen diesen Veranstaltungen und der Besänftigung des ungeduldigen Postillions, verflossen zwei Stunden, bis die Pferde in Lauf gesetzt wurden. Nach andern sechs Stunden, hatte Tobias schon die sächsische Gränze erreicht und mit dem siebenten Tage langte er glücklich zu Wien an.

Tobias wollte nur ein Freiherr werden, und doch mußte er es sich, nach der Bedienung, die er mit sich führte und nach dem Aufwand, den er machte, schlechterdings gefallen lassen, daß er, gleich nach seiner Ankunft in der Kaiserstadt, vom Wirthe und der Wirthin, von Hausknechten, Kellnern, Lehnbedienten und Lehnkutschern, troß aller Protestazionen, zum Grafen gemacht wurde.

Ein Herr Agent stand zu seinem Befehle bereit, als er sich verlauten ließ, daß er bei Hofe etwas zu suchen hätte, aber er war so vorsichtig, sich nur einem zu vertrauen, den ihm, eben das Wechselhaus, an welches er gewiesen war, als einen rechtschaffenen und thätigen Mann empfahl. Auf Anrathen dieses Rechtsfreundes verwechselte er zeitig, den Gasthof, in

dem er abgetreten war, mit einer Privatwohnung, die ihm mehrere Bequemlichkeit verschaffte.

Die Veränderung des Orts, hatte auch Tobias festen Entschluß, nie ein anderes Frauenzimmer, als das Fräulein Charlotte mit verliebten Augen anzusehen, verändert, weil es sich sein Agent, unbeschadet seiner angerühmten Rechtschaffenheit, zur Pflicht machte, ihm in diesen Angelegenheiten, allen erforderlichen Unterricht zu ertheilen. Bei alle dem fand der unbeständige Tobias aber, bei den schönsten Baronessen und Gräfinnen, die ihre Gunstbezeigungen mit Golde aufwogen, so viel leeres, daß es ihm auch, nach vollem Genuße wollüstiger Umarmungen, deuchtete, er sey der Geliebten seines Herzens noch nie untreu geworden.

Kaum waren sechs Wochen verstrichen, so hatte er auch, da er das Geld mit vollen Händen wegwarf, seinen Zweck erreicht, und Wien reizte ihn, von diesem Augenblick an, um so weniger, weil er keine Charlotte darin antraf.

Mit seinem freiherrlichen Diplom versehen, wollte er nunmehr nach Berlin zurückkehren, als er von einer jungen Baronesse, die ihm ihre Gunst, um baare hundert Dukaten

ver-

verkauft hatte, unter dem Vorwande, daß er ihr die Ehe versprochen habe und sie sich im ersten Monat ihrer jungfräulichen Hinfälligkeit befände, als Bräutigam und künftiger Ehemann, förmlich, das heißt gerichtlich, in Anspruch genommen wurde.

Hätte sich der Vorfall, vier Monate zuvor, da er aus Verzweiflung über seine Armuth nach Ost- und Westindien gehen wollte, ereignet, wer weiß, ob er die junge Person, die wohl zwanzig tausend Gulden eignes Vermögen besaß, nicht beim Worte gehalten hätte, aber jetzt legte er die Liebenswürdigkeit der Dame auf eine Schaale und die unbefleckte Tugend eines sittsamen und wohlerzogenen Fräuleins auf die andere. „Ich will sie nicht, ich mag sie nicht“, rief er aus. Allein damit war es nicht ausgemacht. Er mußte mit seiner Anklägerin vor Gericht erscheinen und wäre nicht der rechtschaffene Agent gewesen, der sich, unter uns gesagt, schon lange mit der Baronesse verstand, so hätte er ohne Zweifel eine Frau mit sich nach Berlin nehmen müssen, die seinem Pflegvater schwerlich angenehm gewesen wäre. Mit vierhundert Dukaten und ziemlich ansehnlichen Gerichtssporteln, wurde also die ehestandsbegierige Dame, glücklich besänftigt

und zu einer völligen Verzichtleistung auf Tobias ausschlüßlichen Besitz bewogen.

Ueber dieses Geschäft waren indessen zwei volle Wochen verflossen und Tobias, der dem Herrn M** bereits vierzehn Tage zuvor Nachricht gegeben hatte, daß er sein Diplom in der Tasche trüge, war unschlüssig, ob er diesem seinen Wohlthäter, bei seiner Zurückkunft, eine Nothlüge hersagen und die Unkosten allenfalls unter einer andern Rubrik in Rechnung bringen, oder reinen Wein einschenken sollte. Endlich verwarf er denn doch alle Verstellung, als seiner unwürdig und beschloß, sich lieber dem Herrn M** so zu zeigen, als er wirklich war.

Vierzehntes Kapitel.

Herr M** wirkt im Verborgenen.

Schon bei Tobias Anwesenheit in Berlin und besonders nach seiner Abreise, war Herr M** mit einer Sache beschäftigt gewesen, an die Tobias auf hundert Meilen nicht gedacht hätte.

Noch schwebt es meinen Lesern vielleicht im frischen Andenken, daß Herr M**, als ihm Tobias seine Neigung zur Fräulein Charlotte entdeckte, gerade heraussagte, daß er, nach Jahresfrist, eine Gattinn, die er für ihn ausersehen, von seinen Händen annehmen solle. Die Bekanntschaft mit diesem Frauenzimmer hatte Herr M** nicht in Batavia und auch nicht in Holland, sondern, durch einen Zufall, außerhalb den Thoren von Berlin gemacht.

Hier befand er sich einstmals, auf einem einsamen Spatziergange im Thiergarten, wo er sich in einem der darin befindlichen Lustgärten, in ein abgesondertes niedliches Lusthaus niedersetzte, als zwei junge und schöne Frauenzimmer hineintraten und da er nichts abschreckendes hatte, sich mit ihrem Strickbeutel auf einen Stuhl setzten, um mit aller Gemächlichkeit eine Tulpenflor, die gleich vor dem Lusthause prangte, zu besehen.

Die besonders anmuthige Bildung der einen jungen Schöne, gefiel dem Herrn M** so sehr, daß er es wagte, sich mit ihr in eine Unterredung einzulassen. Die Antworten, die sie ihm auf seine Fragen ertheilte, waren so munter, so geistreich, und doch auch so bescheiden und so gefällig, daß sie dadurch sein Herz gewann und er sich, als sie nach Verlauf einer

ner Viertelstunde Abschied von ihm nahm, nach ihrem Namen und ihrer Wohnung erkundigte, solchen erfuhr und noch überdem hörte, daß sie, nebst einigen ihrer Freundinnen und ihrer gemeinschaftlichen Gouvernante, diesen Garten, während der Sommerzeit, fast täglich besuche.

In der That fand Herr M**, der seit der Zeit, den Platz im Lusthause lieb gewann, auch oft Gelegenheit, sie hier wieder zu sehen und tausend schöne Eigenschaften an ihr zu entdecken. Da beschloß er bei sich selbst, Tobias, den er doch einmal an Sohnes statt annehmen wollte, wo es immer möglich sey, eine so reizende Gattin zuzuführen.

Ohne sich weiter zu entdecken, hatte er anfangs blos ihren Taufnamen gemerkt. Erst als Tobias ihm seine Liebe vertraute und eines Obersten gedachte, der eine sehr liebenswürdige Tochter hätte, erkundigte er sich näher, wer der Vater dieses jungen Fräuleins, das ihm so wohl gefiel, seyn möchte und da mußte er zu seinem Erstaunen vernehmen, daß Tobias Neigung gerade auf diese junge Person gefallen wäre.

Dazumal, als er dieses entdeckte, war Tobias noch zu Berlin, aber er nahm sich sorgfältig in acht ihm das geringste davon zu sagen, daß er mit der Geliebten seines Herzens

in einer Art von vertraulichem Verständnisse stände. Indessen trug dieser Umstand nicht wenig dazu bei, daß er die Abreise des Tobias nach Wien beschleunigte.

Nach und nach hatte er von dem Fräulein Charlotte, der er es wagte, im väterlichen Vertrauen eine Verbindung mit einem sehr reichen jungen Edelmann vorzuschlagen, so viel herausgelockt, daß sie diesen reichen jungen Edelmann, nie zum Manne nehmen würde, weil sie ihr Herz bereits verschenkt hätte, ohne genau zu wissen, ob sie nicht besser gethan haben würde, es nicht zu thun. Endlich wagte es Herr M** ihr Tobias Vor- und Zunamen zu nennen, und ihr ganzes schönes Antlitz wurde mit dem feurigsten Roth bedeckt.

Lange konnte sie sich von der Ueberraschung nicht erholen. in die sie der unerwartete Antrag versetzt hatte. Herr M** glaubte anfangs, daß sie Tobias vielleicht nicht leiden könne, und ihm einen andern vorzöge. Er bat also um Verzeihung, wenn er ihr durch seinen übereilten Vorschlag einen unangenehmen Augenblick verursacht hätte. Das Fräulein sah ihn eine Zeitlang an, da sie aber eben von ihren Freundinnen ganz verlassen war, so faßte sie ein Herz und frug ihn, wie er dazu kommen könne, im Namen des jungen Mannes,

den

den er eben genannt habe, einen Antrag von der Art zu thun. „Nicht in seinem Namen,“ antwortete ihr Herr M**, „sondern in meinem „eigenen, thue ich Ihnen diesen Antrag, und „was ich noch niemand gesagt habe, das sage „ich Ihnen. Kropfenstein ist mein angenom„mener Sohn und ein Erbe von einigen Mil„lionen. Was noch mehr ist, er hat mir „seine Liebe zu Ihnen endeckt, ehe ich wußte, „daß Sie die Tochter des Obristen von P** „wären. Ich wollte von keinem Heiraths„vorschlage etwas wissen und sagte ihm offen„herzig, daß ich ihm eine Gattin zuführen „würde. Nur jetzt erfahre ich, daß sie eben „die junge Person sind, die er über alles liebt, „und ich werde mich glücklich schätzen, wenn „auch Sie ihn wieder lieben können. Was „Ihnen am Vermögen abgeht, das werde ich „reichlich ersetzen, ich besitze Millionen, aber „würden Sie meinen angenommenen Sohn „auch lieben können, wenn er nicht adelichen „Standes wäre?“

Das Fräulein sah ihn abermals, mit einem staunenden Blicke an, und antwortete endlich: „Sie mögen seyn, wer Sie wollen, aber „ihre Jahre flössen mir Zutrauen ein. Ich „gestehe Ihnen, daß ich den jungen Mann, „den Sie mir vorschlagen, liebe. Gleichviel

ob

„ ob er von adelicher oder bürgerlicher Geburt „ ist. Mein Vater hat mich gelehrt, alle „ Menschen zu schätzen, weil wir auch in den „ niedrigsten Klassen edle Empfindungen finden. „ Sind Sie also der, wofür Sie sich ausge= „ ben und wofür ich Sie herzlich gern erken= „ nen will, so reden Sie mit meinem Vater, „ und Sie werden sein Herz auf seinen Lippen „ finden.“

Als das Fräulein diese wenige Worte gesagt hatte, entfernte sie sich, mit einer ehrer= bietigen Verbeugung und Herr M**, beschloß gleich den folgenden Tag zu ihrem Vater zu gehen. Er wählte die frühe Morgenstunde und fand den Obristen bereits gekleidet. Unter vier Augen entdeckte er ihm, wer er, wer Tobias sey, wie er es mit diesem meine und ob er sich Hofnnng auf die Hand seiner ältesten Tochter machen könne.

„ Das kann er“, antwortete der Obriste, „ denn ich halte ihn für einen rechtschaffenen „ jungen Mann und habe ihm deswegen meine „ Freundschaft geschenkt. Gleich viel, von wem „ er abstammt, gleich viel ob er Reichthümer „ besitzt, wenn er redlich denkt und es mit mei= „ ner Tochter gut meint. Ich zweifle nicht, „ daß sie ihn gern zum Mann nehmen wird, „ denn ich glaube wahrgenommen zu haben,

daß

„ daß sie ihn gern sieht. Das hat mir seit kur„zer Zeit Kummer gemacht, weil ich glaubte, „daß er von einer ahnenstolzen hohen Familie „wäre. Desto besser, daß er es nicht ist, „denn ich halte nicht darauf."

Nun bat er Herrn M**, ihm freundschaftlich die Ursachen zu entdecken, warum er sich nicht eher als Tobias Pflegvater bekannt gemacht habe. Herr M** führte ihm gültige Gründe an und bat ihn sogar, auch vor der Hand, die Verbindung, worin er mit seinem angenommenen Sohn stünde, zu verschweigen, ja selbst, sich auf wenige Wochen, seines Umgangs gänzlich zu entziehen, um ihn, bei einer Reise, die er bald vornehmen solle, in der gänzlichen Unwissenheit, des ihm, bei seiner Zurückkunft, bevorstehenden Glücks, zu erhalten.

Hätte Tobias das geringste von diesen Verabredungen erfahren, so würde er gewiß den Spaß mit der Baronesse nicht getrieben haben, die, so jung sie war, durch die gefällige Vermittlung des Herrn Agenten, schon mehr als einen Fremden ins Netz gelockt hatte.

Der Obriste von P** und der treuherzige Ostindienfahrer wurden bald die besten Freunde, aber der letztere nahm sich sorgfältig in acht, seinen Umgang mit dem Obristen

be-

bekannt werden zu lassen. Oft saßen beide ganze Stunden lang bei einander, und was der eine zu Lande erfahren hatte, das hatte der andere zur See und in verschiedenen Welttheilen erfahren. Fast kein Tag verging, daß Herr M** dem Fräulein Charlotte und ihren Schwestern nicht Geschenke machte, die Beweise seines Reichthums waren.

Erst nach Tobias Zurückkunft, entdeckte er dem Obristen, daß sein angenommener Sohn nun nicht allein ein Edelmann, sondern sogar ein Freiherr geworden sey. Beide ergötzten sich an den Distinkzionen, die man mit Gelde erkaufen kann, die aber, so lange sie nicht erkauft sind, bei allem Reichthum und bei sittlichen Vollkommenheiten, den wackersten Mann, in die unterste Klasse des Volks versetzen.

Noch nicht zufrieden, seinen angenommenen Sohn, in einer glänzenden Lage zu sehen, hatte Herr M** auch an Tobias Vater gedacht, und ihm, während des Aufenthalts seines Sohnes, der dem Herrn M** seinen alten Vater schon zu wiederholtenmalen empfohlen hatte, durch einen eigens abgeschickten Notar, eine in Leipzig zahlbare Anweisung, auf zehn tausend Thaler, einhändigen lassen. Diese Summe schien ihm hinlänglich zu seyn, einen Mann, der des Landlebens gewohnt war, in

ei-

einen behaglichen Wohlstand zu versetzen. Ueberdem hatte er für Tobias Stiefmutter, ein Geschenk von tausend Thalern beigefügt, um die Lücke zehnfach zu ersetzen, die ihr Stiefsohn in ihrem Sparbeutel gemacht hatte.

Es mußte sich, bei des Notars Ankunft auf dem Schlosse des Herrn Barons von Kollerban, eben zutragen, daß Tobias Vater, durch einen gleißnerischen Schreiber, ganz aus der Gnade seines hochgebietenden Herrn verdrängt war und Befehl erhalten hatte, nicht allein seine Rechnungen zu schließeu, sondern sich auch nach einer andern Herrschaft umzusehen. Der alte Kropfer war, bei dem großen Fehler, daß er sich zu sehr durch seine Ehehälfte regieren ließ, ein ehrlicher Mann und konnte von seiner Verwaltung treue Rechenschaft ablegen, aber wo er in seinem Alter eine andere Herrschaft finden sollte, das wußte er nicht und das veranlaßte folgendes erbauliches Gespräch, zwischen ihm und seiner Frau.

Frau. Du bist in deinem ganzen Leben ein Dummkopf gewesen und wirst es auch bleiben. Da stehst du nun, und weißt nicht was du beginnen sollst. Geh und wirf dich dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau zu Füssen, und bitte, daß sie dich nicht verstossen sollen.

Mann. Du hast lange genug regiert, Frau, ich werde jetzt thun, was ich will. Ich werde nicht zu Füssen fallen, denn ich habe meinen Dienst ehrlich verwaltet.

Frau. Deine Ehrlichkeit ist dein ewiges Lied. Wärest du nicht so ehrlich gewesen und hättest dich mit dem Schreiber verstanden, so liefst du jetzt nicht Gefahr Hungers zu sterben. Denn, daß du es nur weißt: ich gebe dir von dem Gelde, was ich durch so viele Jahre erspart habe, keinen Groschen und verlasse dich, sobald du das Schloß verlässest. Die hundert Thaler, die mir dein Sohn, der liederliche Bursche gestohlen hat, magst du sehen, wie du sie wieder bekömmst, denn er wird wohl in guten Umständen seyn. Der Taugenichts! Ich hätte ihn längst als Bedienten bei einer reichen Herrschaft angebracht, aber da war der Vater ein hochmüthiger Narr und wollte es nicht.

Mann. Schweig! Er war mein Sohn und hat dir nichts genommen. Das mehrste, was du besitzest, habe ich erworben. Ich hätte ihm doppelt so viel geben sollen, als er mitgenommen hat, aber deine Widerspenstigkeit hat mich abgehalten und so hat er mein Vaterherz verkennen müssen. Mir ist nichts daran gelegen, wenn du mich verlassen willst, denn ich sehe, daß du es nie redlich mit mir gemeint hast.

Frau.

Frau. Wie! Elender! Behandelst du mich so? Hätte ich nicht zehn Männer bekommen können, die besser waren als du? Ist das mein Dank, daß ich so gut gewirthschaftet habe. Noch heute verlasse ich das Schloß, und nehme alles mit mir, was hier ist, oder du sollst thun, was ich dir heiße und dich der gnädigen Herrschaft zu Füssen werfen, und wenn das nicht hilft, auch dem Schreiber.

So weit war die Madam Kropfer in ihrer Rede gekommen, als der Notar im Schloßhof angefahren kam und an einem Seitenflügel, wo der Verwalter mit seiner zänkischen Hälfte wohnte, abstieg.

Notar (indem er in die Stube tritt) Habe ich die Ehre den Herrn Verwalter Kropfer zu sehen?

Hr. Kr. Der bin ich. Setzen Sie sich, und sagen Sie, was zu ihren Diensten stehet.

Notar. Ich bringe Ihnen sehr gute Nachrichten von Ihrem Herrn Sohne.

Fr. Kr. Brächten Sie uns lieber die hundert Thaler, die er mir aus einem Beutel mitgenommen hat.

Notar (sie ernsthaft und kaltsinnig ansehend) Ich bringe sie Ihnen und mit reichlichen Zinsen, aber meine übrigen Aufträge gehen den Vater dieses jungen Mannes an. (Sich an Herrn

Kropfet wendend) Ihr Herr Sohn wünscht, daß Sie, bei Ihrem immer mehr zunehmenden Alter, Ihren bisherigen Dienst verlassen und sich durch Ankauf eines großen Maierhofs oder selbst eines kleinen Edelguts, wenn es sich thun läßt, in einen Stand der Unabhängigkeit versetzen möchten. Zu diesem Ende, hat er mir eine Anweisung von zehn tausend Thalern, an eines der ersten Handelshäuser in Leipzig mitgegeben. Diese Gelder können zu jeder Stunde in Empfang genommen werden. Was aber die hundert Thaler anbelangt, die der Herr Sohn mit auf die Reise genommen hat, so ist er großmüthig genug, seiner Frau Stiefmutter tausend dafür zurückzuschicken, unerachtet er dieses mitgenommene Geld, als sein rechtmässiges Eigenthum hätte ansehen können. Seine Frau Stiefmutter, hat ihm sehr hart begegnet, aber er verzeihet es ihr. Um ihr eine Aufmunterung zu verschaffen, daß sie mit seinem Herrn Vater in gutem Verständnisse leben möge, stellt er es letzterm frei, mit dem, was er durch das angewiesene Kapital erwerben wird, nach seinem Gutdünken zu schalten und es, nach seinem Ableben, allenfalls Leuten, die ihm auf keine Weise anverwandt sind, zu vermachen und zu hinterlassen.

Hr.

Hr. Kr. Sagen Sie mir doch, lieber Herr, wo sich mein lieber Sohn jetzt aufhält?

Notar. Jetzt hält er sich zu Wien auf.

Fr. Kr. Daß Gott erbarm! da wird er gewiß katholisch geworden seyn und seine Seele verkauft haben!

Notar. Madame! Seyn Sie nur für Ihre eigene Seele besorgt. Ihr Stiefsohn ist nicht katholisch geworden; wenn er es aber auch geworden wäre, so könnte er doch immer besser seyn, als viele Ihres Glaubens, die Gott blos mit dem Maule dienen.

Hr. Kr. Da bin ich völlig Ihrer Meinung, mein Herr. Aber ich möchte doch gern wissen, wie mein Sohn zu so großem Reichthum und in so kurzer Zeit gelangt ist, daß er so viele tausende als eine Kleinigkeit wegschenken kann. Ist er etwa verheirathet?

Notar. Nein. Dem unerachtet ist er, in kurzer Zeit, ein unermeßlich reicher Mann geworden und wird in kurzer Zeit auch Baron seyn. Was er erworben hat, hat er durch Gottes besondere Fügung, auf die rechtschaffenste Weise von der Welt erworben.

Hr. Kr. Nun da sey Gott tausendmal gedankt, denn ich finde es auch an meinem Theil, wie seine Vorsehung über mich waltet. Mein ungerechter Herr, der Baron von Koller-

han, hat mir heute den Dienst aufgesagt und ich glaubte schon von aller Welt verlassen zu seyn, als ich, auf eine so höchst unvermuthete Art, in die glücklichsten Umstände von der Welt versetzt werde. Gott! ich werde noch heute dieses Schloß verlassen, und wenn Sie wollen, mich mit Ihnen auf den Weg nach Leipzig begeben, um die mir angewiesenen Kapitale selbst in Empfang zu nehmen. Mich, als einen so alten treugedienten Diener, mit einemmale brodlos zu lassen, und das um eines verläumderischen Schreibers willen! Nein, lieber hätte ich auf die sauerste Weise von der Welt mein Brod verdienen, als länger hier verbleiben wollen.

Notar. Man ist hart mit Ihnen umgegangen, aber trösten Sie sich. Mein Rückweg führt mich ohnehin über Leipzig und wenn Sie anders wollen, so fahren wir in wenigen Stunden dahin ab. Ich will Sie sogar nicht einmal in die Ungelegenheit setzen, wegen meiner und meiner Leute Beköstigung ein Wort zu verlieren. Wir können unter Wegs wieder einholen, was wir hier versäumen und Ihre Gattin kann Ihnen, mit Ihren Effekten nachfolgen. Zuvor werde ich ihr aber, wie schon gesagt, statt hundert Thaler, tausend zustellen.

(Er

(Er zieht einen Beutel mit zwei hundert Friedrichsd'or aus der Tasche und überreicht ihn der Frau Kropfer.

Fr. Kr. (indem sie das Gold auf den Tisch schüttet) Nun, das muß ich doch sagen, daß der Tobis eine gute Seele hat. Ich habe auch immer viel auf ihn gehalten. O! der hat Verstand! Aber wo er das viele Geld alles hernehmen mag, als ob er es münzen könnte? Das kann ich nicht begreifen. Aber nun soll die Herrschaft auch sehen, daß wir uns nichts aus ihr machen. Männchen! Hast du deine Rechnungen fertig, so trage sie gleich zum gnädigen Herrn und sage ihm, daß du dich für alle Gnaden bedankst und noch heute das Schloß verlässest. Ich packe auch gleich ein und folge dir morgen mit Sack und Pack nach Leipzig. Nicht wahr, mein Goldmännchen? Ich werde dir auch funfzig Thaler auf die Reise geben. Ich wollte es dir verdacht haben, wenn du dem gnädigen Herrn nur ein gut Wort gegeben hättest.

Hr. Kr. Meine Rechnungen sind alle geschlossen und gleich in diesem Augenblick werde ich sie zum gnädigen Herrn tragen und ihm zugleich hinterbringen, daß ich, nach Verlauf von einer Stunde, das Schloß räumen werde. Wenn er viele Worte macht, werde ich ihm

sagen,

sagen, daß ich bei ihm wenig erworben habe, aber seiner Gnade nicht weiter bedarf.

Fr. Kr. Sag' ihm doch auch, mein Goldmännchen, daß dein Sohn auch ein Baron, so gut wie er und noch reicher als er ist.

Hr. Kr. Das werde ich bleiben lassen. Was braucht er das zu wissen. Genug, daß ich ihn beim Worte halte und das Schloß noch heute verlasse. Packe du mir nur meine besten Kleidungsstücke und die feinste Wäsche in einen Koffer und ich werde bald wieder hier seyn. Hole auch eine Flasche Rheinwein aus dem herrschaftlichen Keller und zahle sogleich das Geld dafür. Sprich auch mit dem Koch, daß er dir sogleich ein paar gute Gerüchte fürs Geld macht, damit wir unsern lieben Gast gehörig bewirthen können.

Fr. Kr. Alles, alles, mein Goldmännchen soll geschehen. Aber sag' mir doch, wo werde ich dich denn in Leipzig finden? Ich kann ja keinen Augenblick ohne dich leben.

Hr. Kr. Du wirst alles erfahren. — Ich gehe.

Herr Kropfer ging wirklich und kam nach Verlauf einer guten Viertelstunde zurück.

Hr. Kr. Der elende Mensch von Schreiber, wollte einige Einwendungen gegen meine Rechnungen machen, aber ich berief mich auf den gnädigen Herrn und er fand alles richtig und in gehöriger Ordnung. Da habe ich ihm die Hand und der gnädigen Frau, zum letztenmal den Rock geküßt und gerade herausgesagt, daß ich noch heute mit Gelegenheit von hier abreisen würde. Man frug mich, wer der fremde Mann sey, der sich bei mir aufhielte, und ich antwortete, er sey ein Advokat aus Leipzig, der in hiesigen Gegenden Geschäfte hätte und mich als Gast besuchte. Damit habe ich kurz abgebrochen und dem Schreiber nur eben im Vorbeigehen gesagt, daß wenn ich dem gnädigen Herrn drei seiner besten und wohlhabendsten Bauern, als Zeugen seiner heimlichen Plackereien hätte vor die Augen stellen wollen, so würde er noch heute, mit Schimpf und Schande zum Hofe hinausgejagt seyn.

Fr. Kr. Und das hast du so verschwiegen und mir kein Wort davon gesagt? Siehst du, Männchen, wie du so heimlich gegen mich bist. Ich würde dem elenden Menschen anders den Daumen aufs Auge gehalten haben.

Hr. Kr. Man muß nicht gleiches mit gleichem vergelten. Die Bauern werden selbst schon sprechen, wenn ich weg bin, und da

wirds heißen, der Verwalter Kropfer war ein ehrlicher Mann und die Herrschaft hätte ihn nicht sollen gehen lassen. Das ist mir lieber, als wenn man mich jetzt nöthigte, länger zu bleiben.

Fr. Kr. Nun, liebes Männchen, setze dich mit unserm lieben Gaste zu Tische. Da hat mir der Koch, um einen blanken Gulden, eine halbe Sauerkrautpastete, einen gebratenen Kapaun und ein großes Stück Torte gebracht. Ich hatte eben in der Obstkammer, all mein Gold und mein Silbergeld, auf einem Tische vor mir hingezählt. Das hat ihm die Augen verblendet! So viel Geld hatte er in seinem Leben noch nicht auf einem Haufen gesehen; aber ich sagte ihm auch, damit er es wieder sagen kann. Mein Mann hat noch zehnmal so viel, aber davon ist nicht ein Gulden im Dienste der Herrschaft erspart. Alles unser eigenes Vermögen, und unser Tobis ist Baron zu Wien, und hält Kutsche und Pferde, Kutscher, Lakaien und Läufer. Da hättest du sehen sollen, wie der Koch das Maul aufsperrte. Ich habe ihm auch ein Spitzglas Rheinwein eingeschenkt. Der wird einen Lärm im Schloße machen. Ich will wetten, daß er spornstreichs zur Baronesse gelaufen ist, um ihr alles, was er gehört und gesehen hat, zu erzählen.

Hier

Hier ist der Wein! Männchen; hier sind auch die funfzig Thaler in einem ledernen Beutel. Aber nicht wahr, mein Bester, wenn du stirbst, vermachst du mir doch wenigstens fünf tausend Thaler, von deinem Gelde? Da werde ich auch, nach deinem Tode, recht Staat machen.

Hr. Kr. Ich denke vor der Hand noch nicht zu sterben. Laß mich nur nach meiner Weise leben und du sollst schon Staat führen.

Als die Frau Kropfer hierauf wegging, um wegen Fütterung der fremden Pferde und Verpflegung des Fuhrmanns, das Nöthige zu verfügen, setzte sich ihr Mann, mit seinem Gaste, fröhlich zu Tische und erfuhr von letzterm, daß Tobias durch eine besondere Schickung von einem unermeßlich reichen Manne, an Kindes statt angenommen sey. Gern und willig begab er sich seiner eigenen väterlichen Rechte und freute sich über seines Sohnes außerordentliches Glück. Seiner Frau, fand er nicht für gut, die besondern Umstände dieses Glückwechsels, vor der Hand, bekannt zu machen, sondern unterhielt sie, mit den Zubereitungen zu seiner Reise in beständiger Beschäftigung. Er zeigte ihr einen Gasthof zu Leipzig an, wo er mit dem Notar einkehren würde, überließ ihr die Sorge, seine wenigen Effek-

fekten in einen benachbarten Flecken, in sichere Verwahrung zu bringen, ihm selbst aber, sobald als möglich nachzukommen und so fuhr er, nach Verlauf von zwei Stunden, zum Schloßhofe hinaus.

Schon zu Anfang des folgenden Frühlings, sah sich der bisherige Verwalter Kropfer, im Besitz eines, mit Feldern, Gärten, Wiesen und Holzungen, versehenen kleinen Landguts, dessen Ertrag er, durch seine praktischen Wirthschaftskenntnisse, von Jahr zu Jahr vermehrte. Auch seine Frau gewöhnte sich, in Hofnung, daß sie von ihm erben und nach seinem Tode Staat führen würde, ihn mit Bescheidenheit und selbst mit Nachgiebigkeit zu begegnen. Beide lebten in einer Art von Ueberfluß und blühendem Wohlstande.

Funfzehntes Kapitel.

Es tritt ein Briefträger auf.

Der staatskluge König hatte wirklich, wenige Stunden nach Tobias Abreise von Berlin, in eigener Person, den Distrikt Landes

be-

besehen, auf dem die neue Manufaktur angelegt werden und der den Namen Kropfenstein führen sollte. Das Fundament war gelegt und ringsherum lag das mit großen Summen erkaufte Bauholz, das vom frühen Morgen, bis zum sinkenden Abend, funfzig Zimmerleute unaufhörlich bearbeiteten. Niedere Häuser, mit Gartenplätzen und Stallungen versehen, waren in kurzer Zeit, wie Schwämme hervorgewachsen und erwarteten, mit offenen Thüren, die Ankunft ihrer holländischen Bewohner. Ein Wirthshaus, wo die Arbeiter, um billige Preise, alles was zu ihrem Lebensunterhalte gehörte, erkaufen konnten, war in wenigen Tagen erbauet und in wohnbaren Stand gesetzt. Unter fröhlichen Gesängen, hoben die Zimmerleute ihre Axt empor, der Maurer freute sich seines Fleißes und selbst der, der die Steine auf der Schiebekarre herbeiführte, sang ein fröhliches Liedgen. Meister, Gesellen und Handlanger, beiderlei Geschlechts, lobten den reichen Unternehmer, der ihnen reichlich das Taglohn zutheilte und nie zu ihnen kam, ohne sie mit einem labenden Trunk zu beschenken. Auf einem schon ganz behauenem Stück Bauholz saß der Rath F. mit dem Grundriße des Gebäudes und den Kostenanschlägen in der Hand, als der weise König plötzlich, um einen Hügel, mit

klei-

kleinem Gefolge hergeritten kam und mit einem⸗male vor ihm stille hielt. Nur noch in der Ferne, wo man den Gesalbten nicht gewahr geworden war, ertönte der Gesang der Arbei⸗ter und bald entstand eine völlige Stille, als das Zeichen der tiefsten Verehrung. Mit dem Hut in der Hand, hielt der Zimmermann seine Axt senkrecht über den behauenen Balken und der Rath F. erwartete, in der Stellung eines Mannes, der Befehle aufmerksam anhören will, was der Monarch sagen würde.

König (seinen Hut horizontal abnehmend). Sind Sie der Unternehmer dieser Manufaktur?

F. Nein Ew. Maj. Der Unternehmer hat mir nur, weil er eine nothwendige Reise vornehmen mußte, aufgetragen, den Bau nach seiner Vorschrift zu beschleunigen. — Ich be⸗finde mich, mit der Erlaubniß meiner Vorge⸗setzten hier.

König. Wer sind Sie?

F. Ich bin der Rath F.

König (steigt vom Pferde ab) Er hatte eben einen Plan in der Hand. Zeige er ihn mir. (Nachdem ihn der König mit Aufmerksamkeit unter⸗sucht, und Herr F. ihm alle Erläuterungen darüber gegeben hat) Dreißig Holländer werden also hie⸗her kommen?

F.

F. Ja, und unter diesen zwanzig Verheirathete, mit ihren Kindern. Lauter Leute, die nicht arm ins Land kommen.

König. Sieht er, so ein Etablissement freuet mich. Sage er den Leuten, die hier sind, daß sie wieder an ihre Arbeit gehen, und fröhlich fortsingen sollen. Ich sehe das gern.

F. (indem er sich etwas entfernt) Leute! geht wieder an eure Arbeit und singet, wie ihr wollet. Es ist des Königs Wille.

König. Die Wohnhäuser sind aber ganz sonderbar eingerichtet. Die Küchen alle vor den Wohnzimmern und dabei so geräumig?

F. Auf holländische Art. Die Wohnzimmer sind für die Parade und die Küche ist zugleich das Besuchzimmer.

König. Ja, das ist wahr, und in der Küche raucht der Hausherr Tobak. Der Unternehmer hat, wie ich sehe auf alles gedacht und will, daß die Leute hier, wie zu Hause seyn sollen. Weiß er nicht, wo er die Seide hernimmt?

F. Mehrentheils aus Persien. Alle rohe Materialien gehen zu Wasser nach Stetin, und alle fabrizirte Waaren, die im Lande nicht abgesetzt werden können, von Stetin nach Holland, wo schon für den Absatz gesorgt ist.

König. Der Unternehmer muß in großen Handelsverbindungen stehen und ein geschickter Kopf seyn. Sage er ihm, wenn er zurückkömmt, daß er sich wegen Nachlaß der Zölle, gerade an mein Kabinet wenden soll. Solche Leute, die sich dem Lande nützlich bezeigen, habe ich gern. Ich werde ihm alles bewilligen.

Wie ich höre, ist der Mann noch jung und lebt prächtig. Er führt einen adelichen Namen, der mir noch nie zu Ohren gekommen ist, aber das ist gleich viel. Kennt er ihn genau? Weiß er ungefähr, wie hoch sich sein Vermögen beläuft und ob er sein Unternehmen auch wird ausführen können?

F. Nach dem Aufwand zu urtheilen, den er bisher gemacht hat, muß er mehr als eine Million besitzen. Uibrigens ist er sehr zum Wohlthun geneigt. Zur Ausführung dieser einzigen Unternehmung hat er allein hundert tausend Thaler in der Bank angelegt, und mir, noch bei seiner Abreise, eine Anweisung gegeben, alle, zur Fortsetzung des Baues erforderlichen Gelder, zu erheben.

König. Daraus sehe ich, daß es dem Manne ein Ernst ist, die Manufaktur in guten Stand zu setzen. Aber sage er mir doch, da er Rath ist, hat er denn so viel Zeit übrig,

die-

diesen Bau zu dirigiren? Leiden seine andern Geschäfte nicht darunter?

F. Ich bin mit Vorwissen meines Chefs hier und kann mich, wegen meines schuldigen Fleißes in Ew. Majestät Diensten, auf dessen Zeugniß berufen. Die Stunde, die ich bei Tage versäume, hole ich bei der Nacht wieder ein.

König. Schon gut. Ich sehe ihn für einen ehrlichen und thätigen Mann an. Ich werde mich seiner schon erinnern.

Der König untersuchte die neue Anlage noch stückweise, unterhielt sich sogar mit einigen Maurern und Zimmerleuten über ihr Handwerk, und begab sich hernach nach Berlin, um verschiedene auf seine Kosten erbaute neue Gebäude in Augenschein zu nehmen.

Nach Verlauf von ein paar Monaten langte Tobias wieder zu Berlin an. Man erfuhr bald, daß er zu Wien baronisirt worden, aber man nahm auch für bekannt an, daß er schon zuvor ein guter Edelmann gewesen sey.

Herr M** fing nunmehr an, ihn zum Empfang der Braut, die er für ihn bestimmt hatte, nach und nach, vorzubereiten, aber Tobias bat ihn, in einer so wichtigen Sache, wovon die Ruhe seines ganzen Lebens abhinge, nicht mit Partheilichkeit zu Werke zu gehen, und ihn nicht zu übereilen. Sein Pflegvater

gab ihm endlich drei Tage Frist, sich zu bedenken, ob er die Person, die er für ihn bestimmt habe, ohne Widerstand annehmen oder seinem fernern Beistande entsagen wolle. Den vierten Tag ließ ihm Herr M** sagen, daß er ihn des Nachmittags, in einer gewissen Gegend des Thiergartens erwarten würde, wohin er zu Fuße kommen möchte. Tobias gehorchte und mußte seinen Wohlthäter nach eben den Garten begleiten, in dem dieser das Fräulein Charlotte hatte kennen lernen. Man näherte sich dem einsam gelegenen Lusthause. „Hier in diesem Lusthause werden Sie die junge Person antreffen, die ich für Sie bestimmt habe,“ sagte Herr M**. Tobias erschrack, wäre aber, vor plötzlicher Freude, beinahe zu Boden gesunken, als er, bei seinem Eintritt ins Lusthaus, so ganz unvermuthet, das Fräulein Charlotte und ihren Vater, den Obristen von P** erblickte, der den Herrn M** freundschaftlich, als einen alten Bekannten, umarmte. Beide Väter vereinigten die Hände ihrer Kinder, aber beide waren auch darin mit einander einig, daß die Hochzeit, erst nach Jahresfrist vollzogen, oder bis dahin, daß Herr M** es für gut halten würde, sich öffentlich für Tobias Vater zu erklären, aufgeschoben werden solle. Noch desselben Abends feierte man, in

des

des Obristen Wohnung, das Verlobungsfest, wobei Herr M** seiner künftigen Schnur, einen Schmuck von Juwelen schenkte, um den sie eitle Fürstinnen beneidet haben würden.

Von dieser Zeit an besuchte Tobias das Fräulein täglich als seine verlobte Braut und Herr M** wartete nur auf einige Wechselbriefe aus Holland, um seinen angenommenen Sohn in Stand zu setzen, vor der Hand, wenigstens für eine halbe Million Rittergüter zu erkaufen, als eines Morgens ein Briefträger in sein Zimmer trat und ihm einen von Hamburg eingelaufenen Brief überreichte.

Gleichgültig eröfnete Herr M** den Brief in Gegenwart des Briefträgers und taumelnd sank er in einen Lehnstuhl, als er nur wenige Zeilen gelesen hatte. Blos den menschenfreundlichen Bemühungen des Ueberbringers mußte er es verdanken, daß er nicht von einem Schlagfluße befallen wurde, auch verließ ihn dieser Trauerbote nicht, bis er ihn gänzlich außer Gefahr sah.

Sechszehntes Kapitel.

Es ziehen sich trübe Wolken am Horizonte zusammen.

Der Brief, den Herr M** von einem seiner Korrespondenten aus Hamburg erhalten hatte, war folgenden Inhalts.

„Nach zuverlässigen Nachrichten, die wir „so eben mit der holländischen Post erhalten, laufen E. E. Gefahr um Ihr ganzes „Vermögen zu kommen. Suchen Sie durch „eine schnelle Abreise von Berlin und durch „Ihre persönliche Gegenwart in Amsterdam, vorläufig zu retten, was nur zu retten möglich ist. Es sollen, wegen Ihrer „Verwaltung in Ostindien, harte Beschwerden bei der Kompagnie eingelaufen und „letztere Willens seyn, bis nach geendigter „Untersuchung, Ihre in Holland stehenden „Kapitale mit Beschlag zu belegen. Verlassen Sie sich nicht auf Ihre dortigen Korrespondenten, denn wir wissen, daß sie sich „die Gelegenheit zu Nutzen machen wollen, „um im Trüben zu fischen. Es schmerzt „uns, Ihnen so unangenehme Nachrichten mit-

„ mittheilen zu müssen, aber die Freund-
„ schaft, die wir Ihnen gelobt haben, zwingt
„ uns dazu."

Kaum hatte sich Herr M** von der ersten Bestürzung erholt, worein ihn dieser Brief versetzt hatte, so beschloß er, die Reise nach Amsterdam, ohne weitern Zeitverlust anzutreten. Sein erster Gang war zu dem biedern Obristen, dem er die Nothwendigkeit vorstellte, worin er sich befände, Berlin unverzüglich zu verlassen und Tobias mit sich zu nehmen. Tobias wurde gerufen und erhielt Befehl, den Rath F., als einem geprüften rechtschaffenen Manne, die Vollendung der Manufaktur, nach dem in Händen habenden Plane, aufzutragen und nach einer sofort auszufertigenden Vollmacht, die dazu erforderlichen Summen, jedoch jedesmal mit Vorbewust des Obristen von P**, aus den bei der Bank angelegtem Kapitale zu erheben. Der Obriste nahm es über sich, Tobias Bediente mit Auszahlung eines Jahrlohns zu verabschieden und alles, was sonst eine geraume Frist nicht gebraucht werden könnte, zu verkaufen. Das Fräulein Charlotte war zu verständig, als daß sie sich nicht in die Zeit hätte schicken sollen, um so mehr, da Herr M** ihr Hofnung machte, daß seine Geschäfte ohne Zweifel in Jahres-

 frist

frist beendigt seyn würden. Dem Herrn F. wurden drei tausend Thaler, als eine vorläufige Erkenntlichkeit, für die zu übernehmenden Bemühungen, angewiesen und bei hereinbrechender Nacht, waren die Postpferde vor Tobias Thüre.

Siebenzehntes Kapitel.

Tobias geht in die Schule.

In Holland ist der vornehmste Mann immer derjenige, der das mehrste Geld hat. Zu Berlin, Hannover, Schwerin, Dresden und in allen Residenzen Deutschlands, wird der Hof- und Kammerjunker, mit seinen Bergamotgerüchen, oder der junge Offizier, mit seiner Hofnung Feldmarschall zu werden, sich aufblasen und dem unadelichen reichen Manne, nur in so fern werth schätzen, als er etwa glaubt, daß er ihm einmal nützlich werden könne. Nicht also in Holland. Die glänzende Oberfläche, womit so mancher, Kaufleute, Schneider und Schuster betrügt, wird hier nach dem innern Werthe angeschlagen und als lauter Blendwerk angesehen.

Zu Berlin hatte man Tobias, wegen seiner Livreebedienten, wegen seiner Kutsche und Reitpferde und wegen der dürren Wörter von und auf, die er seinem Namen vorsetzte, für einen vornehmen Mann und Herrn M**, der in der Stille hundert tausende wegschenkte, blos weil er, bei seinem großen Reichthum, keine Pracht sehen ließ und es nicht der Mühe werth achtete, sich ein von und auf oder zu zu erkaufen, für einen gemeinen Mann gehalten. In Holland war es umgekehrt. Herr M** wurde, troz seiner schlichten Kleidung, und seines schlichten Namens, als ein vorzüglicher Mann verehrt und Tobias, troz seines adelichen Namens, nur in Rücksicht seines Pflegvaters mit einiger Achtung begegnet.

Mit der Zuversicht, die ein gutes Gewissen verleihet, wandte sich Herr M**, gleich nach seiner Ankunft zu Amsterdam, an die ostindische Kompagnie und bat, ihm die Beschuldigungen, die gegen ihn eingereicht wären, zu seiner Rechtfertigung mitzutheilen.

Um nicht der Mittel gänzlich beraubt zu seyn, sich in einem vielleicht langwierigen und kostbaren Prozesse, alle erlaubte Hilfe zu verschaffen, hatte er den Tag zuvor ein Drittel seines großen Vermögens, durch eines der ersten Handelshäuser in Sicherheit gebracht. Nun

erbot er sich, mit seiner eigenen Person, für die Gerechtigkeit seiner Sache zu haften, allein man begnügte sich, mit der Bürgschaft einiger angesehenen Häuser, die für seine Unschuld haften wollten und stellte ihm eine Abschrift, von den gegen ihn eingeschickten Beschuldigungen zu.

Der Exgouverneur befand sich im Stande, den Ungrund der ganzen Anklage aus seinem mit Vorsicht aufbewahrten Tagregistern darzuthun, allein man hatte falsche Zeugen in Indien aufgestellet und diese mußten durch andere glaubhaftere Zeugen widerlegt werden. Selbst eine Reise in jene Gegenden anzustellen, um solche zu suchen, schien ihm bei seinem Alter und bei der persönlichen Gefahr, in die er sich setzte, zu bedenklich. Ihm blieb also nichts übrig, als dieses Geschäft fremden Personen anzuvertrauen.

Daß Tobias sich nach Berlin und seiner verlobten Braut, nicht aber nach Ostindien sehne, war ihm sehr einleuchtend, daß aber, vor geendigtem Prozeß, keine Heirath vollzogen werden solle, hatte er vor sich beschlossen, und da glaubte er endlich seinem Pflegsohn die Zeit, die darüber verfließen würde, nicht besser vertreiben zu können, als wenn er ihm eine Spazierreise nach Batavia, und zwar unter Begleitung eines, der Landesgesetze völlig kundi-

gen

gen Advokaten, vornehmen ließ. Mit väterlicher Treuherzigkeit stellte er ihm die Nothwendigkeit vor, die zur Endigung seines Prozesses unentbehrlichen Beweismittel herbeizuschaffen, er stellte ihm vor, daß er sich einem Advokaten nicht ganz und gar auf Treue und Glauben überlassen könne und also eines Mannes bedürfe, der seinen Nutzen als seinen eigenen ansähe. Tobias seufzte, überlegte das Gesagte bei sich selbst und war Mann genug, seinen Wohlthäter zu versichern, daß er jede Stund bereit sey, nicht allein in seinen Angelegenheiten nach Ost- und Westindien zu reisen, sondern auch Leib und Leben für ihn zu wagen,

Eine so bestimmte Erklärung versetzte den alten Mann in die größte Freude. „Das soll dir nie leid thun, so gesprochen zu haben!“ versetzte er; „ich finde, daß du der Wohlthaten werth bist, die ich dir erweisen will. Binnen drei Tagen werde ich mit dir aufs Rathhaus gehen, und dich im Beiseyn der angesehensten Männer von Amsterdam, gerichtlich für meinen angenommenen Sohn und einzigen Erben anerkennen.“

Tobias mußte sich nunmehr zu seiner Abreise vorbereiten. Er hatte sich, während seines Aufenthalts zu Berlin und Wien mit so gutem Erfolg, die Erlernung der französischen

Spra-

Sprache angelegen seyn lassen, daß er darin keines Lehrers weiter bedurfte. Nun fand aber Herr M**, die holländische Sprache noch unentbehrlicher, er fand es auch für nöthig, ihm in der Erdbeschreibung und alle dem, was zur Schiffahrt und größern Handlungskenntniß gehört, unterrichten zu lassen. Geschickte Lehrer und unermüdeter Fleiß brachten es also so weit, daß er in allen diesen Wissenschaften bald die größten Fortschritte machte und Herr M** sich im Stande befand, ihm von seinen Angelegenheiten, völliges Licht zu geben. Letzterer hatte sein Wort gehalten, und ihn förmlich für seinen Sohn und Erben anerkannt. Nun, da er ihn auch, in allem, was er zu seiner Reise zu wissen nöthig hatte, hinlänglich unterrichtet sah, beschleunigte er seine Abreise nach Batavia, mit dem zuerst abzusegelnden Schiffe.

Tobias hatte alles, was den Prozeß seines Wohlthäters betraf, sehr wohl gefaßt und in seinem Gedächtnisse begraben; er kannte, nach den Beschreibungen, Batavia so gut, als ob er darin gebohren und erzogen wäre, und nahm sich vor, keine Mühe zu sparen, um die erforderlichen Beweismittel zur Rechtfertigung des fälschlich Angeklagten, so schleunig als möglich, herbeizuschaffen. Jedoch ein kleiner

Zu=

Zufall hielt ihn ab, so zu verfahren, als er sich vorgenommen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Es giebt zwei Indien.

Myn Herr van Tasten, der Advokat des Herrn M** hatte zwar das Wort Ehrlichkeit immer im Munde, war aber der versteckteste Bösewicht, den man nur unter der Sonne finden konnte. Geflißentlich hatte er durch wahre Nachrichten, die er seinem Klienten von den Ränken seiner Widersacher in Batavia mittheilte, dessen völliges Zutrauen erschlichen, aber er hatte ihm nur das wenigste gesagt; denn Herr M** hatte keinen größern Feind, als gerade ihn; er verstand sich heimlich mit dessen Widersachern, denen er, um ansehnlicher Geschenke willen, treuer diente, als dem, der ihn für seine Treulosigkeit lohnen mußte. Indessen bemerkte er, daß Tobias, ohne je das Korpus juris studiert zu haben, in der Rechtsangelegenheit seines Pflegvaters, heller sah, als er vermuthet hatte, und sah voraus, daß er ihm, bei Ausführung seiner schlechten Absichten, die größten Hindernisse in den Weg legen wür-

würde. Es war ihm also viel daran gelegen, seine Ueberfahrt nach Batavia zu hintertreiben.

Nicht geradezu, sondern durch Herrn M** und Tobias beste Freunde, versuchte er es, die Abreise des letztern als ein kühnes und im Grunde unnützes Unternehmen schildern zu lassen. Er hatte diese ehrlichen Leuten, durch ein angenommenes uneigennütziges Verfahren, so sehr für sich eingenommen, daß sie Herrn M** widerriethen, Tobias abreisen zu lassen, und ihm die Gefahr vorstellten, der er diesen jungen Mann, ohne Ursache, aussetzte. Auf einer Seite könne ihm die Veränderung des Klima höchst nachtheilig seyn; auf der andern, müsse er alles von den heimlichen Nachstellungen seiner Feinde befürchten und auf der dritten könne ein so erfahrener und rechtschaffe- Agent, als der Herr van Tasten sey, seines Beistands völlig entbehren.

Man wiederholte diese Vorstellungen so oft, daß Herr M** schon aufing, seine Gesinnungen zu ändern und Tobias zu erkennen zu geben, daß er fast Willens sey, den Advokaten allein abreisen zu lassen.

Es sey nun, daß dieser an dem Herrn van Tasten, etwas bemerkt hatte, das ihm ein Mißtrauen einflößte, oder daß er glaubte,

die Beendigung der Untersuchung, durch seine persönliche Gegenwart in Batavia mehr beschleunigen zu können, genug, er überzeugte seinen Wohlthäter, daß es auf alle Fälle am besten sey, den einmal gefaßten Entschluß nicht zu ändern und ihn mit dem Advokaten abreisen zu lassen.

Da van Tasten sich von der Gesellschaft des Tobias auf diese Art nicht losmachen konnte, so beschloß er es auf eine andere Art zu thun. Das Schiff, mit dem beide abgehen sollten, lag schon seegelfertig, und wartete nur auf günstigen Wind. Herr M** und einige seiner Freunde begleiteten Tobias und den Advokaten nach dem Texel, nahmen zärtlichen Abschied von beiden und kehrten nach Amsterdam zurück. Der Schiffer machte bekannt, daß er gleich am folgenden Morgen die Anker lichten würde. Beide Reisende befanden sich schon vier Stunden auf dem Schiffe, als die Nacht hereinbrach und der Schiffer zu Tobias und dem Advokaten in die Kajüte trat. „Eben,“ sagte er,“ kömmt ein Bootsmann am Bord, der mit einigen Leuten in einem Boote angelangt ist, um den jungen Herrn Tobias nach Scheveling überzuführen, wo Herr M** auf ihn wartet und wegen wichtiger Angelegenheiten, mit ihm sprechen will. Eben der Boots-

mann

mann versichert, daß er den jungen Herrn, noch vor Anbruch des Tages an Bord zurückführen wird."

Tobias setzte kein Mißtrauen in den Antrag des Bootsmannes, und da der Advokat ihm rieth, keine Minute Zeit zu verlieren, um desto eher seine Geschäfte endigen zu können, so stieg er kurze Zeit nachher ins Boot und fuhr ab.

Wie groß war sein Erstaunen, als sein Führer, nach Verlauf einer halben Stunde, an der Seite eines großen Schiffes anlegte und ihn erinnerte, an Bord zu steigen, weil Herr M** ihn hier erwartete und aus Ursachen, die er ihm nicht bekannt gemacht hätte, es am Bord des andern Schiffes nicht habe wollen bekannt werden lassen.

Kaum war Tobias am Bord, so führte man ihn zu dem Schiffskapitän, der schon in seiner Kajüte auf ihn wartete und ihm gerade heraussagte, daß er sein Gefangener sey und eine Reise nach Surinam mit ihm machen müsse. Hier halfen keine Gegenvorstellungen. Tobias mußte sich in sein Schicksal finden und man ging noch dieselbe Nacht unter Seegel. Er mußte auf dieser Reise alles erfahren, was die gröbste Begegnung nur immer Bitteres mit sich führt, und langte nach einer viermonatli-

chen

chen Fahrt und nach überstandenen schrecklichen Stürmen zu Surinam in Westindien an.

Neunzehntes Kapitel.

Schleuniger Wechsel des Glücks.

Tobias hatte sein Adelsdiplom, bei seinem Pflegvater zurückgelassen, allein es würde ihm, wenig oder gar nichts geholfen haben, wenn er es auch mit sich genommen hätte, denn er erfuhr, schon ehe er im Hafen anlangte, daß er nach einer, dreißig Meilen von Surinam gelegenen Plantage, geschickt werden würde, um daselbst den Dienst eines Sklavenaufsehers zu vertreten. Nur die Hofnung, mit der Zeit, eine Gelegenheit zu finden, dieser Dienstbarkeit zu entfliehen, erhielt ihn. Sorgfältig verbarg er die Empfehlungsschreiben, die man ihm an die angesehensten Häuser in Batavia mitgegeben hatte und einiges Gold, das er, bei seiner Gefangennehmung, in seiner Börse, mit sich führte. Schon während der Reise, hatte man ihn mit einigen groben Hemden und einem leinenen Kittel, der seinem künftigen Stande an-

ge-

gemessen war, beschenkt, ohne auf die Gedanken zu gerathen, seine Taschen zu untersuchen. Der Schiffskapitän fand indessen für gut, ihn bei seiner Ankunft, nicht vom Schiffe zu lassen, sondern ihn einige Tage nachher dem Inhaber der Plantage, unter guter Begleitung selbst zuzuführen.

Welch ein Wechsel des Glücks! Tobias sah sich in kurzer Zeit mit den elendesten Sklaven, die hier, wie das Lastvieh arbeiten mußten, vermischt. Der Inhaber der Plantage war der unmenschlichste Barbar, in dessen roher Seele nie eine Empfindung von Mitleid und Barmherzigkeit Platz gefunden hatte. Alle seine Befehle waren von den schrecklichsten Flüchen begleitet und er drohte, Tobias selbst mit der härtesten Sklavenarbeit zu belegen, wenn er denen armen Negern, die er seiner Aufsicht anvertraute, nicht mit der äußersten Strenge begegnen würde. Er selbst gab ihm das Beispiel, indem er ihn in die Gegend führte, wo diese Unglücklichen, im Schweiß ihres Angesichts, übernatürliche Kräfte anwandten, um ihren Fleiß zu zeigen. Keiner von ihnen wurde geschont und je mehr sie arbeiteten, je mehr wurden sie von ihm mit Peitschenhieben verfolgt.

Mehr wie einmal gerieth Tobias in Versuchung, den Barbaren mit seinen Händen

zu zerreissen, aber die Klugheit gebot ihm, seinen Unwillen nicht laut werden zu lassen; er wagte es nur, sich als eine Gnade zu erbitten, ihm die Pflichten seines Dienstes schriftlich bekannt zu machen und den Theil der Arbeit, der jedem Sklaven täglich zugemessen sey, zu bestimmen. Auch dieses wurde ihm nicht bewilligt und sein unmenschlicher Herr fand es hinlänglich, ihm blos mündlich seine Pflichten und das Maaß der Tagesarbeit der Sklaven, bekannt zu machen. Bei alle dem, war es ein Glück für Tobias, daß Morbaas, sein barbarischer Herr, nur zweimal im Jahre diese Plantage zu besuchen pflegte und er also seiner beständigen Aufsicht nicht ausgesetzt blieb. Die meisten Neger verstanden die holländische Sprache, und es wurde ihm um so leichter, ihnen den Antheil bekannt zu machen, den er an ihrem Schicksal nahm. Dieses that er, gleich des folgenden Morgens, als sie ihre schwere Tagesarbeit von neuem anfingen. Er versicherte diesen Unglücklichen, daß er sie nie über die Gebühr anstrengen, nie, ohne die äußerste Noth, und ohne daß sie sich träge und widerspenstig bezeigen würden, mit Schlägen mißhandeln wolle.

Auch in dem rohesten und wildesten Menschen wohnt ein Herz, das bei sanftmüthiger

Be-

Behandlung erweicht und die Neger legten ihre beiden Hände auf das ihrige, um ihrem neuen Aufseher vollkommenen Gehorsam zu geloben und ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Freudig gingen sie an ihre Arbeit. Auch nicht einer bezeigte Lust, seine Hände in Schooß zu legen und so fuhren sie mit jedem Tage fort.

Schon waren sechs Monate verflossen, und die Plantage befand sich in dem blühendsten Zustande, als Morbaas anlangte, um von neuem Gericht zu halten.

Zwanzigstes Kapitel.

Tobias in der Sklaverei vergreift sich an seinem Herrn.

Ein allgemeines Schrecken verbreitete sich unter den Negersklaven, als es hieß: Morbaas, ihr Herr, sey angekommen. Die armen Leute fühlten zwar, daß sie alles gethan hätten, was man verlangen konnte, sie fühlten aber auch, daß ihnen ihr Herr nichts desto weniger als trägen und unnützen Knechten begegnen würde. Sie kannten den Karakter dieses schändlichen

Menschen zu gut, als daß sie nicht auch um ihren Aufseher hätten besorgt seyn sollen; sie ließen ihn also, durch ihre Aeltesten bitten, sie in seiner Gegenwart nicht zu schonen, sondern vielmehr, auf eine kurze Zeit alle Züchtigungen über sie ergehen zu lassen. Es war ihnen zu viel daran gelegen, einen so guten Aufseher nicht zu verlieren und sie wollten lieber Streiche leiden, als ihn dem Unwillen ihres Herrn ausgesetzt sehen.

Morbaas untersuchte die Plantage und fand alles in der besten Ordnung. Vielleicht mochte er innerlich seinem Aufseher die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er mehr geleistet habe, als er es hätte vermuthen können, aber seine menschenfeindliche Gemüthsart gebot ihm, alles zu tadeln, was er veranstaltet hatte. Tobias ließ es sich gefallen, daß er tadelte, aber er verlor seine Fassung, als der Elende die Hand aufhob, um ihn zu schlagen, weil er ihn noch keinen Sklaven hatte schlagen sehen. Kaum hatte er ihm einen Streich versetzt, so lag er auch durch einen andern, von Tobias Hand, niedergestreckt zu Boden.

Rings herum standen über achtzig Sklaven, wovon jeder bereit war, Tobias mit seinem Leben zu schützen, aber er verbot ihnen, die Hand an ihren Herrn zu legen. Er wußte,

was für grausame Strafen darauf standen, aber er wußte auch, daß das hohe Gericht, zu Surinam, die Unmenschlichkeiten der Plantagenbesitzer, sobald es zur Klage kam, und sie erwiesen wurden, nicht gut hieß.

Es kam darauf an, einen verzweifelten Schritt zu wagen und er wagte ihn.

Ehe sein barbarischer Herr, sich aus seiner Betäubung erholte, kleidete er sich an, zog ein Pferd aus dem Stalle, und ritt damit die Strasse nach Surinam, die er sich, theils auf seiner Hinreise nach den Plantagen gemerkt hatte, theils durch einige Sklaven, die diesen Weg gezogen waren, genau hatte beschreiben lassen. Nur die erste Tagreise war ihm beschwerlich, weil er wenige Menschen und Pflanzungen antraf; aber je mehr er sich der Hauptstadt näherte, desto mehr fand er bebauete Felder und Wohnungen. Schon zu Ende des dritten Tages, langte er zu Surinam an. Ohne weiteres Bedenken, ritt er zu dem Hause des Oberrichters, das man ihm anzeigte. Das Begehren schleuniger Hilfe, verschaffte ihm bald den Zutritt zu dieser Magistratsperson und er war so glücklich, in ihr einen menschenfreundlichen und gerechten Mann zu finden. Tobias Schicksal rührte ihn. Er erstaunte, als ihm dieser sagte, daß er ein angenommener Sohn

und

und der Erbe des Herrn M** sey, den er jedoch blos durch den Ruf kannte. Da er sich erinnerte, daß der in Surinam befindliche Gouverneur, oft seines Namens erwähnt hatte, so versprach er Tobias, ihn gleich des folgenden Tages, diesem höchsten Staatsbeamten vorzustellen und sowohl seine Befreiung, als seine Genugthuung, wegen der an ihm verübten gewaltthätigen Gefangennehmung zu bewirken. Tobias wollte sich, als er alles zu seiner Rechtfertigung gesagt hatte, wegbegeben, allein der Oberrichter behielt ihn in seinem Hause.

Wäre der junge Mann weniger dreist gewesen; hätte er sich erst, bei seiner Ankunft in Surinam hie und da erkundigt, wie er sich verhalten solle, hätte er es gewagt, den Vorfall, der sich auf der Plantage ereignet hatte, laut werden zu lassen, so würde er bald in die Hände irgend eines gewinnsüchtigen Polizeibeamten gefallen seyn. Man hätte ihn alsdann als einen flüchtig gewordenen Knecht behandelt, der sich an seinem Herrn vergriffen habe. Schwerlich würde er der schweren Strafe entgangen seyn, die darauf gesetzt ist.

Morbaas langte wenige Stunden nach Tobias, zu Surinam an. Er hatte sich bald von seiner Betäubung erholt und Tobias vermißt. Daß er seinen Weg nach der Haupt-

stadt genommen hätte, kam ihm gar nicht in Sinn; sondern er glaubte, daß er, aus Furcht der Strafe, in die Wüste geflohen sey.

Ohne sich länger in der Plantage aufzuhalten, setzte er einen Schreiber zum Aufseher der Sklaven und begab sich nach der Hauptstadt, um seinen angeblichen flüchtigen Knecht durch Steckbriefe verfolgen zu lassen. Der Oberrichter bekam bald Nachricht von seiner Ankunft und seinem Vorhaben. Tobias mußte nun den ganzen Vorfall, nebst der umständlichen Beschreibung seiner Gefangennehmung und Ablieferung in die Hände dieses Unmenschen, wie auch der grausamen Behandlung der Negersklaven, zu Papier setzen und zugleich mit dieser ansehnlichen obrigkeitlichen Person zum Gouverneur gehen.

Bei der königlichen Gewalt, die dieser erste Staatsbeamte ausübte, war er doch so herablassend, auch den ärmsten und niedrigsten Unterthanen Gehör zu geben. Er durchlas Tobias Aufsatz vom Anfang bis zu Ende mit vieler Aufmerksamkeit, erkündigte sich genau nach der Verbindung, in welcher er mit dem Herrn M** gestanden hatte, besonders aber auch nach der Ursache, warum ihn dieser habe nach Batavia schicken wollen. Tobias mußte ihm überdem, die, an die angesehensten Häuser mit-

ge-

genommenen Empfehlungsschreiben vorzeigen. Alles traf mit seiner Aussage überein und der Gouverneur, welcher vor mehr als zwölf Jahren, im Rathe zu Batavia gesessen hatte, erkannte die Aufschrift und das Siegel des Herrn M**. Da er aber nicht zu den Richtern gehörte, die bei dem größten Schein des Rechts, ohne die gegenseitige Parthei zu hören, ein Urtheil fassen, so mußten zwei Gerichtsdiener Morbaas herbeiführen.

Dieser Elende glaubte auf das Recht des Eigenthums trotzen zu können, und forderte die Genugthuung, die der freie Mann, nach den Gesetzen, gegen einen Sklaven fordern kann, wenn er die Hand an ihn gelegt hat. Der Gouverneur ließ ihn alles sagen, was er zur Behauptung seines Rechts zu sagen hatte. Erst als dieses geschehen war, frug er, wie er zu dem Eigenthumsrecht an seinem bisherigen Aufseher gelangt sey? Morbaas stutzte, antwortete aber doch mit der größten Frechheit, daß er solches von einem Schiffskapitän erkauft habe.

Nun war es ein Landesgesetz, daß alle diejenigen Europäer, welche in Holland und andern Gegenden, durch sogenannte Seelenverkäufer, als erkaufte Sklaven, nach den indischen Besitzungen geschickt wurden, in den indischen Kompagniehäusern zu Amsterdam, mit

Vor-

Vor- und Zunamen verzeichnet und die Listen davon, bei ihrer Ankunft in Indien, der Regierung übergeben werden mußten. Der Gouverneur ließ diese Listen nachschlagen und fand Tobias Namen nicht bemerkt.

Schon hiedurch hatte Morbaas große Strafe bewirkt, aber sein Verständniß mit dem Schiffskapitän sollte noch näher aufgeklärt werden, weil dieser wegen widrigen Windes noch nicht nach Europa zurückgesegelt war und sich zu Surinam befand. Auch er wurde herbeigeholt und wegen des Eigenthumrechts, das er an Tobias erlangt hatte, ernsthaft befragt. Man wechselte mit den Fragen so oft ab, daß er endlich gestand, myn Herr van Tasten zu kennen und auch um die Verbindung, worin Tobias mit Herrn M** stünde, zu wissen und nun wurde er auf Befehl des Gouverneurs vorläufig in ein Zivilgefängniß gebracht.

Auch gegen die unmenschliche Behandlung der Negersklaven, hat die Regierung Gesetze vorgeschrieben, und Tobias wurde punktweise über das grausame Verfahren des Morbaas, gegen die seinigen vernommen. Da Letzterer alles läugnete, so wurde er, bis zu gänzlich geendigter Untersuchung, blos wegen der bereits erwiesenen Uebertretung der Gesetze, in ein anderes Zivilgefängniß geschickt. Au-

gen-

genblicklich wurde zugleich ein Befehl von der Regierung ausgefertigt, daß die sechs ältesten Negersklaven, aus Morbaas Plantage nach der Hauptstadt zur ausführlichen Vernehmung, herbeigeholt werden sollten.

Erst als alle diese vorläufige Untersuchungen geendiget waren, gab sich der Gouverneur, als einen alten Freund des Herrn M** zu erkennen. Da er aus allen Aussagen des Schiffskapitäns deutlich ersah, daß der Advokat van Tasten, mit seines Freundes Feinden im Verständniß stehen müsse, so beschloß er Tobias, mit dem zuerst nach Ostindien abzusegelnden Schiffe nach Batavia überfahren zu lassen und ihn noch besonders mit nachdrücklichen Empfehlungen an einige Glieder des Raths und selbst an den Gouverneur zu versehen.

Morbaas Negersklaven langten, nach Verlauf einer Woche, an und setzten die Glieder der Landesregierung, durch die Erzählung der unerhörten Grausamkeiten, die ihnen und ihren unglücklichen Mitbrüdern widerfuhren, in Erstaunen. Man schickte sie zwar, ohne weitern Zeitverlust in die Plantagen zurück, allein sie erhielten die tröstende Versicherung, daß die Regierung künftighin, auf Kosten ihres grausamen Herrn, jährlich, durch jemand aus ihren

Mit-

Mitteln, wegen ihrer Behandlung, Nachricht einziehen und sie gegen alle barbarische Begegnung schützen wolle. Solch eine Güte gab den zuvor verlaßnen Sklaven neues Leben und sie kehrten voll Fröhlichkeit zu ihrer Arbeit und ihren Brüdern zurück, die nun aufhörten, den Tag zu verwünschen, an dem sie gebohren waren, denn die Regierung hatte ihnen Erholungsstunden und Erholungstage zugestanden, die ihnen zuvor nie gestattet waren.

Als der im Gefängniß sitzende Schiffskapitän sah, daß er, ohne ein freiwilliges und aufrichtiges Geständniß, seinen Verhaft nur verlängern würde, entdeckte er, daß der Advokat van Tasten ganz allein, ihn durch Versprechung einer reichen Belohnung, die er bei seiner Zurückkunft aus Indien erhalten solle, zu der Entführung des Tobias vermogt habe. Er hatte versprechen müssen, letztern in eine Plantage zu bringen, wo er keine Gelegenheit finden könnte, sich irgend jemand bekannt zu machen. Morbaas, sagte er, sey schon seit vielen Jahren in Amsterdam, als der größte Bösewicht, als Hurenwirth und Seelenverkäufer, als heimlicher Mörder und Räuber verabscheuet, er habe also geglaubt, Tobias nicht besser als bei ihm verbergen zu können.

Durch

Durch dieses offenherzige Geständniß bewirkte der Schiffskapitän in der That seine baldige Befreiung, aber er wurde zu einer Geldstrafe von vier tausend Gulden verurtheilt, wovon die Hälfte zu Tobias Reisekosten nach Ostindien bestimmt wurde. Eine gleiche Geldstrafe wurde auch Morbaas aufgelegt, und da er sie nicht entrichtete, eben die Plantage, in der er so viele Grausamkeiten ausgeübt hatte, auf Befehl der Regierung, sammt den dazu gehörigen Negersklaven an einen andern Herrn verkauft.

Tobias genoß in dem Hause des Oberrichters und des Gouverneurs derjenigen Achtung, die man dem Sohne des ehemaligen Stadthalters von Batavia schuldig zu seyn glaubte, aber seine Abreise war nicht so nahe, als er sich geschmeichelt hatte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Enthält ein problematisches Gespräch über Finsterniß und Licht, auch das Gemälde einer Mulattin, im Kleinen.

Unter den Räthen der hohen Regierung zu Surinam befand sich auch ein Mann, der Tobias, so oft er ihn in Gesellschaften fand, mit besonderer Höflichkeit zuvorkam, und eine außerordentliche Zuneigung blicken ließ. Ohne Phisionomist zu seyn, glaubte dieser, in den Augen des Herrn van Zirklers, denn so hieß der Rath, etwas zu lesen, das ein großes Geheimniß in sich schlöße. Gemeiniglich sah er ihn, in den größten Gesellschaften, wo Personen beiderlei Geschlechts versammelt waren, entweder allein und tiefdenkend im Zirkel sitzen, oder wenn die Gesellschaft sich mehr zerstreute, mit vier oder fünf Männern ein vertrautes Gespräch unterhalten, das, sobald sich irgend jemand anders näherte, abgebrochen wurde. Dieses brachte ihn beinahe auf den Gedanken, daß die Herren sich wohl von Dingen unterreden möchten, die der Regierung, oder irgend jemand anders nachtheilig wären. Da er auch wahr-

wahrnahm, daß der Herr van Zirkler und seine Freunde, bei ihren Gesprächen oft die Augen auf ihn gewandt hatten, so nahm er sich einmal die Freiheit, seinen gastfreien Freund, den Oberrichter zu fragen, was diese Herren bewegen möchte, sich immer so ganz abgesondert zu unterreden. Der Oberrichter antwortete ihm, mit einem kleinen Lächeln: „ihre Narrheit. Es sind im Grunde keine üble Menschen, aber sie glauben mehr zu wissen und weit mehr Verstand zu besitzen, als alle übrigen Menschen, die nicht mit ihnen im Verständniß leben, und dieses blos aus der Ursache, weil sie unter sich ein Geheimniß bewahren, das für ihre Mitmenschen von großen Nutzen seyn soll, das aber niemand erfahren darf. Sie nennen sich Mosaiten, essen und trinken, von Zeit zu Zeit, mit einander, bei verschlossenen Thüren, leben aber, dieses ausgenommen, wie andere Menschen, und sind auch denselben Schwachheiten unterworfen.“

Nun wußte Tobias, was die Herren von der geschlossenen Gesellschaft für Leute waren, aber da er auch gern wissen wollte, warum sie gerade auf ihn so oft und so einverständig ihre Augen geheftet hätten, so wafnete er sich mit seiner natürlichen Dreistigkeit und trat, noch desselben Abends, mitten in ihren Kreis.

To-

Tobias. Meine Herren, ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie mich zuweilen, mehr als andere Personen von der Gesellschaft Ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Darf ich Sie bitten, meine Neugierde zu befriedigen und mir zu sagen, ob ich mir Ihre günstigen oder ungünstigen Gesinnungen zugezogen habe.

van Zirkler. Neugierde kann zwar aus edlen Bewegungsgründen entstehen, aber um Geheimnisse zu erfahren, muß man nicht neugierig seyn.

Tobias. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das sagen, denn ich wäre wirklich nie darauf gefallen, daß das seyn könne. Ohne Zweifel haben Sie es genauer untersucht und ich mag gern Unterricht annehmen.

van Zirkler. Herrlich! daß Sie mir eine Frage ersparen. Eben dieses war es, wovon ich mich mit diesen Herrn unterredete. Wir sind bereit Ihnen Unterricht zu ertheilen, und Ihnen Dinge zu offenbaren, worüber sie erstaunen werden, Dinge, die Sie zu einen ganz andern Menschen umschaffen, und Sie so glücklich auf der Welt machen, als man es nur werden kann. Sie leben jetzt in einer dicken Finsterniß, aber wir werden Ihnen ein helles Licht anzünden und Sie werden sehen, was Sie nie gesehen haben.

Tobias. Sie machen mich neugierig und ich brenne vor Ungeduld, das helle Licht zu sehen, das Sie mir anzünden wollen.

van Zirkler. Das letzte war herrlich gesagt, aber ich wiederhole es Ihnen nochmals, Sie müssen nicht aus Neugierde wissen wollen. Ist es Ihr herzlicher Ernst in unsere Gesellschaft zu treten, so prüfen Sie Ihr Herz, ob es rein und lauter ist. Wenden Sie sich hernach an einen oder den andern von diesen Herren, die mich hier umgeben und sie werden Ihnen sagen, wie Sie sich weiter zu verhalten haben. Vor allen Dingen rathe ich Ihnen, Ihr Vorhaben nicht vor andern Menschen laut werden zu lassen. Besonders hüten Sie sich, dem Oberrichter oder dem Gouverneur etwas davon zu sagen, denn beide leben in der Finsterniß.

Tobias. So rechtschaffene Männer, die eine Zierde der Menschheit sind, sollten in der Finsterniß leben? das kann ich nicht glauben. Was können Sie an ihnen tadlen?

van Zirkler. Ich tadle nichts an ihnen; sie sind besser als tausend andere Menschen, aber sie haben das wahre Licht nicht gesehen; sie wollen es nicht sehen und sind zu bedauern.

Tobias. Ich werde Ihrem Rathe folgen und mich an Ihre Freunde wenden.

„Das muß doch ein besonderes Wesen seyn, was die Leute treiben!“ dachte Tobias und verließ die Herren von der geheimen Brüderschaft, um sich mit einer muntern Mulattin zu unterhalten, die, sammt allen andern Personen ihres Geschlechts, nach den Grundsätzen des van Zirkler und seiner Glaubensgenoßen, zu ewiger Finsterniß verdammt war.

Menana, eben diese muntere Mulattin, war aus der Schule der französischen Ninon, ohne je von dieser Herzenszauberin, das geringste gehört zu haben. Sie hatte seit wenigen Wochen ihr achtzehntes Jahr erreicht, besaß ein unermeßliches Vermögen und hing ganz von sich selbst ab. Ihr feiner Wuchs, ihr schöner Busen und ihre zugleich feurigen und liebeathmenden Augen, machten sie, troz ihrer mulattischen Gesichtsfarbe, zu einem so schönen Mädchen, daß, wenn sie zu Wien, St. Petersburg, oder Berlin gewesen wäre, auch die galantesten Kavalliere, um sie gebuhlt haben würden. Als eine feine Männerkennerin, hatte sie schon, seit ihrer ersten Unterredung mit Tobias, ein lüsternes Auge auf ihn geworfen. Dieser sah sie zwei und dreimal und fühlte nicht, was die jungen Landeseinwohner,

bei

bei ihrem Anblick für sie fühlten, aber beim drittenmal mußte ein Liebesfünkchen auf ihn gefallen seyn. Gewiß hatte er es nicht bemerkt, denn sonst würde er es, um seiner Charlotte willen, geschwind weggewischt oder erstickt haben. Nun hatte es schon mehr um sich gegriffen. Er glaubte es nicht löschen zu können, und schlich unwillkührlich zu Menana.

Menana (ihm zuflisternd) Kommen Sie endlich, weißer Fremdling? Warum verplauderten Sie die Zeit, bei jenen kalten Männern, die sich immer im Winkel verstecken? Setzen Sie sich nahe zu mir, damit ich Ihnen Fragen vorlegen kann, die Sie mir punktweise und aufrichtig beantworten sollen.

Tobias (sich setzend) Fragen Sie, schöne Menana, ich will mit Aufrichtigkeit antworten.

Menana. Nicht wahr? Sie lieben jenseits des Meeres eine liebenswürdige Europäerin?

Tobias. Ja, schöne Menana, ich liebe eine Europäerin; aber ich liebe auch Sie!

Menana. Sie sagen mir mehr, als ich wissen will. Wie haben Sie Ihre Geliebte verlassen können? Erzählen Sie mir, als einer Freundin, der Sie nicht gleichgültig sind, wie

Sie

Sie lieben und sich von Ihrer Geliebten so weit entfernen konnten.

(Tobias erzählte ihr seine Lebensgeschichte, ohne jedoch der Frau von Mindenau, der Gräfin von G**, der Frau von L**, und der liebreizenden Wirthin zum goldenen Kalbe zu gedenken.)

Menana (als er geendigt hat) Ich will alles glauben, was Sie mir erzählen; aber sie sagten mir, ohne daß ich Sie darum fragte, daß Sie auch mich liebten. Welche von uns beiden denken Sie zu verlassen, Charlotten oder mich?

Tobias (stand wie versteinert und doch hätte er seine Charlotte gegen alle Schönen der Welt nicht vertauscht. Endlich ermannte er sich.) Wollen Sie meine Aufrichtigkeit bestrafen? Ich liebte Charlotten zuerst, ich kann sie nicht verlassen und doch liebe ich auch Sie, schöne Menana, wer kann wider sein Schicksal? Warum sind Sie so liebenswürdig? Ich war zu aufrichtig und meine schleunige Entfernung aus dieser Weltgegend soll mich dafür bestrafen.

Menana. Wie listig Sie mir doch Ihre Aufrichtigkeit in Rechnung bringen! Sie sollen noch nicht von hier abreisen.

Tobias. Schöne Menana! ich muß reisen, ich muß Sie fliehen. Es ist eine schreck-

liche

liche Sache ohne Hofnung zu lieben und ich will, in einem andern Welttheile, den tiefen Eindruck zu mildern suchen, den Ihre Reize auf mich gemacht haben.

Menana. Die Sache verdient Ueberlegung. Ich werde morgen für niemand als für Sie zu Hause seyn. Kommen Sie, und ich werde Ihnen aufrichtig, ganz aufrichtig, mit eben der Aufrichtigkeit, als Sie mir geantwortet haben, sagen, ob Sie hoffen können, oder nicht.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Tobias wallfahrtet zu einer Grotte.

So begierig die Herrn Mosaiten auch Tobias gemacht hatten, den Unterschied von wahrem Licht und wahrer Finsterniß kennen zu lernen, so beschloß er doch am folgenden Morgen, so lange in der Finsterniß zu verbleiben, bis er die schöne Menana besucht haben würde. Er wählte zu diesem Besuche die Nachmittagsstunde. Menana hatte ihn schon des Morgens erwartet, aber er verlor, bei seiner Ver-

zögerung nichts, denn sie fing an zu fürchten, daß er gar nicht kommen möchte und er war ihr also um desto willkommener.

Tobias überfiel ein heiliger Schauer, als er von einer jungen Negersklavin, in einem gelben seidenen Kleide mit silbernen Spitzen, durch eine Reihe von gewölbten Zimmern, die von Gold, Kristall und Marmor glänzten, in eine Grotte geführt wurde, in der er die schöne Menana, auf einer Rasenbank schlafend antraf. Die Negersklavin entfernte sich stillschweigend und Tobias blieb, eine geraume Zeit lang, voll Erstaunen, auf einem Flecke stehen. Bald betrachtete er die schöne Schläferin, mit halb entblößtem Busen und ihrem halbbedeckten niedlichen Fuße, bald fielen seine Augen auf die innere Verzierung der Grotte mit Perlenmuscheln, Gold, Jaspis, Kristall und in Marmor gefaßten Spiegeln. Ein kleiner Springbrunnen, der in der Mitte der Grotte angebracht war, plätscherte unaufhörlich und verschaffte diesem stillen Aufenthalte die angenehmste Kühlung. Das Ganze schien zur Ruhe und zum Schlaf einzuladen, aber Menanas Anblick ermunterte den feurigen Tobias, die schöne Schläferin zu erwecken. Leise und langsam näherte er sich ihrem Rasenbette und er hatte schon manchen Kuß auf ihre Rosenlippen und ihren hartgewölbten

Bu-

Busen gedrückt, als sie zum erstenmal ihre holden Augen aufschlug und ihn kniend an ihrer Seite erblickte.

„Viele Freiheit!“ sagte lächelnd die schöne Mulattin, „aber Sie sind mir willkommen, junger Fremdling, denn mir träumte eben, daß Sie auf einem Schiffe davon gesegelt wären, und ich war betrübt über Ihre Abreise. Wenn Sie mich lieben, warum wollen Sie mich verlassen? Sie haben mir gestern gesagt, daß Ihre Charlotte nicht reich sey; lassen Sie mich mit ihr um Sie handeln; ich will ihr zwei Tonnen Goldes bieten und wenn sie damit nicht zufrieden ist, noch zwei hinzufügen. Ich besitze gewiß zweimal so viel Millionen, als Ihr Vater, dessen Reichthümer Sie so sehr rühmen; aber er mag Ihr Vater bleiben, wenn Sie nur ihrer Charlotte entsagen.“

Tobias betheuerte, daß deutsche Mädchen, wenn sie einmal Liebe geschworen hätten, auch um Millionen die Treue nicht brächen, und nie ihre Gesinnungen änderten; daß nur der Tod allein so feste Bande zu zerreißen im Stande sey. Zugleich flocht er künstlich die Angelegenheiten seines Pflegvaters in die seinigen und stellte Menana vor, wie undankbar er handeln würde, wenn er ihn verließe.

Menana war großmüthig und ihre Liebe zu Tobias hatte schon tiefe Wurzel gefaßt. Sie sah ihn vor sich, mit allen seinen körperlichen Vollkommenheiten und begnügte sich, da sie doch einmal sah, daß sie den ersten Platz in seinem Herzen nicht einnehmen konnte, wenigstens den zweiten zu behaupten. Wer weiß, dachte sie, ob du nicht, durch die Anzüglichkeiten deiner Reize, weiter gelangst, als durch die vernünftigsten Vorstellungen. Sie wurde nach und nach sanfter und Tobias unbändiger. Dennoch war sein Sieg ein schwerer Sieg und er blieb, selbst als Ueberwinder noch immer Sklave. So eine irdische Glückseligkeit hatte er sich nie geträumt, als diejenige war, die schöne Menana zu besitzen. Hätte sie ihren Vortheil in Acht genommen, so würde er, gleich nach der ersten Umarmung, allen Charlotten in der Welt entsagt haben, aber sie war nicht umsonst unter einer heißen Zone gebohren; sie wollte den Kelch der Wollust bis auf den Boden ausleeren und Tobias half ihr treulich. Noch war es Zeit, den im übermäßigen Genuß trunken gewordenen Geliebten, zu einer gänzlichen Verzichtleistung, auf alle andere Liebesbande, zu vermögen, aber auch Menana war trunken und kümmerte sich nicht um die Zukunft. Tobias hatte in ihren Armen geruhet, hatte ihr,

in

in dem freudigsten Entzücken, ewige Liebe geschworen und sie war sich viel zu sehr ihrer Vollkommenheiten bewußt, als daß sie einen Zweifel in seine Eidschwüre hätte setzen sollen.

Erfrischungen in goldenen und kristallenen Schalen, die auf den ersten Wink von jungen Negersklavinnen herbeigebracht wurden, goßen neues Feuer in die Adern der Liebenden, und erst bei sinkender Nacht, gebot die Klugheit eine Pause zu machen.

Tobias langte um Mitternacht, von sechs Sklaven der schönen Menana begleitet, in dem Hause des Oberrichters an, und zog den edlen Mann, der ihn schon an vielen Orten vergeblich hatte suchen lassen, aus der großen Beängstigung, worin er wegen seines späten Verbleibens stand.

„O wie froh bin ich!“ rief er, als er die Sklaven erkannte, ihm entgegen. „Gern verzeihe ich Ihnen die Beängstigung, worein Sie mich stürzten, denn Menana ist die Krone von Surinam und wohl Ihnen, wenn sie Sie mit ihrer Hand beglückt!

Der gute Mann wußte nicht, daß Tobias mit der Hand allein nicht gedient war und daß er da anzufangen pflegte, wo andere aufhörten. Nicht niederer Eigennutz beseelte ihn, als er sich erbot, ihn zu dem zu verhelfen

fen, was er bereits ausgeschlagen hatte. Tobias begnügte sich, ihm zu sagen, daß er die schöne Menana von Ohngefähr angetroffen habe und von ihr zum Nachtmale eingeladen sey; daß er ihren Vollkommenheiten Gerechtigkeit wiederfahren lasse, aber keine Ansprüche auf ihre Hand mache.

Schon des folgenden Morgens schickte Menana sechs Negersklavinnen in reichen Stoffen gekleidet, mit den seltensten Früchten, in zierlichen Körbgen, zu Tobias und ließ ihm sagen, daß sie ihn zum Mittagsmal erwarten würde. Er wollte die Einladung ablehnen, allein der Oberrichter widerrieth es ihm, und sah mit Freuden die Zuneigung des reichsten und schönsten Mädchens von ganz Westindien zu seinem Gaste wachsen. Der rechtschaffene Mann wußte nichts von Tobias Verlobung mit Fräulein Charlotte; er hielt den jungen Mann für ungebunden und glaubte, daß er durch den Besitz der Menana, der reichste und auch der glücklichste Sterbliche werden würde.

So sehr sein Gast ihn verehrte, so fand er doch nicht für gut, ihn eines andern zu belehren, denn er fürchtete etwas von der Achtung dieses rechtschaffenen Mannes zu verlieren. Menana war ihm zu lieb, als daß er den Umgang mit ihr sobald hätte abbrechen sollen,

und

und sie verdiente es wirklich, von dem feurigsten Jünglinge geliebt zu werden. Tobias war nicht ihre erste Liebschaft, aber er verlor dabei nichts. Der verzärtelte Sohn eines reichen Güterbesitzers, hatte die erste Frucht ihrer Reize eingeerntet und war bald darauf am Uebermaaß seiner Glückseligkeit gestorben. Das hatte Tobias nicht zu befürchten und die schöne Menana merkte es. Er war ihr um desto theurer und sie hätte um seinen Besitz die Hälfte ihrer Schätze weggegeben.

Tobias ging um die Mittagszeit zu ihr.

Menana. Meine Sklavinnen haben mir gesagt, daß Sie Bedenken gefunden hätten, meine Einladung anzunehmen. Sie glaubten also Ihre Zeit angenehmer, als bei mir zubringen zu können?

Tobias. Das glaubte ich nicht, aber ich hatte einigen Männern mein Wort gegeben, daß ich sie heute besuchen wollte.

Menana. Darf ich fragen, wie diese Männer heißen?

Tobias. Es sind Freunde des van Zirklers.

Menana. Gewiß eben diejenigen, in deren Kreise Sie sich vorgestern Abends so ernsthaft unterredeten?

Tobias.

Tobias. Eben diejenigen. Es scheinen wackere Männer zu seyn.

Menana. Scheinen es zu seyn. Ja; aber der Schein betrügt nur eine Zeitlang. Untersuchen Sie ihren Karakter genau und Sie werden ein Gemisch von verstellter Rechtschaffenheit, heimlichen Stolz, habsüchtigen und ehrgeizigen Absichten, prahlendem Mitleiden und gleißnerischer Tugend wahrnehmen. Lieber Fremdling! Sie haben alle vor mir gekrochen, wie die Würmer, aber ich habe ihnen zu tief ins Herz gesehen, ihr eigenes Ich ist der Götze, dem Sie Weyrauch anzünden. Glauben Sie es mir, Europäer, die Aufrichtigkeit, mit der Sie mir gestehen, daß Sie mir ein anderes Mädchen vorziehen, daß Sie diese mehr schätzen als mich, ist mir lieber, als das Kniebeugen aller dieser Gleißner. Heute sollen Sie noch ganz mein seyn, aber zur Strafe, daß Sie die Gesellschaft kalter Wortkrämer der meinigen vorziehen wollten, sollen Sie mich in drei Tagen nicht wieder sehen.

Tobias. Warum wollen Sie mich so hart strafen, schöne Menana? Zweifeln Sie an meiner aufrichtigen Liebe?

Menana. Ich zweifle nicht daran, aber sie wird von kurzer Dauer seyn. Sie und Ihre sogenannten zivilisirten Landesleute, sind schon

ein-

einmal gewohnt, nach dem Schatten zu laufen. Lernen Sie von einer Amerikanerin, von einer halben Wilden den Karakter Ihrer Nazion kennen.

Von Ihrer Jugend an, lehrt man Ihnen tausend Bedürfnisse kennen, die sie entbehren könnten, wenn Sie mehr Ihrer Vernunft, als den Vorurtheilen, die man Ihnen einflößt, Gehör geben wollten. Ihre Landesleute nennen sich Freigebohrne, aber sie sind es nicht. Einer ist der Sklave des andern, einer muß sich nach den Vorurtheilen des andern richten; sie dürfen nicht einmal denken, was Sie wollen, denn selbst Ihre Denkungsart wird durch Gesetze eingeschränkt, sie mag auch noch so richtig seyn. O über den einfältigen Unterschied, daß Einigen alles erlaubt ist, was an andern gestraft wird. Der beste Mensch, stehet bei Ihnen alle Augenblick in Gefahr, Hungers zu sterben, weil er nie von sich selbst abhängt und der Mächtige und Reiche ist unglücklich, weil ihn seine hungrige Nachbarn beneiden und unaufhörlich verfolgen. Ich wollte in Ihrem Europa nicht leben, nicht um die Gattin des liebenswürdigsten Fürsten zu seyn, denn auch da wäre ich eine Sklavin, dürfte mir nicht einmal, nach meinem eigenen Gutdünken, vernünftige Leute zu meiner Gesellschaft wählen,

dürf-

dürfte nur mit denen umgehen, die mir die nächsten am Range wären, und die ich vielleicht haßte.

Tobias. Ich gestehe es, schöne Rednerin, daß in dem, was Sie sagen, Wahrheit liegt, aber Sie sind strenge in Ihren Urtheilen. Rechnen Sie es denn für nichts, daß Wissenschaften und Künste bei uns ihren Wohnsitz haben.

Menana. Nur Schade, daß ihre Gelehrten und Künstler von Allmosen leben und betteln müssen, denn das thun sie durchgehends, wenn gleich einige zu den Tafeln Ihrer Großen geladen werden. Ich denke aber auch, daß die Künste, ihnen den Geschmack an der Natur benommen haben, die sie doch blos nachahmen. Wie viele vergießen Thränen in ihren Schauspielen, die nicht einmal das Herz haben, eine gute Handlung auszuüben, die ihnen so rührend geschildert wird und der sie ihre Bewunderung nicht versagen können Sie dürfen nicht, wenn sie auch wollten, denn bei ihnen giebt es unaufhörliche Rücksichten und sie sind nie Herr von ihren Handlungen.

Tobias. Warum sagen Sie mir so kränkende Wahrheiten, schöne Menana?

Menana. Weil ich Sie gern glücklich machen und bei mir behalten möchte. Keiner

Ihrer

Ihrer Fürsten kann so frei leben, als Sie hier leben würden. Ist gleich unser Himmelsstrich heißer als der Ihrige, so bietet er doch auch Schutz gegen die Hitze an. Was können Sie in der Natur schöneres finden, als unsere Fluren, unsere Gewächse, unsere Gärten, die ohne Marmorsäulen und künstliche Wasserfälle, durch kühlen Schatten und ein fast immerwährendes Grün, Körper und Auge Erholung anbieten? Wenn auch die Kunst zu ihrer Verschönerung die Hand geboten hat, so hat sie doch nie, wie bei Ihnen, die Natur verdrungen.

Tobias. Und die herrliche Grotte, in der ich gestern so unbeschreiblich glücklich war; dieser Saal, in dem wir uns jetzt befinden, dieser marmorne Fußboden, diese Wände von Ebenholz und goldenen Verzierungen, sind sie Werke der Kunst?

Menana. Sie sind es; weil die städtische Luft es nicht erlaubt, in offenen Hütten zu wohnen, weil wir uns in verschlossenen Zimmern dagegen schützen müssen. Ich glaube auch nicht gesagt zu haben, daß ich eine Feindin der Kunst sey. Ich bewundere sie, wenn sie am rechten Orte angebracht ist. Aber lassen Sie uns wieder auf uns selbst kommen. Ich habe wachend geträumt, daß Ihre Charlotte

Ihnen nicht bis zu Ihrer Zurückkunft treu bleiben würde, daß sie ihnen einen glücklichern Liebhaber vorgezogen habe.

Tobias. Grausame Menana! Warum quälen Sie mich mit so unangenehmen Vorstellungen?

Menana. Weil ich Ihr Land und Ihre Mädchen besser kenne, als Sie glauben. Wenn ich aber wahr geträumt hätte, würden Sie wohl nach unserm glücklichern Welttheil zurückeilen, um in mir eine treue Geliebte wieder zu finden?

Tobias. Ich würde es, wenn mich die Pflicht der Dankbarkeit nicht aufforderte, meinen zweiten Vater nicht zu verlassen.

Menana. Glauben Sie mir. Ihr zweiter Vater würde Ihnen folgen. Es ist als ob ich beide Fälle im Gedanken voraussähe. Sie sollen nicht undankbar an Ihrem Wohlthäter handeln, sie sollen mit dem ersten Schiffe nach Batavia abgehen. Wie bald verfließen einige Jahre und ich hoffe Sie wieder zu sehen, um mich nie wieder von Ihnen zu trennen.

Menana hatte, außer Tobias, keine andere Gäste zum Mittagsmahl eingeladen, denn sie fürchtete nicht, daß es ihr an Materie zur Unterhaltung fehlen würde. Um ihre Tafel herum, standen Negersklaven und Negerskla-

vinnen, in prächtiger Kleidung, und sangen, theils wechselweise, theils im Chore, melodische Gesänge. Wein, aus Cypern und Alikante funkelten in kristallenen Bechern und der Fußboden des Saals wurde abwechselnd mit wohlriechenden Wassern von allerlei Gattungen besprengt. Seltene Speisen und Früchte bedeckten die Tafel und das ganze Mahl schien Tobias ein Feenmahl zu seyn. Menana war munter in Reden und Scherz. Die Gegenwart ihrer Sklaven hinderte sie nicht, sich vertraulich mit ihrem Geliebten zu unterhalten und Stunden verliefen wie Minuten.

Um den Nachmittag nicht in verschlossenen Zimmern zuzubringen, führte sie ihren Gast in den angränzenden schattichten Garten, wo Palmen und Kastanienbäume das Auge ergötzten und der Duft von Pomeranzenblüthe den angenehmsten Wohlgeruch verbreitete. Hier war keine Grotte zu sehen, so sehr sich auch Tobias darnach sehnte. Offene Lauben von Epheu schienen die Westwinde einzuladen, sie zu durchsäuseln.

Von Tobias Arm umschlungen, durchstrich Menana die mannichfaltigen Gänge des Gartens und Tobias war eben im Begriff die kühlere Luft der Grotte zu preisen, die er vermißte, als Menana ihm hieß, einen Palmbaum

baum umfassen, während sie ihn und den Baum umschlungen hielt. Ein geräumiges Fallbrett öfnete sich plötzlich unter ihren Füssen, der Palmbaum neigte sich und Tobias lag an der Seite der schönen Menana, die seine Hände vom Palmbaum los wand, der sich in die Höhe hob und beide Flügel des Fallbretts nach sich zog. Beide Liebenden waren sanft auf ein Bette von Rosen und Nelken gesunken, das in einem unterirdischen Bogengange befindlich war. Hier erblickte man nur den Schimmer des Tages durch gebogene laubreiche Zweige, die seitwärts des Rasenlagers in ziemlicher Höhe zu sehen waren. Eine blos von grünem Laube umgebene Einsidelei, ersetzte die Stelle einer Grotte, in die Tobias hineingezaubert war. Er verschob es weislich, sich bei der lachenden Zauberin, nach den Triebfedern dieses Werkes der Kunst zu erkundigen und suchte blos, die mit seiner Lage verknüpften glücklichen Vortheile zu genießen. Menana besaß die Kunst, ihn durch reichliche Erwiederung seiner glühenden Umarmungen, zu überzeugen, daß er in ganz Europa keine Wonne schmecken könne, die derjenigen gleich käme, so sie ihm verschaffte. Fast fing er an, in seinem Entschluße, Surinam und Westindien zu verlassen, zu wanken, aber Menana versäumte abermals ihren Vortheil

und

und ließ ihm Zeit, vom Taumel seiner Leidenschaft zu erwachen. Erst als man auch diesen Liebestempel durch wiederholte Opfer eingeweihet hatte, führte sie ihren Gast, durch die angränzende unterirdische Allee, nach dem Obertheile ihres Gartens zurück und in ihre einsamsten und prächtigsten Wohnzimmer. Alles was Menana vornahm, schien Zauber zu seyn und Tobias wähnte einen bezauberten Pallast zu verlassen, als er sich gegen Mitternacht von dieser reizenden Kreolin trennte. Er bat es sich aus, sie des folgenden Tages besuchen zu dürfen, erhielt aber, aus ihrem lächelnden Munde die Antwort: „Dreitägige Abwesenheit wird Ihnen lehren, ob ich es werth bin, Tändlern Ihres Geschlechts vorgezogen zu werden.“

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Tobias wird unter den Mosaiten aufgenommen, und bekömmt seinen Pudel wieder zu sehen.

So will ich doch das Licht sehen! dachte Tobias, und ging gleich den folgenden Morgen,

gen, zu den Freunden des Herrn van Zirklers, die er, von ungefähr, bei einander antraf. Er wurde mit Achtung aufgenommen und da man, aus seinem Munde vernahm, daß es sein Ernst sey, Licht zu sehen, so bestimmte man ihm eine Stunde gegen die Abendzeit, um nach einer vorgängigen Prüfung, mit allen unentbehrlichen Zeremonien, in die achtbare Bruderschaft aufgenommen zu werden. Ein entlegenes Haus in Surinam war der Ort, wo sich sämmtliche Glieder versammlen wollten. Zugleich wurde Tobias verständigt, zwei tausend Gulden, als eine Kleinigkeit, für alles dasjenige, was er noch an diesem Tage heilsames und ersprießliches erfahren würde, nicht allein zu sich zu stecken, sondern auch vor seiner förmlichen Aufnahme, dem Schatzmeister der Brüderschaft auszuliefern. Zum Glück hatte er seinen Theil von den Strafgeldern des Schiffskapitäns bereits erhalten, und fand also kein Bedenken, die geforderte Kleinigkeit zu versprechen.

Von einem der Brüder begleitet, stellte er sich, zur bestimmten Stunde, im Tempel der Bruderschaft ein. Ein Mann, mit einem breiten Schwerte bewafnet, stand an der äußersten Thüre, ließ aber Tobias, mit seinem Begleiter in ein Zimmer treten, das gewissermassen zum Vorhof des Tempels diente. Hier wurde er

auch von seinem Begleiter verlassen, den zwei Männer von strengem und ernsthaften Ansehen ablösten, um Tobias Beruf zur Mosaitenbrüderschaft zu prüfen.

Erster Prüfer. Wofür halten Sie die Sonne und den Mond?

Tobias. Für Planeten.

Zweiter Prüfer. Für nichts anders?

Tobias. Allenfalls auch für Weltkörper, so wie unsere Erdkugel einer ist.

Beide Prüfer. Man siehet, daß Sie in der Finsterniß leben.

Tobias. Deswegen wollte ich eben gern das Licht sehen.

Beide Prüfer (mit ernsthaftem Wesen) Wohl geantwortet!

Erster Prüfer. Wie weit halten Sie die Sonne entfernt?

Tobias (sich etwas besinnend) Funfzig Millionen Meilen.

Erster Prüfer. Wie weit den Mond?

Tobias. Achtzig tausend Meilen.

Erster Prüfer. Wie weit die Sterne?

Tobias. Einige mehr als die Sonne, andere weniger entfernt

Zweiter Prüfer. Glauben Sie nicht, daß diese näher seyn könnte.

Tobias. Ich will es gern glauben, wenn man mich gehörig davon unterrichtet.

Beide Prüfer (ernsthaft) Wohl geantwortet.

Erster Prüfer. Wenn eher ist es Tag?

Tobias. Wenn die Sonne aufgegangen ist.

Erster Prüfer. Wenn eher ist es Nacht?

Tobias. Wenn die Sonne untergangen ist.

Zweiter Prüfer. Haben Sie keinen andern Begriff von Tag und Nacht?

Tobias. Nein, meine Herren, und ich zweifle fast, daß man mir einen andern beibringen wird.

Beide Prüfer (mit Erstaunen) Sie wollen also das Licht nicht sehen?

Tobias. Das habe ich ja nicht gesagt, meine Herren. Machen Sie nur, daß ich es bald zu sehen bekomme. Mir verlangt es zu sehen.

Beide Prüfer (ernsthaft) Wohl geantwortet!

Erster Prüfer. Ueberlassen Sie sich einer einsamen Betrachtung und studieren Sie das zwölfte Kapitel des Buchs aller Bücher, welches ich Ihnen hier zurücklasse. (Er legt

ein etwas dickes Buch, das er aus seiner Tasche zieht, auf einen zunächst stehenden Tisch.)

Zweiter Prüfer. Lesen Sie! Prüfen Sie! Ueberlassen Sie sich Ihren Betrachtungen.

Tobias. Ich werde lesen, prüfen und mich meinen Betrachtungen überlassen.

Beide Prüfer (ernsthaft) Wohl geantwortet! Wollen Sie die Finsterniß verlassen?

Tobias. Ja.

Beide Prüfer (ernsthaft) Wohl geantwortet! (Beide Prüfer treten ab.)

Der erste Prüfer mußte sich zu Hause in der Eile vergriffen haben, denn als Tobias das Buch aller Bücher aufschlug, um es zu lesen, zu prüfen und seine Betrachtungen darüber anzustellen, so war es ein Kochbuch und führte den Titel: Kurze und gründliche Anweisung zur Kochkunst, oder sowohl Fleisch als Fastenspeisen, mit und ohne Brühen, nach dem hohen Gout, zuzubereiten, nebst einem Anhang, die Zuckerbäckerei betreffend.

Tobias machte große Augen, als er vor dem Buch aller Bücher, einen solchen Titel fand, und gerieth fast in die Versuchung zu glauben, daß man Spaß mit ihm treibe. Indessen schlug er doch das zwölfte Kapitel auf und las: Ueber die beste Art, Brühen, mit gefüllten Krebsen, Erdschwämmen, und

Zwiebeln nach französischer Manier zu verfertigen. Zum Glück war das Kapitel nicht lang und er gab sich also die Mühe, es vom Anfange bis zu Ende durchzulesen. Prüfen konnte er nun freilich nicht, weil er nichts von der Kochkunst verstand, und die Gerichte auch nicht in Natura vor sich hatte, aber desto mehr stellte er Betrachtungen an. Er war noch darin vertieft, als seine zwei Prüfer, in Begleitung von zwei andern Zeugen, zurückkamen.

Erster Prüfer (ernsthaft) Haben Sie gelesen, geprüft und Betrachtungen angestellt?

Tobias (ernsthaft) Gelesen habe ich, auch Betrachtungen angestellt, aber prüfen habe ich nicht können, weil ich kein Koch bin und Sie mir die Gerichte, auch nicht zu kosten gegeben haben. (Indem er das Buch zurückgiebt) Entweder treiben Sie Ihren Spaß mit mir, oder das ist nicht das Buch aller Bücher.

Beide Prüfer und ihre Zeugen (indem sie den Titel lesen) Das ist ein entsetzlicher Irrthum! Aber sie sollen deswegen nicht länger aufgehalten, sondern gleich als Kandidat zur Aufnahme gemeldet werden.

Erster Prüfer. Wollen Sie das Licht sehen?

Tobias. Ja.

Zweiter Prüfer. Wollen Sie die Finsterniß verlassen?

Tobias. Ja.

Beide Prüfer, nebst ihren Zeugen (Wohl geantwortet! (Alle viere treten ab und lassen Tobias allein.)

Kurz darauf kam ein Mann, mit freundlicher Mine, fragte nach Tobias Vor- und Zunamen, gab sich als den Schatzmeister zu erkennen, nahm von ihm die zwei tausend Gulden in Empfang, und entfernte sich wieder.

Fast wollte Tobias die Geduld vergehen, als er mit einemmale vor dem benachbarten Zimmer ein großes Getümmel hörte. Die Thür öffnete sich und vier Glieder traten hervor, bedeuteten ihm, daß der unvermuthete Glanz des Lichtes seine Augen verblenden würde, und daß man ihm zu mehrerer Vorsicht die Augen verbinden müsse.

Tobias dachte, du hast doch nichts Schlimmes von den Herrn gehört und befindest dich wahrscheinlich unter ehrlichen Leuten, wenn sie gleich halbe Narren zu seyn scheinen; du willst also das Ende des Abentheuers abwarten.

Man verband ihm die Augen und schon war man mit ihm zwischen die Thür des ge-

hei-

heimen Saals gekommen, wo er das Licht sehen sollte, als ein außerordentlicher Zufall eine allgemeine Bestürzung verursachte.

Pantalon, der getreue Pudel des Tobias, war ihm bis nach Holland und selbst auf das Schiff, das nach Batavia bestimmt war, gefolgt. Als man seinen Herrn so unvermuthet in einem Boote abholte, ergriff er die Parthie, ins Wasser zu springen und ihm bis zu dem Schiffe, das nach Westindien bestimmt war, zu folgen. Tobias fand sich schon in sicherer Verwahrung, als man Pantalon, der sich nicht beruhigen wollte, ins Schiff holte. Seit dieser Zeit nahm sich der Schiffskapitän vor, ihn als ein heimgefallenes Eigenthum anzusehen, und bis Tobias das Schiff wieder würde verlassen haben, verborgen zu halten.

Tobias stand, in der That, in den Gedanken, daß er seinen treuen Pantalon erst in Ostindien wieder finden würde. Nun fügte es sich aber, daß dieser gerade an diesem Tage, aus seiner Gefangenschaft entwischte und auf dem festen Lande, die Witterung von seinem rechtmäßigen Herrn bekam Zuletzt traf er die Spur, die nach dem entlegenen Hause führte, wo sich Tobias befand. Nichts konnte ihn nunmehr aufhalten und da die Schildwache mit dem Schwert, eben die Thür des

Vor=

Vorsaales ein wenig eröfnet hatte, um dem feierlichen Einzug des nunmehr blinden Tobias anzusehen, so drang er mit Gewalt zwischen die Thür hindurch. Da er seinen Herrn von zwei andern Männern geführt sah, so mußte er sich einbilden, daß sie ihm irgend ein Leid zufügen wollten. Um ihm also seine Freiheit zu verschaffen, erlaubte er es sich, zuerst dem letztern und hernach dem erstern Führer, der schon mit Tobias im Saale des Lichts war, seine scharfen Zähne in die Waden zu drücken. Dieser unvermuthete Anfall, zog ein lautes Geschrei der Gebissenen nach sich. Tobias erkannte die Stimme seines getreuen Pantalons und da seine Führer die Hände von ihm abzogen, so glaubte er berechtigt zu seyn, die Binde von seinen Augen abzunehmen, um zu sehen, was vorfiel. Es war eben Zeit, denn der Schwertträger war schon im Begriff, dem treuen Pantalon, mit einem fürchterlichen Streiche, das Leben zu nehmen, als Tobias seinen Arm mit einer solchen Gewalt ergriff, daß er ihn beinahe gelähmt hätte, und er gezwungen war, sein Schwert fallen zu lassen. Pantalon sprang hoch an seinen Herrn hinauf, der ihn sogleich erkannte und liebkosete.

Tobias wurde also sehend, ehe er es werden sollte; er sah, eine ansehnliche zahlreiche Versamm-

sammlung, verschiedene angezündete Lichter und den Herrn van Zirkler, der einen Zepter in der Hand hielt, und weil er obenan stand, das Oberhaupt der Gesellschaft zu seyn schien. Ohne weitere Umstände zu machen, nahm er sich die Freiheit, diesem Manne, als einen alten Bekannten seinen Hund zu empfehlen und ihn zu versichern, daß blos die Freude, ihn als seinen Herrn unvermuthet wieder zu sehen, an der Verwirrung schuld sey, die er verursacht habe. Zugleich versicherte er, daß dieses treue Thier kein einziges Geheimniß verrathen würde, sobald man ihm nur erlaubte, sich nicht von ihm zu trennen.

Mit aller ersinnlichen Ernsthaftigkeit, war Herr van Zirkler schon bereit, seinen Zepter zu neigen, als sich ein neuer Zufall ereignete, der die geheime Gesellschaft fast noch mehr erschreckte, als der erstere. Was Tobias noch nicht bemerkte hatte, bemerkte Pantalon. Der Schiffskapitän, der Tobias verkauft hatte, befand sich als eines der vorzüglichsten Glieder in der Versammlung und Pantalon wollte ihn schlechterdings, als er ihn erblickte, zu Boden reißen. Nur Tobias Zuruf konnte den Elenden retten und er rettete ihn. Auch Morbaas befand sich in der Gesellschaft und Tobias war froh, seinen Hund bei sich zu haben.

Alle

Alle bei der Brüderschaft eingeführte strenge Ordnung, war durch Pantalons Ankunft unterbrochen und über den Haufen geworfen, allein Tobias hatte einmal das Licht gesehen und man fand nicht für gut, ihm seine Prüfungszeit von neuem anfangen zu lassen. Pantalon, der nunmehr besänftigt war, bekam die Erlaubniß, seinem Herrn zur Seite zu bleiben, und selbst Tobias anfängliche Führer lobten seine Treue, auf Kosten ihrer gebissenen Waden. Die ganze Gesellschaft trat in einen Kreis, Pantalon mit eingeschlossen; und Herr van Zirkler neigte seinen Zepter und schritt zur Aufnahme. Vor allen Dingen stellte er dem Kandidaten das große Glück vor Augen, dessen er durch die Aufnahme in eine Gesellschaft von rechtschaffenen, höchsttugendhaften und höchst menschenfreundlichen Männern, genöße.

Tobias konnte sich nicht enthalten, nach dem Schiffkapitän und Morbaas hinzublinzen. Pantalon merkte es und schlug, zu vier wiederholtenmalen, ein so fürchterliches Gekläffe an, daß der Redner einhalten mußte, bis Tobias Stillschweigen geboten hatte.

Van Zirkler fuhr fort seine Brüderschaft bis in die Wolken zu erheben, indem er ihres grauen Alterthums gedachte. Wäre es möglich gewesen, so hätte er die Epoche ihrer Ent-

ste-

stehung noch vor die Erschaffung der Welt gesetzt; aber er war so bescheiden, sie in das Paradies zu verlegen, und die Mannbarkeit der Stiftung in die Zeiten des goldenen Kalbes zu verpflanzen. Tobias erinnerte sich, bei dieser Epoche, der vergnügten Augenblicke, die er bei der jungen Wirthin zum goldenen Kalbe, zugebracht hatte, aber er wurde ganz Ohr, als der Redner auf die Geheimnisse der Brüderschaft zu reden kam. Sonne, Mond, und das ganze himmlische Heer der Sterne, lagen, nach seiner Versicherung, so nahe, daß man sie mit Händen greifen konnte. Ohne sich die Mühe zu geben, solches zu erweisen, forderte er hierunter einen blinden Glauben und begnügte sich die Auflösung des Problems der Zeit zu überlassen. Nach vielen andern, eben so paradoxen Behauptungen, kam er endlich auf die Erklärung der Finsterniß und des Lichts. Finsterniß waren die Augenblicke, in denen Tobias die Binde vor den Augen gehabt hatte und Licht, war der Augenblick, wo er den Herrn van Zirkler, sammt der ganzen achtbaren Versammlung zu Gesichte bekam.

Um den Kandidaten, für diesmal, nicht mit noch mehrern Geheimnissen zu überladen, rieth ihm der Redner, über dasjenige, was er ihm erklärt, er aber nicht verstanden hatte,

reif-

reiflich nachzudenken und schloß damit, ihm den Eid der Verschwiegenheit abzufordern und hernach die Zeichen bekannt zu machen, woran ihn alle, in den vier Welttheilen zerstreute Glieder der achtbaren Gesellschaft, für ihren Bruder erkennen würden und müßten. Dieses Zeichen bestand darin, daß er da, wo er Brüder anzutreffen vermuthe, einmal mit dem linken Fuße hinterwärts ausscharren, hernach die Spitze des ausgestreckten Zeigefingers der rechten Hand, an seine Nasenspitze halten und zuletzt die linke flache Hand, auf seinen Bauch, in der Gegend, wo der Nabel befindlich ist, legen mußte.

Als Tobias diese Zeichen dem Herrn van Zirkler vorgemacht hatte, wurde er von der ganzen Gesellschaft, durch ein lautes Vivat, für ein achtbares Mitglied anerkannt.

Der Spaß fing an Tobias zu gefallen, um so mehr, da der Herr van Zirkler, seinen Zepter weglegte, und der Gesellschaft bekannt machte, daß die Konferenz für diesmal geschlossen sey.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Tobias wird von den Negersklaven für seine Gutherzigkeit belohnt.

Wäre Tobias karg gewesen, so würde er den unwiederbringlichen Verlust seiner zweitausend Gulden bedauert haben, aber er dachte, du hast doch nun Freunde durch die ganze Welt, wiederholte seine geheimen Zeichen in der Stille und ging, da es noch nicht ganz spät war, zum Hause der Menana, wo er für diesmal höflich zurückgewiesen wurde. Das schmerzte ihn, denn er fing an diese junge Schöne immer heftiger zu lieben.

Bei seiner Zurückkunft nach Hause, fand er den rechtschaffenen Oberrichter, der ihm die Ankunft einiger alten Negersklaven, aus der ehemaligen Pflanzung des Morbaas bekannt machte. Diese guten Leute waren von dem hohen Rath berufen worden, um über ihre Behandlung, unter ihrem neuen Herrn, befragt zu werden und hatten Tobias, als ihrem ehemaligen Aufseher gesucht, um ihm ihre und ihrer Mitbrüder Dankbarkeit, für den menschenfreundlichen Eifer, mit dem er sich ihrer an-

ge-

genommen hatte, zu bezeigen. Sie hatten aber noch eine andere wichtige Ursache, warum sie ihn allein sprechen wollten und diese bestand darin, daß er unverzüglich, sobald sie der hohe Rath wieder entlassen hätte, mit ihnen die Reise nach den Pflanzungen antreten möchte, wo er Geheimnisse von der größten Erheblichkeit erfahren sollte.

Dieses hinterbrachten sie ihm des folgenden Morgens, in eigener Person, und da sie wenige Stunden nachher, dem hohen Rath versichert hatten, daß sie mit der menschenfreundlichen Behandlung ihres jetzigen Herrn, sehr zufrieden wären, so wurden sie noch desselben Tages entlassen.

Tobias machte Schwierigkeiten, sie zu begleiten, allein sie baten so flehentlich, daß er endlich darein willigte. Als man in der Gegend der Plantage anlangte, bat ihn der Aelteste unter den Negersklaven, seine zwei andern Gefährten, mit dem Wagen, nach der Pflanzung zu schicken und ihm allein nach einem Walde, zu Fuße zu folgen.

Schon war man zwei Stunden weit in den Wald hineingegangen, als der Führer in ein dickes Gebüsch, unweit dem Ufer eines, dem Anschein nach, reißenden und breiten Flußes trat, und Tobias ermahnte, seinen Hund, der

ihm

ihm gefolgt war, zu mehrerer Sicherheit, desjenigen, der bald erscheinen würde, fest zu halten. Nun warf er sich sechsmal mit dem Angesicht zur Erde, holte einen breiten Stein herbei, legte ihn ins Gras und schlug zwölfmal mit einem Hammer, den er bei sich führte, darauf. Kaum hatte er den letzten Schlag geschlagen, so erbebte die Erde, und man hörte den Donner unter der Erde rollen.

Jetzt führte der Neger Tobias näher an Fluß, und dieser wurde mit Erstaunen gewahr, daß das über große Steine wegrauschende Wasser, sich allmählig vom Ufer entfernte, und als es letzteres trocken zurückgelassen hatte, eine zwischen den Steinen verborgene Thür sich öfnete. Ein Neger, mit weißer Wolle an seinem Kinn und auf seinem Haupte bewachsen, stieg empor und wohl war ihm, daß Tobias Pantalon fest hielt.

Der Neger. Funfzig volle Jahre bewohne ich diese unterirdische Höhle und habe mich niemand als den Aeltesten aus meinem Volke entdeckt. Ich war Priester in Nubien, und wurde als Sklave verkauft. Die Unmenschlichkeit meines Herrn, bewog mich und sechs andere von meinem Volke, in die Wälder zu fliehen, wo wir uns von Wurzeln und Kräutern nährten. Wir gelangten an diesen Fluß,

dessen

dessen Bett sich damals nicht so weit erstreckte, als jetzt. Zwischen trockenen Steinen, entdeckten wir den Eingang eben der Höhle, die ich jetzt bewohne. Was kann man weiter verlieren, wenn man die Freiheit verloren hat. Wir stiegen hinab. Wären wir durstig nach Golde gewesen, so hätten wir unsern Durst im Ueber- bermaaß stillen können, aber was konnte uns Gold helfen, da wir uns nicht unter Menschen wagen durften. Meine Gefährten sind todt und ihre Asche habe ich verborgen. Jetzt bin ich hundert und vier Jahre alt und habe schon lange bedacht, daß ich sterben muß. Da kamen, vor wenigen Tagen, drei meiner Freunde, aus der benachbarten Pflanzung; sie hatten mir schon oft die grausame Begegnung ihres unmenschlichen Herrn geklagt, aber ich konnte nichts zur Linderung ihres Elends beitragen, als mein Mitleid. Nun kamen sie frohlockend, über die Erleichterung, über die sanfte und menschliche Behandlung, die du Fremdling ihnen verschafft hattest und ich frohlockte mit ihnen und nahm mir vor, deine Gutherzigkeit zu belohnen. Hier in meiner Höhle liegen unermeßliche Schätze verborgen, aber du sollst das Gold nicht nehmen, das die Wände bedeckt, denn du würdest strafbar vor dem hohen Rathe von Westindien werden, aber ich habe die Edelsteine

steine aufbewahrt, die ich långst dem Ufer des Flußes im dürren Sande gefunden habe. Du kannst dem hohen Rathe, bei deiner Zurückkunft das Daseyn der Goldgruben entdecken, die ich nun verlassen will, um unter meinen Brüdern zu leben und zu sterben. So wird mein Ende doch noch sanft seyn."

Nun ließ er Tobias in die Höhle hinabsteigen, zeigte ihm, beim Scheine einer Fackel die Reichthümer, die hier verborgen lagen, zeigte ihm auch seine Donnerkammer, wo er durch Salpeter und Kohlen die Erde bebend machen konnte und ein Kunstwerk, so er mit seinen verstorbenen Brüdern verfertiget hatte, um das Wasser am Ufer, ab- und zuzuleiten.

„Deine Gutherzigkeit," redte er Tobias ferner an, „verschafft der Landesregierung große Schätze und sie muß es dir Dank wissen. Dir schenke ich Steine, die ich sammlete und die ohne mich verloren gegangen wåren. Kehre zurück und sey glücklich!

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Eine Beförderung vom Freiherrn zum Bürger und doch mit Ehre verknüpft.

Fünf volle Tage war Tobias von Surinam abwesend gewesen, als er zurückkehrte und den Oberrichter, durch die Nachricht von den neuentdeckten Goldgruben überraschte. Dieser Mann, war nicht von der Menschenklasse, die so gern jede Gelegenheit ergreift, um sich Ansehen und Reichthum zu erwerben; aber der Antheil, den er an dem Flore der westindischen Kompagnie nahm, war so lebhaft, daß er, ob es gleich schon Abend geworden war, doch nicht den Morgen erwarten wollte, um dem Gouverneur eine so wichtige Neuigkeit mitzutheilen.

Hätte nicht **Menana**, ihn bitten lassen, ihr seinen Gast, sollte er auch in der Nacht ankommen, zuzuschicken, so würde er ihn gewiß als Zeugen mit sich genommen haben; aber wir wissen es schon, daß er, an dieses schönen Mädchens Neigung zu dem Fremdlinge, einen Gefallen hatte. „Wenn der Stadthalter Sie auch heute nicht spricht,“ sagte er zu To-

bias, „so wird er doch ruhiger schlafen, als Ihre Freundin, die Sie mit Sehnsucht erwartet.“

O! was hatten die wenigen Tage, da Tobias abwesend gewesen war, für einen Eindruck auf Menanas liebevolles Herz gemacht! Schon an dem Abend, da sie ein kleines Spiel damit treiben und blos seine Liebe reizen wollte, indem sie ihm den Zutritt verweigerte, gereuete es ihr, ihn hart begegnet zu haben. Kein Schlaf deckte ihre holden Augen und wachend träumte sie, ihr Liebling fahre mit vollen Seegeln nach entfernten Welttheilen. Kaum konnte sie die entfernte Morgenstunde erwarten, in der sie ihn erwacht und aufgestanden glauben konnte, als sie zwei ihrer vertrautesten Sklavinnen abschickte, um ihm die Aufhebung seines Verbanns anzukündigen und auf die dringendste Weise zu einem Besuch einzuladen.

Mit traurigen Gebärden traten die armen Bothschafterinnen vor sie, als sie im Hause des Oberrichters erfahren hatten, daß Tobias weggereiset sey, ohne daß jemand von den Sklaven wisse, wohin. Nun erst trauerte ihre Gebieterin tief, ihn nicht noch einmal gesehen zu haben; nun verschwand ihre reizende Munterkeit nd es schien ihr, als ob sie ohne ihren Geliebten nicht leben könne. Mit jeder Stunde

ver-

vermehrte sich ihr Leid und sie verschloß sich einsam in ihr entlegendstes Zimmer. Auch ihre vertrautesten Sklavinnen durften ihr nicht Trost zusprechen; sie war ganz in ihren Kummer versunken.

Gute Menschen sind immer besorgt, ihres Nebenmenschen Kummer zu erleichtern. Kaum hatte der Oberrichter von seinen Sklaven erfahren, daß Menanas Sklavinnen über Tobias Abreise betrübt gewesen wären, so fiel es ihm ein, daß auch ihre Gebieterin betrüb seyn könne. Er ließ ihr also wissen, daß Tobias gezwungen gewesen sey, eine Landreise vorzunehmen, von der er ohne Zweifel in vier Tagen zurückkommen würde.

Menana zählte nunmehr Stunden und Minuten, aber finstere Schwermuth hatte sich einmal ihres Herzens bemeistert. Der vierte Tag verging und Tobias kam nicht. Liebte er dich, so wie du ihn liebst, dachte sie, o er würde eher gekommen seyn, als man ihn vermuthen konnte! Auch den fünften Tag schickte sie stündlich Bothen und der Abend brach ein. „O! er kömmt nimmer zurück!" rief sie den Bothinnen zu, „und doch will ich mir fest einbilden, daß er schon auf dem Wege zu mir sey, ich will ihm entgegen eilen!" und so verließ sie ihre Wohnung, von sechs ihrer jungen Skla-

vinnen begleitet, als in geringer Entfernung der Geliebte sich zeigte.

Nach der Erschütterung, die ihr zarter Körper litt, hätte sie sollen in Ohnmacht fallen, aber sie fiel blos in Tobias ausgestreckte Arme. „Nun weiß ich," rief sie aus, „wie ich einmal eine lange, vielleicht eine immerwährende Trennung ertragen werde!"

Erst spät in der Nacht verließ sie Tobias, aber ihre ehemalige Heiterkeit schien auf immer entflohen zu seyn und sie gestand, daß sie nun, da sie ihn noch einmal gesehen hätte, nichts so sehnlich als seine baldige Abreise aus Westindien wünsche, um sich mit der Hofnung zu nähren, daß er nach Verlauf von drei und vier Jahren zu ihr zurückkehren und durch die Knüpfung unzertrennlicher Bande, ihr ihre entflohene Fröhlichkeit wieder bringen würde.

Noch wartete der, über die Entdeckung der Goldgruben erfreute Oberrichter auf Tobias Zurückkunft, um ihm den Wunsch des Stadthalters, daß er den folgenden Morgen vor dem versammleten Rath erscheinen möchte, bekannt zu machen.

Tobias erschien zu der bestimmten Stunde und stattete eine getreue Erzählung von dem Wunder der Natur und Kunst ab, das er in der Höhle des nubischen Priesters erblickt hätte,

te; und der Städthalter, sammt sechs der ältesten Räthe, worunter sich der Oberrichter befand, faßten den Schluß, die Wunderhöhle selbst in Augenschein zu nehmen. Unter den Räthen befanden sich zwei, die des Bergwesens völlig kundig waren. Zwei Offiziere und vierzig Mann von der Besatzung, erhielten Befehl, den Zug zu decken, um auf Erfordern, bei den neugefundenen Schätzen, die Wache zu halten und Tobias hatte die Ehre in dem Wagen des Stadthalters Platz zu nehmen.

Diesmal war Menana von ihres Freundes Abreise benachrichtigt, und schmeichelte sich, nicht ohne Grund, daß eine Entdeckung von so hohem Werth, ihn gewissermassen an ihr Vaterland binden würde.

Acht Tage vergingen, ehe er mit dem Stadthalter zurückkam. Die Ergiebigkeit der Goldgrube hatte alle Erwartung überstiegen. Man berechnete den jährlichen Ertrag von vier Millionen und der hohe Rath von Westindien versammelte sich, um über die Belohnung zu berathschlagen, die man dem Entdecker zuerkennen wollte. Alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß Tobias nicht allein zum Bürger von Surinam, sondern auch zum Mitgliede des hohen Raths erhoben werden und zehn Jahre hinter einander ein Achtel von dem reinen Er-

trag der entdeckten Goldgruben genießen solle. Dem nubischen Priester und denen Schwarzen, die ihm die verborgenen Schätze angezeigt hatten, wurde nicht allein die Freiheit, sondern auch das Bürgerrecht zu Surinam nebst Feldern, Gärten und einer großen Summe Geldes geschenkt, um sich eines lebenslänglichen Wohlstands erfreuen zu können.

Was wird doch der Himmel aus mir machen? dachte Tobias. Wohl mir, daß ich zu rechter Zeit, das Schloß des Barons von Kollerhan verließ! Vielleicht wäre ich jetzt ein armseliger Bedienter, der hinter dem Tische stehen und Teller reichen muß, der sich nicht einmal erdreisten darf, über die Dummheit seiner Herrschaft zu lachen: oder ein elender Schreiber, der auf Kosten gedrückter Bauern, seidene Strümpfe trägt. So bin ich doch Junker, Freiherr, Bürger und Rath geworden, besitze schon allein an rohen Diamanten einen Schatz, um den mich in Europa vielleicht Fürsten beneiden werden, und habe die Wahl, zwischen zwei der liebenswürdigsten Mädchen, zweier von einander durch Meere getrennter Welttheile. Was aber eben so schätzbar ist, so darf ich nur mit dem Fuße zurückscharren, nur die äußerste Spitze meiner Nase mit dem Finger berühren und die flache Hand auf meinen Nabel legen, so

find ich mich von Busenfreunden und Brüdern umringt, die sich, wenn es die Noth erfordert, für mich umbringen lassen.

Mit allen diesen Schätzen ausgerüstet, beschloß Tobias nun alle Anstalten zu seiner baldigen Abreise nach Batavia zu machen. Menana selbst rieth ihm solche zu beschleunigen, denn sie hoffte, nach der Vorstellung, die sie sich von dem gesitteten Europa machte, daß ihr Geliebter nicht lange darin verbleiben, und auf den Fittigen der Liebe zu ihr zurückeilen würde.

Der hohe Rath von Surinam besaß zu wenig geläuterte Politik, als daß er einem Staatsbürger, der zehn Jahre hindurch, jährlich auf eine halbe Million und mehr Gulden Einkuufte, aus dem Ertrag, der neuentdeckten Goldgruben, Rechnung machen konnte, auch nur den geringsten Zwang hätte anthun wollen, diese Schätze im Lande zu verzehren oder darin anzulegen. Es wurde ihm vielmehr freigestellt, mit seinen Einkünften, nach Willkühr zu schalten und er fand für gut, eine halbe Million Gulden im geprägten Golde auf die sichere Hypothek, seines Antheils an den Goldgruben, zu entleihen.

Tobias war so undankbar nicht, daß er seine neuerworbene Freunde von der Mosaiten-

brüderschaft nicht noch einmal hätte besuchen sollen. Es war ein Glück für ihn, denn sie weihten ihn, gegen Erlegung einer anderweiten Summe, von zweitausend Gulden, zu anderweiten Geheimnissen ein. Diese gaben ihm einen Vorgeschmack, daß er mit der Zeit, wenn er noch acht und neunzig andere Geheimnisse, gehörig geprüft haben würde, in den Harzgebirgen Deutschlands einen unermeßlichen Schatz zu Gesichte bekommen könne, der der Brüderschaft zugehöre, den aber niemand als ein Auserwählter anrühren dürfe.

Mit tiefer Schwermuth im Auge und heldenmäßiger Standhaftigkeit, nahm Menana von Tobias Abschied. Ihre letzte Forderung war, das Fräulein Charlotte, wenn sie wider Vermuthen treu und beständig gefunden werden sollte, nach Surinam zu führen und sie zu ihrer Freundin zu machen.

Sechs

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Berge und Thäler begegnen sich nicht, aber wohl die Menschen.

So viel hatte Tobias von der Handlung begriffen, daß man sich und andern Menschen dadurch nützlich werden könne. Da er das Schiff, mit welchem er von Surinam absegelte, für ein nicht unbeträchtliche Summe, von einem rechtschaffenen Seekapitän gemiethet hatte, so folgte er dem Rathe seines Freundes, des Oberrichters und ließ es auf seine Rechnung mit westindischen Produkten befrachten, die er zu Batavia mit großen Vortheil, gegen ostindische Produkte vertauschen oder zu baarem Gelde machen konnte.

Mit einem höchstgünstigen Winde, langte er, in sieben Wochen, auf dem Vorgebirge der guten Hofnung an, aber gleich nach seiner Ankunft änderte sich der Wind. In Erwartung, daß er abermals günstig werden möchte, miethete er sich auf dem Kap eine Wohnung. Ein Empfehlungsschreiben, das er noch von seinem Pflegvater aufbewahrte und ein anderes, von dem Gouverneur von Surinam an den

Kom-

Kommendanten des Forts verschafften ihm diejenige Achtung, auf die er, als ein Mitglied des hohen Raths von Westindien, ohnehin schon Anspruch machen konnte. Schon seit seinem Aufenthalt in Holland und in Surinam, besonders aber in den Pflanzungen des Morbaas, hatte er angefangen über die Bestimmung des Menschen reifere Ueberlegungen anzustellen, als es wohl ehemals geschehen war, aber er hatte doch nicht die Gewalt gehabt, seinem Temperamente zu entsagen, das ihn in den Liebeshandel mit Menana verwickelte. Unaufhörlich dachte er an das Fräulein Charlotte, seine Verlobte, aber auch Menana hatte ihn die Liebe, von einer Seite kennen lernen, die sie unwiderstehlich macht. Dennoch schien ihm die schöne Kreolin nie bezaubernder, als nach seiner Zurückkunft von Entdeckung der Goldgrube, so karg sie auch seit dieser Zeit mit ihren Gunstbezeigungen geworden war. Es reuete ihn, die Ursache ihrer Schwermuth zu seyn, aber ein unwiderstehlicher Zug nach seiner Verlobten, minderte seinen Gram, und er beschloß, allen anderweiten Verbindungen auf immer zu entsagen. Mehr wie eine Gelegenheit ereignete sich, in den Kreisen der reizendsten Frauenzimmer vom Kap, ihn in diesem Entschluß wankend zu machen. So manche junge

Schö-

Schöne angelte nach seinem ausschlüßlichen Besitz, aber er blieb standhaft. Seine Hauptneigung schränkte sich jetzt darauf ein, seine Kenntnisse von der Handlung, die die Einwohner aller vier Welttheile mit einander führen, immer mehr und mehr zu erweitern. Im Grunde bedurfte er keines größern Reichthums, als desjenigen, den er schon besaß. Er konnte berechnen, daß er auch, ohne die Schätze seines Pflegvaters zu erben, Herr über fünf Millionen Gulden wäre. Es hing nur von ihm ab, Menana zu heirathen, um diesen großen Reichthum zu verdoppeln, aber er konnte den Gedanken nicht ertragen, aus Eigennutz zu lieben. Indem er also nach größerm Reichthum geizte, hatte er blos den Vorsatz, so viel Gutes damit zu stiften, als in seinen Kräften stehen würde. Freilich fand er in diesen, zum Theil rohen Gegenden, den Mangel an Bedürfnissen nicht, der den gesitteten Europäer drückt, und also auch weniger Gelegenheit zum Wohlthun. Wo er aber irgend einem Nothleidenden helfen konnte, da that er es gern. Man hatte in Gesellschaften eines seit sechs Monaten angelangten deutschen verabschiedeten Offiziers gedacht, der sich, mit seiner Frau auf dem Kap niedergelassen, und eine wohleingerichte Koffeestube, nebst einem Gasthause errichtet hatte, der aber, durch eine

Feu-

Feuersbrunst, um sein ganzes Vermögen gekommen war. Einige menschenfreundliche Europäer hatten sich zwar des unglücklichen Deutschen angenommen und ihn durch Darleihen in Stand gesetzt, seine Wirthschaft ferner zu treiben, aber ein anderer Fremdling, der aus seinem Schaden Nutzen ziehen wollte, hatte auf eine hinterlistige Weise alle seine Kundleute von ihm ab und an sich gelockt. Da man die gute Aufführung des deutschen Offiziers und seiner Frau lobte, so beschloß Tobias, ihn in seiner Noth auf alle mögliche Weise zu unterstützen.

Von seinem getreuen Pantalon begleitet, trat er des Morgens in die Koffeestube. Wie erstaunte er, als er in der Koffeeschenkerin, die schöne Wirthin zum goldenen Kalbe, die ihn vor wenigen Jahren so liebreich in ihrem Hause aufgenommen hatte, erkannte. Auch sie erinnerte sich seiner mit Erröthung, und erzählte ihm mit wenigen Worten, daß ihr erster Mann, der Zöllner Bratenhauer, drei Monate nach Tobias Abreise, an einem Gallenfieber gestorben sey. Nun habe es sich, wenige Wochen nach seinem Tode, zugetragen, daß ein junger verabschiedeter Offizier, ihr seine Hand, unter der Bedingung geben wollen, daß sie Deutschland und Europa verlassen und ihm nach Ost-

indien

indien folgen möchte, und sie habe sie angenommen.

Ohnerachtet die junge Frau seit ihrer letzten Zusammenkunft mit Tobias nichts von ihren Reizen verloren hatte, so erweckte doch die Art, mit der sie der vortreflichen Eigenschaften ihres Mannes, den sie besonders als einen Mann von Ehre schilderte, eine Achtung gegen sie, die ihn von aller Begierde einen vertrauliche Umgang mit ihr fortzusetzen, zurückhielt. Anstatt sich das geringste von seinem vormaligen Verständnisse merken zu lassen, begegnete er ihr blos als einer Freundin, die er unvermuthet in einem fremden Lande antraf, und erbot sich zu allen wesentlichen Diensten, die sie und ihr Mann nur immer von einem Freunde in der Noth erwarten könnten. Dieser Antheil an dem Wohlstande der jungen Frau vermehrte sich noch, als er den Namen ihres Mannes erfuhr, und in diesem verabschiedeten Offizier den Stiefsohn der Frau von **Mindenau** erkannte.

Es fehlte dennoch nicht viel, daß er mit diesem jungen feurigen Manne, der unverzüglich von einigen Geschäften, die ihn vom Hause weglockten, gleich bei seiner Zurückkunft in einen Streit gerathen wäre. Pantalon hatte sich vor der Stubenthüre niedergelegt und da er seinen

Herrn

Herrn vermuthlich in seiner Unterredung mit dem jungen Frauenzimmer, nicht gestört wissen wollte, so widersetzte er sich dem Eintritt ihres Mannes in die Stube so sehr, daß dieser sich schon gewaltthätiger Mittel bedienen wollte, ihn zu entfernen, als Tobias die Thür eröfnete und seinem treuen Hunde ein Stillschweigen auferlegte. Herr von Mindenau fand sich durch den Anblick eines so jungen wohlgestalten Mannes, noch mehr aber durch eine mehr als gewöhnliche Erröthung seiner Frau so sehr überrascht, daß er berechtigt zu seyn glaubte, ein Mißtrauen in die Treue der letztern zu setzen und seine natürliche Lebhaftigkeit verleitete ihn, Tobias auf eine ziemlich unhöfliche Weise, die Unbescheidenheit seines Hundes vorzuwerfen. Fast hätte er Tobias dadurch aufgebracht, aber dieser begnügte sich, ihm zu sagen, daß er, ohne zu wissen daß er in diesem Hause eine Landsmännin und Freundin antreffen würde, in einer sehr freundschaftlichen Absicht gekommen sey.

Erst als Herr von Mindenau bei kälterm Blute war, erklärte er ihm, die Veranlassung und die Absicht seines Besuchs. Ersterer sollte ihm gerade heraus sagen, in welchem Stücke er ihm hülfreiche Hand leisten könne, aber er hatte es mit einem Manne zu thun,

der

der es für ein großes Unglück hielt, jemanden Verbindlichkeiten schuldig zu seyn. Blos Uebertretung einer mißverstandenen Subordinazion hatten ihm seine Verabschiedung aus den Kriegsdiensten zuwege gebracht, aber er hatte dem ungeachtet, als ein Mann von Ehre und guten Grundsätzen, immer seine Pflichten aufs genaueste erfüllt. Von allem entblößt, hatte er sich zu seiner Stiefmutter begeben, um ihr seine rechtmäßige Forderung an der Hinterlassenschaft seines Vaters einleuchtend zu machen und sie durch einen gütlichen Vergleich, zur Auszahlung eines hinlänglichen Reisegelds nach Holland zu bewegen. Anstatt einer freundlichen Aufnahme, fand er nichts als Verachtung und nur mit Mühe konnte er es dahin bringen, daß man ihm hundert Thaler als ein Allmosen auszahlte. Dieses bewog ihn zu dem Entschluß, Europa ganz zu verlassen und in Ostindien sein Unterkommen zu suchen Ein unwiderstehliches, wiewohl diesmal glückliches Verhängniß, führte ihn, als er sein Stammgut mit dem Rücken ansehen mußte, zu der jungen Witwe, die er jetzt Gattin nannte. Beide wurden schlüßig ihr Schicksal zu vereinigen. Man fand bald zu dem Gasthofe einen Käufer. Zwei tausend Thaler, die die Witwe dafür erhielt, waren hinlänglich, in einem andern Welttheile

eine Wirthschaft damit einzurichten. Man verwandelte den größten Theil des Kapitals zu Amsterdam in Waaren, die einen sichern und vortheilhaften Absatz versprachen. Zwar war es des Herrn von Mindenau Vorsatz gewesen, nach Batavia zu gehen, allein die reizende Lage des Vorgebürges der guten Hofnung, bewog ihn, seinen Entschluß zu ändern; er fand bald Gelegenheit seine Waaren mit Vortheil abzusetzen und ein Koffeehaus zu errichten, aber die Feuersbrunst hatte seine beste Hofnung zernichtet. Ein einziger Kaufmann unterstützte ihn jetzt mit kleinen Vorschüßen, die ihm um so drückender wurden, da er, bei eingeschränkter Nahrung und wenigem Zuspruch, kaum so viel erübrigen konnte, sich und seine Frau zu erhalten.

Tobias fand sich durch die traurige Lage dieses unglücklichen Ehepaars sehr gerührt, allein der Plan, den sein Landsmann gemacht hatte, seinen Unterhalt als Gastwirth zu erwerben, gefiel ihm um so weniger, da ein anderer Einwohner des Kaps ihm diesen Nahrungszweig erschwerte. Ohne ihm einige Nachricht von seinem großen Vermögen zu geben und von dem, was er heimlich bei sich beschlossen hatte für ihn zu thun, frug er ihn blos, ob er nicht lieber seine Wirthschaft aufgeben und bei der

Be-

Besatzung des Kaps als Offizier Dienste nehmen wolle? „Ob ich wolle?“ antwortete ihm Mindenau, „Sie spotten meiner, denn wie werde ich auf eine solche Versorgung Anspruch machen können, da ich hier niemand genau bekannt bin? Wissen Sie, daß dieses mein heißester Wunsch ist und daß ich, bei meiner in Kriegsdiensten erlangten Erfahrung, selbst mich sehr nützlich machen könnte. Aber wer wird den Kommendanten bewegen, mir einen solchen Posten anzuvertrauen?“

„Das werde ich thun“, sagte Tobias, „und höchstens morgen früh sollen Sie sehen, ob ich den Willen habe, Ihnen Dienste zu leisten.“

Noch desselben Morgens ging er geraden Weges zu dem Kommendanten und einigen der angesehensten Personen auf den Kap. Es fügte sich, daß eben eine Lieutenantsstelle erledigt war, und der Kommendant ließ sich um so bereitwilliger finden, solche dem Herrn von Mindenau zu geben, da ihm viel daran liegen mußte, sie mit einem schon gedienten und des Kriegshandwerks kundigen Offizier zu besetzen.

Herr von Mindenau fand sich durch seine Anstellung, die wenige Tage hernach erfolgte, aus seinen Bekümmernissen gerissen. Der mit seinem Posten verknüpfte Gehalt, war

mehr als hinlänglich, für eine kleine Familie, der es nur um ihre höchst nothwendige Subsistenz zu thun war, allein Tobias wollte ihn noch in glücklichere Umstände versetzen. Zu diesem Ende führte er ihm zu Gemüthe, daß er die müssigen Stunden, die ihm der Dienst verliehe, nicht besser anwenden könne, als wenn er sich eine gründliche Kenntniß von der Seehandlung erwürbe. Er selbst gab sich die Mühe, ihm die Hauptgrundsätze davon zu erklären. Da man aber mit ganz leeren Händen nicht gut eine Handlung anfangen kann und Tobias dieses auch sehr wohl wußte, so drang er in seinen Landsmann, ein Kapital von zwanzig tausend Gulden, auf zehn Jahr und gegen den kleinen Zins von drei Prozent, als ein Darlehn, von ihm anzunehmen. Noch nicht damit zufrieden, ihm blos Unterricht zu ertheilen, wie er sich, durch die Handlung nach und nach, ein beträchtliches Vermögen erwerben könne, machte er ihn mit einigen der vornehmsten Kaufleute bekannt, die ihm ihren Kredit in Amsterdam anboten, um von da aus diejenigen Waaren verschreiben zu können, die er mit dem mehrsten Vortheil und am bequemsten abzusetzen glaubte.

Ein anhaltender widriger Wind, hielt Tobias beinahe drei Monate auf dem Kap zu-

rück

rück und er entdeckte während dieser Zeit, so viele gute Eigenschaften an dem Lieutenant von Mindenau, daß er sich fest vornahm, auch dessen Brüder, bei seiner Zurückkunft in Europa, in glückliche Umstände zu versetzen. Bei dem vertrauten Umgange, den er mit ihm und seiner Frau unterhielt, erlaubte er sich doch nie, letztere auch nur auf die entfernteste Weise an die Zeit zu erinnern, wo sie ihn durch ihre Liebe beglückte. Sie selbst suchte, durch die treue Ergebenheit, die sie ihrem jetzigen Manne bezeigte, alle Bilder des Vergangenen, aus seinem Gedächtniß zu bringen. Nur dann und wann, konnte sie sich nicht enthalten, den Wechsel des Glücks zu bewundern, der ihn, in einem so kurzen Zeitraume, vor Millionen andern Menschen hervorgezogen hatte.

Noch vor seiner Abreise hatte Tobias die Freude, daß ihn der Kommendant öffentlich dafür dankte, ihm in seinem Landsmanne einen Offizier verschafft zu haben, durch dessen militärische Kenntnisse, er die Besatzung gewiß in einen so guten Zustand sehen würde, als er, sie zu sehen, lange vergebens gewünscht hätte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Recht muß Recht bleiben. Tobias macht dem Prozeß des Herrn M** ein Ende und langt in der Hauptstadt Frankreichs an.

Was für eine herrliche Sache ist es doch, Reichthümer zu besitzen! dachte Tobias, als er in hoher See war, und nach Europa, Amerika und Afrika zurückdachte. Die zwanzig tausend Gulden, die er dem Lieutenant von Mindenau geliehen hatte, sah er als ein Geschenk an, und nahm sich vor, nie eine Erstattung zu fordern. Immer mehr und mehr reifte sein Karakter zum Wohlthun und er beschloß Menschenglück zu befördern, wo es nur immer in seinen Kräften stehen würde. Mit diesen Gedanken, erreichte er, nach einer Fahrt von zwei Monaten Batavia. Schon ehe er daselbst anlangte, hatte er sich einen Plan gemacht, nach dem er handeln wollte. Er wußte, daß Herr M** hier mächtige Feinde hätte, wovon er den dermaligen Gouverneur nicht ausschloß, er wußte aber auch, daß es ihm an rechtschaffenen und treuen Freunden nicht fehlte und da er mit Empfehlungsbriefen an sie versehen war,

so kehrte er, bei einem von ihnen, unter dem bloßen Namen eines Kaufmanns von Surinam ein.

Herr Holter, eben der Freund, dem er empfohlen war und in dessen Wohnung er abstieg, war ein Mann von sechzig Jahren, und wegen seiner Rechtschaffenheit von seinen Freunden hochgeschätzt und von andern, die nicht redlich dachten, gefürchtet. Kaum hatte ihm Tobias das Empfehlungsschreiben seines Pflegevaters übergeben und ihm die Zeit gelassen es durchzulesen, so entfaltete ihm der redliche Mann, seine fortdauernden freundschaftlichen Gesinnungen gegen seinen ehemaligen täglichen Gesellschafter und Freund. „Wohl Ihnen, daß Sie noch zu rechter Zeit kommen,“ sagte er zu Tobias, „denn der Anwald Ihres Pflegevaters ist der elendeste Schuft und verstehet sich ganz mit der Parthei, gegen die er zu Felde ziehen sollte. Wohl Ihnen, daß Sie gekommen sind, denn ich werde Ihnen die Mittel an die Hand geben, wie sie diesen Verräther zu Schanden machen können.

In der That entdeckte er seinem Gaste, alle die geheimen Triebfedern, die man gegen den Herrn M** in Bewegung gesetzt hatte und rieth ihm, gegen alles, was der Advokat van Tasten, im Namen seines Pflegevaters vorgenommen hätte zu protestiren. Mit

Mit einemmale fiel es ihm ein, daß man Tobias als einem Ausländer vor Gericht nicht erkennen und abweisen würde, aber dieser hob bald den Zweifel und setzte ihn, in ein großes Erstaunen, als er ihm eine treue Nachricht von der Verrätherei, die van Tasten auch an ihm ausgeübt hatte, von seiner Verkaufung nach den Plantagen des Morbaas und von seiner baldigen wunderbaren Befreiung, von Erwerbung des Bürgerrechts in Surinam und der Erhebung zum Mitgliede des hohen Raths von Westindien mittheilte. Da er auch durch eine mitgenommene Akte beweisen konnte, daß er durch den van Tasten hinterlistiger Weise, von seiner Reise nach Bataria abgehalten und als Sklave verkauft worden sey, so bezeigte Herr Holter über so mannichfaltige Beweise, seine innigste Zufriedenheit.

Auf seinen Rath, mußte Tobias erst alle wahrhaften Freunde des Herrn M** besuchen, um von ihnen Zeugnisse gegen seine Ankläger und selbst gegen seinen treulosen Anwald einzuholen. Es fand sich, daß erstere nicht sowohl für sich selbst, als auf heimliche Anreizung einiger reichen Wucherer, die Herrn M** große Summen schuldig waren, handelten. Der Gouverneur, ein eitler und schwacher Mann, war um so bereitwilliger gewesen, ihre Anklage, ohne

ne genaue Prüfung, zu unterstützen, da Herr M** sehr gegen seine Anstellung, in den wichtigen Posten, den er bekleidete, gearbeitet, und ihm der ostindischen Kompagnie, als einen Mann geschildert hatte, der solchem nicht gewachsen sey. Nun kam es darauf an, einige von den bestochenen Anklägern, unter der Hand, zu vermögen, der Wahrheit Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Dieses bewirkte man, indem man ihnen, auf der einen Seite Furcht, für die zu erwartende große Bestrafung, einflößte, und auf der andern reichliche Belohnung versprach.

Als man alle diese Beweismittel gesammlet hatte und Tobias eines gewissen Sieges zum voraus versichert war, fiel es ihm ein, daß es ihm zuträglich seyn möchte, auch seine Brüder, die in Batavia befindliche Mosaiten zu besuchen. Von ihrer Seite, war er, nach den Grundgesetzen der Brüderschaft, schon zum voraus des wärmsten Antheils an seinen Angelegenheiten versichert. Ein Mäkler, der ihm, in allen möglichen Fällen, seine Dienste angeboten hatte, erbot sich, ihn nach dem Heiligthum der achtbaren Brüderschaft hinzuführen und Tobias ließ sich von ihm leiten.

Die erlernten Zeichen dienten ihm zum Schlüßel, um in den Vorhof des Heiligthums an-

anzulangen; er ließ sich als ein reisender Bruder aus Surinam anmelden und wurde, durch eine besonders erwählte Deputazion in das Innere des erleuchteten Heiligthums geführt. Wie wallte sein Blut, als er, in dem Oberhaupte einer zahlreichen Versammlung, die Tugend und Rechtschaffenheit zu ihrem Losungsworte gewählt hat, den schändlichen Advokaten van Tasten erkannte, der, ohne ihn, seinerseits, gleich zu erkennen, den in Händen haltenden Zepter neigte und ihn mit den Worten begrüßte:

„Sey uns willkommen, Bruder! der du „aus Abend gegen Morgen gezogen, um helles „Licht zu sehen. In diesen geheiligten Mauern, „wo wahre Tugend und Rechtschaffenheit im Her„zen jedes Bruders wohnt, wo man den gehei„ligten Pflichten der Menschenliebe unaufhörlich „nachspähet und sich über Ungeweihete, die in der „Finsterniß herumschleichen, erhebet, wohnt im„merwährender Friede, und ächte Bruderliebe. „Unserer Tugend und Rechtschaffenheit bewußt, „schlägt uns kein verborgener Vorwurf nieder „und ein reines Gewißen ist unser beständiger „Begleiter! Nähere Dich mir, geliebter Bruder, „der du aus Abend kömmst und stelle Dich an „meines Herzensseite!

Mit männlichen Schritten und heimlichen Unwillen im Herzen, näherte sich Tobias und

der

der tückische Tugendprediger, ließ eine sichtbare Beunruhigung blicken, als er ihn erkannte, aber er war zu sehr mit Verstellung und Betrug bekannt, als daß er sich nicht plötzlich von seinem Schrecken hätte erholen sollen. Mit anscheinender Innbrunst umarmte er Tobias zu wiederholtenmalen. "O meine Brüder!„ rief er aus„ wie seelig ist dieser Tag, da mir das gütigste Geschick, einen Bruder wiederfinden läßt, dessen Verlust mir heiße Thränen gekostet hat! Dank sey dem ewigen unerforschlichen Wesen, das meine Wünsche in Erfüllung geben läßt! Wie manche lange Nacht, durchwachte ich, voll angstvoller Bekümmerniß um diesen unsern Bruder! O wie wohl ist mir, ihn wieder zu sehen!

Hätte Tobias nicht die klaren Beweise von dieses elenden tückischer Bosheit in Händen gehabt, so würde er sich ohne Zweifel, durch seine Freundschaftsbetheuerungen haben verführen lassen, da er aber von ihrer Falschheit mehr als zu viel überzeugt war, so wafnete er sich mit Klugheit und er beschloß, seinen Unwillen so lange zu verbergen, bis er diesen Heuchler vor einem kompetenteren Richter, als ihm diese Versammlung zu seyn schien, zum Geständniße seiner an ihm begangenen Verrätherei würde gebracht haben.

Die Gesellschaft brachte eine volle Stunde mit Prüfungen mancherlei, zum besten der Menschheit, abzweckender Geheimnisse zu, und Tobias hörte, unter den Forschern, fast alle diejenigen bei Namen nennen, die ihm, in der Sache seines Pflegevaters, als die ärgsten Betrüger bekannt waren und doch beständig die Wörter, Tugend und Rechtschaffenheit im Munde führten.

Mit dem festen Vorsatze, unter einer solchen Menschenart, ferner keinen Freund zu suchen, erreichte er die Wohnung des gastfreien Greises, der ihm so freigebig mit Rath unterstützte. Gleich am folgenden Morgen, fuhr er zum Stadthalter, von zwanzig Negersklaven umgeben und ließ ihn, in der Eigenschaft eines Raths von Westindien, um Audienz bitten, die ihm unverzüglich gewährt wurde.

Bei jener natürlichen Beredsamkeit, die mehr als ausgesuchte erhabene Wörter, das Herz durchdringt, schilderte Tobias diesem ersten Staatsbeamten die Richtigkeit der gegen seinen Wohlthäter erhobenen Anklage und bat um unpartheiische und strenge Justiz. Der Stadthalter schien bestürzt, über die Behauptungen, die der junge Mann, vor dem hohen Gerichte, zu erweisen, sich anheischig machte, und entließ ihn, mit dem Versprechen, daß er den Lauf des

Rechts

Rechts, aus allen Kräften, zu beschleunigen, suchen würde.

Nunmehr gab Tobias dem ganzen Rechtsstreitte eine andere Richtung. Er fing damit an, die Treulosigkeit des van Tasten in ein helles Licht zu setzen und indem er seine Beschuldigungen durch unverwerfliche Zeugniße wahr machte, einen Verhaftsbefehl gegen ihn auszuwirken. Die bei diesem Achselträger gefundenen Briefschaften, öfneten dem obersten Gerichte gänzlich die Augen. Die bestochenen falschen Ankläger schoben die Schuld ihrer begangenen Ungerechtigkeit, auf diejenigen, die sie bestochen hatten und der endliche Bescheid des Gerichts war für Herr M** so genugthuend und ehrenvoll, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig bleiben konnte. Seine falschen Ankläger wurden zu der Erstattung aller Kosten, zur Abbitte und Ehrenerklärung verurtheilt. — Was den Advokat van Tasten anbelangt, so blieb er so lange in Verhaft, bis er, unter guter Verwahrung mit einem nach Amsterdam abseeglendem Schiffe, dahin zurückgeschickt und den dortigen Gerichten, übergeben werden konnte.

Wäre Tobias nicht als ein Schutzengel seines Wohlthäters erschienen, so hätte der Proceß in den untreuen Händen seines Anwalds gewiß eine sehr ungünstige Wendung genommen

und Herr M** hätte, wenn man ihn nicht peinlich behandelte, sich damit zufrieden stellen müssen, die Trümmern seines großen Reichthums zu retten. Nun aber, war er auch, wegen der großen Summen, die er schon für verloren angesehen hatte, völlig gedeckt und konnte den ganzen Belauf seines Vermögens auf vier Millionen anschlagen.

Indessen waren sechs Monate, seit Tobias Ankunft zu Batavia verflossen, und er eilte nunmehr nach Europa zurück. Sein Reichthum hatte sich durch den vortheilhaften Absatz, seiner aus Westindien mitgebrachten Waaren, merklich vermehrt und neue Handlungsspekulazionen bewogen ihn, das Schif, mit dem er von Batavia abseegelte, mit ostindischen Waaren zu beladen.

Noch einmal sahe er auf seiner Rückreise, seinem Freund Mindenau, der ihm seinen Wohlstand verdankte, und sich doppelt glücklich fühlte, weil er sich im Stande befand, dem Staate, durch seine Dienste und sich selbst, durch seine Handelschaft, Nutzen zu verschaffen.

Nach einer mehr als dreijährigen Abwesenheit langte Tobias endlich glücklich an den europäischen Küsten des atlantischen Meeres an und da das Schif, worauf er sich befand, wegen höchstnothwendiger Ausbesserung, in den

Ha-

Hafen von Bourdeaux einlaufen muste, um daselbst wenigstens vierzehn Tage zu verweilen, so reizte ihn die Begierde, seinen Wohlthäter, den Herrn M** so bald als möglich, wiederzusehen, seine Reise nach Holland, zu Lande fortzusetzen und auf diese Weise der Ankunft des Schiffes zuvorzukommen. Kaum erlaubte er sich zwei Tage um die höchst nothwendigen Veranstaltungen, zu dieser Landreise, zu treffen und schon den sechsten Abend, nach seiner Landung, befand er sich in einem der größten Gasthöfe der Hauptstadt Frankreichs.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wie das in Paris tolle hergeht.

Ohne je in Paris gewesen zu seyn, wuste Tobias, daß die Einwohner dieses großen Steinhaufens, größtentheils kaum satt zu essen hatten, aber doch mit den Einwohnern von Abdera, die alles vollauf haben, nicht tauschen würden; er wuste, daß sich hier jedermann mit einem falschen Scheine schmünkte und daß der reiche Ausländer alle Augenblick in Gefahr stünde,

auf eine feine oder grobe Weise, bestohlen zu werden. Aus Vorsichtigkeit hatte er von Bourdeaux für hundert tausend französische Pfund Wechselbriefe und einige Addressen an angesehene Kaufleute mitgenommen. Indessen war seine Absicht, sich nur vier Tage, in der so allgemein berühmten Stadt aufzuhalten. Seine ganze Begleitung bestand in einem deutschen Bedienten, der als Motrose nach Batavia gegangen und mit ihm, als eine Art von Kammerdiener, zurückgekommen war, einem Negersklaven, und seinem getreuen Pudel. Da er die beiden erstern, wegen Unkunde der Landessprache, höchstens nur in seinem Zimmer gebrauchen konnte, so beschloß er, bald nach seiner Ankunft, in der alleinigen Gesellschaft des leztern, einen Spaziergang, in der Gegend seiner Wohnung, die nahe an den sogenannten Palais Royal gränzte, vorzunehmen. Neugierde lockte ihn, in ein Koffeehaus, wo er, durch die Glasfenster und bei dem Schein einer Menge vergoldeter Wandleuchter, verschiedene wohlgekleidete Personen versammlet sahe. Er foderte Koffee und sezte sich an einen kleinen abgesonderten Tisch, um Zeitungen zu lesen.

Ohne im geringsten die Absicht zu haben, anderer Leute Geheimnisse erforschen zu wollen, machte ihm das Gespräch von drei jungen Stu-

tzern, die in geringer Entfernung von ihm, sich auf eine geheimnißvolle Art, doch so, daß er alles hören konnte, mit einander unterredten, aufmerksam.

„Reden Sie nicht so laut!“ sagte der „eine zum andern, „man könnte uns hören.“ „Ba!„ antwortete der andere,“ der da sitzt, „und die Zeitungen liest, kömmt ganz gewiß „eben frisch in Paris an, denn er trägt Stie- „feln, wie die deutschen Reitknechte.

Tobias hörte jedes Wort und stellte sich, als ob er ganz im Lesen der Zeitungen vertieft wäre. Bald wuste er nunmehr, das man ein junges schönes Frauenzimmer überfallen wollte, deren Vater, denselben Morgen, um Schulden willen, ins Gefängniß geschleppt sey; er hörte Wohnung und Stockwerk genau beschreiben und nahm sich vor, der Retter eines unschuldigen Mädchens zu werden.

Es dauerte nicht lange, so verließen die Stutzer das Koffeehaus, um gerades Weges nach der Wohnung des verlassenen Frauenzimmers zu gehen. Tobias folgte ihnen. Der Weg führte über die neue Brücke, und er hörte, daß das ausersehene Schlachtopfer am Ende der Rüe Dauphine, in dem Hause eines Beckers wohne. Ohnerachtet er die drei Weichlinge, wohl allein bestanden hätte, so war ihm

doch

doch der unvermuthete Anblick einer Wachtstube, am Ende der neuen Brücke, sehr willkommen. Ohne Bedenken trat er hinein und bat den Sergeanten, ihm ohne Zeitverlust, einen einzigen Gefreiten mitzugeben, weil er einigen Leuten nachgehen wolle, die mit üblen Absichten schwanger giengen. Der Sergeant, ein ernsthafter aber höflicher Mann, erbot sich, ihm selbst zu begleiten. Unterweges entdeckte ihm Tobias, den Anschlag, den er auf dem Koffeehause entdeckt habe und das Haus, wo das junge Frauenzimmer wohnen solle. „Ich kenne die Wohnung und das Frauenzimmer," sagte der Sergeant, „es ist die Tochter eines alten Offiziers, der schon lange um eine Pension gebeten, sie aber nicht erhalten hat. Es ist mir auch bewust, daß der ehrliche Mann heute nach dem Chatelet geführt ist. Nur gemach, wir wollen die jungen Herrn immer voraus und ins Zimmer der verlassenen Person gehen lassen, um ihnen die Gelegenheit zum Rückzug zu versperren. Sie, mein Herr, scheinen mir ein wackerer junger Mann zu seyn. Sind Sie schon lange zu Paris?" Tobias. „Seit anderthalb Stunden." Sergeant. „Oho! das heiße ich viel gewagt, gleich ein nächtliches Abentheuer zu unternehmen. Ein Glück, daß Sie sich an die Wache wandten, denn sonst könnten Sie, bei

der

der besten Absicht, ihr erstes Nachtquartier im Gefängniße gefunden haben. Was für Zeugen hätten sie gleich gefunden, wenn man sie, in einem fremden Hause, wegen eines nächtlichen Einbruchs in Verdacht gezogen hätte? "

Man langte an der Thür des Bäckerhauses an. Sie war verschlossen. Leise klopfte der Sergeant. Man frug, wer da sey? „Die Wache "antwortete dieser. „Macht auf!„

Bald kam der Eigenthümer und öfnete die Thür. Er erhielt Befehl, ohne das geringste Geräusch, mit einem Lichte, bis in das vierte Stockwerck seines Hauses zu folgen. Schon sechs Schritte von einem Zimmer, im Hintertheil des Hauses, hörte man das Geflister einiger Personen und die vernehmlichen Worte eines Frauenzimmers. „O wie unglücklich bin ich, so verlassen zu seyn! O mein Vater!" Eine andere Stimme antwortete: „Eben damit sie nicht verlassen seyn, nicht die Nacht allein zubringen sollen, sind wir zu Ihnen gekommen, um Ihnen Gesellschaft zu leisten."

Wahrscheinlich waren diese Worte von irgend einer frechen Zudringlichkeit begleitet, denn das Frauenzimmer stieß ein durchdringendes Geschrei aus.

Jezt erhielt der Eigenthümer des Hauses Befehl, die Thür mit dem Hauptschlüssel

zu eröfnen und der Sergeant trat von Tobias, dem Wirth und Pantalon begleitet, ins Zimmer. Die drei Stutzer hatten eben das junge Frauenzimmer, ohnerachtet ihres Widerstrebens, auf ein Bette getragen, und fanden sich, in ihren schändlichen Unternehmungen, auf die unangenehmste Weise gestört. Alle erzitterten, bei dem Anblick des Sergeanten, der sie mit den entehrendsten Schimpfwörtern belegte und von den Galeeren, als einer gelinden Strafe, für solche schändliche Taugenichtse sprach.

Mademoiselle Saint Basile, so hieß das junge Frauenzimmer, hatte ohne Zweifel, als sich die Thür eröfnete, in den Gedanken gestanden, daß die Zahl ihrer Verfolger noch durch mehrere Personen zunähme, denn das Uebermaaß ihres Schreckens, hatte ihr eine tiefe Ohnmacht zugezogen.

Die Wirthin, die zu ihrem Beistande herbeigerufen wurde, fand Mittel sie wieder ins Leben zu rufen und erklärte ihr, daß sie für ihre Ehre nicht das geringste weiter zu befürchten habe, weil die zwei gegenwärtigen Fremden, zu ihrer Rettung herbeigeeilt wären. Mit gefaltenen Händen kniete die junge Schöne vor dem Sergeanten, um ihm ihren Dank zu stammlen, allein er und Tobias hoben sie auf. „Dieser Fremdling, sagte der Sergeant, indem er auf

Tobias wieß, " dieser wackere junge Mann, der nur erst seit ein paar Stunden zu Paris ankommen ist, ist Ihr Schutzengel; er hatte das höllische Komplott in einem Koffeehause entdeckt, wo die Nichtswürdigen sich ohne Zeugen zu unterreden glaubten. „ Tobias versicherte ihr, daß er sich deßwegen Glück wünschte.

Während der Sergeant, einer herbeigeruffenen Magd, auftrug, einen Gefreiten und zwei Mann zur Begleitung der drei Frevler nach einem Kommißär, herbeizuholen, wurde Tobias gewahr, daß Pantalon die Füsse eines der jungen Wollüstlinge leckte und ihn auf alle mögliche Weise schmeichelte, ohne daß jener solches zu bemerken schien. Gewiß dachte Tobias, ist dieser Mensch ein alter Bekannter und er erkannte deutlich die Züge des zweiten Sohnes des Herren Barons von Kollerhan. Da ihm der jetzige Auftritt zu ernsthaft und von zu großen Folgen zu seyn schien, so hielt er es, zum Besten dieses jungen Mannes, für zuträglich, sich ihm nicht eher zu entdecken, bevor er nicht seine Befreiung bewirkt hätte. Er begnügte sich also, als die Wache ankam, den Sergeanten zu bitten, die Gefangenen, einige Zeit in der Wachtstube verweilen zu lassen, und selbst so lange zu verweilen, bis er ihm etwas entdeckt habe, woran ihm sehr gelegen sey.

Der Sergeant ließ es sich gefallen, diesen Wunsch zu erfüllen und die drei Stutzer, musten dem Gefreiten folgen.

Ohne diese Unglücklichen zu vertheidigen, entdeckte Tobias nunmehr dem Sergeanten unter vier Augen, daß er, in einem von ihnen, einen Landsmann und guten Bekannten, von altadelicher Geburt erkannt habe. Zugleich bat er ihn, ein Mittel zu treffen, daß die allenfalls zu verhängende körperliche Strafe, für den begangenen Frevel, in eine Geldstrafe zum Besten der jungen Person und besonders ihres im Gefängniß schmachtenden Vaters verwandelt werde. „Gleich viel," setzte er hinzu, „ob der rechtschaffene Offizier um Tausende im Verhaft sitzt, und ob das Gericht, noch eben so viel, als gerichtliche Strafgelder fordert, ich werde so fort selbst die Summe erlegen und meinem Landsmann, wenn er die Mittel nicht hat, in Stand setzen unverzüglich nach Deutschland seinem Vaterlande zurück zu kehren; ich werde aber auch Sie, Herr Sergeant, für Ihre menschenfreundliche Bemühung zu belohnen wissen."

„Ich lerne, an Ihnen, einen sonderbaren Mann kennen," versetzte der Sergeant, „Sie verfolgen das Laster und wollen die Strafe dafür tragen; aber ich bewundere Ihre Großmuth, daß Sie Sich dieser Gelegenheit, als ei-

nes Mittels bedienen wollen, einen wackern Offizier, ohne ihm eine Verbindlichkeit aufzulegen, aus dem Schuldthurm zu ziehen und in eine glücklichere Lage zu versetzen. Das nenne ich eine edle Handlung, mein Herr, und ich müßte ein Mann ohne Gefühl seyn, wenn ich nicht gern die Hand dazu böte. Jedoch Sie sollen nicht so sehr in Unkosten versetzt werden. Ich muthmaße, daß Herr Saint Basile nur um einer kleinen Schuldpost im Verhaft sitzt, und da die Gerichte hier sehr nachsehend gegen Ausländer, besonders von gutem Herkommen sind, so hoffe ich es bei dem Kommißär dahin zu bringen, daß die Gefangenen mit hundert Thaler Strafgelder in Freiheit gesetzt werden."

Mit dieser ökonomischen Berechnung war Tobias nicht gedient. Er erinnerte, daß eine kleine Strafe wenig Eindruck mache und er wolle seinen Landsmann, durch eine größere, zu seinem Besten, in Schrecken gesetzt wissen. Sein Wille, setzte er hinzu, sey, daß die gerichtliche Strafe nicht unter tausend, und die, für zugefügte Beleidigung des jungen Frauenzimmers, nicht unter drei tausend Pfund, betragen solle. Zugleich zeigte er, mit Mittheilung seines Namens, dem Sergeanten den Gasthof an, wo er zu finden sey.

Mademoiselle Saint Basile, hatte sich, während dieser kurzen Unterredung, fast gänzlich von ihrem Schrecken erholt und dankte Tobias in Ausdrücken, die einen Beweis, von ihrer guten Erziehung und sanften Denkungsart ablegten. Der Wirth und die Wirthin wollten nicht zugeben, daß sie, bis zur Befreiung ihres Vaters, anderswo, als in einem Zimmer, neben ihrer Wohnstube wohnen sollte. Tobias konnte sich nicht enthalten, ihre Schönheit zu bewundern, aber er erstickte den Eindruck, den sie auf ihn machte und begnügte sich, ihr unter der Versicherung, daß er an ihres rechtschaffenen Vaters Loslassung arbeiten wolle, Trost zuzusprechen.

Noch ehe er mit dem Sergeanten das Haus verließ, hatte letzterer sich ins Geheim beim Wirthe erkundigt, wie hoch sich die Schuld beliefe, um welcher man den Herrn Saint Basile ins Gefängniß gesetzt hätte und vernahm, mit Verwunderung, daß sie mit zwei hundert Pfund gänzlich getilgt und er so fort in Freiheit gesetzt werden könne.

Ohnerachtet Tobias schon das Haus verlassen hatte, als er dieses erfuhr, so vermogte er doch den Sergeanten, indem er ihm dreißig Louisd'or, mithin zweimal so viel, als die Schuld betrug, in die Hand zählte, zurückzu-

keh-

kehren und den Wirth zu bewegen, den Gefangenen, wo möglich, noch denselben Abend, vom Kerker zu befreien.

Erst als der Abgesandte mit der frölichen Botschaft zurück kam, daß der ehrliche Bäcker unverzüglich nach dem Chatelet fliegen würde, begab sich Tobias wieder nach seiner Wohnung, wo sich; während der zwei Stunden, daß er abwesend gewesen war, außerordentliche Dinge zugetragen hatten.

Voller Verwunderung kam ihm der Herr des Gasthofes entgegen und beklagte mit vieler Höflichkeit, daß ein so angenehmer Gast, sein Haus, in welchem es doch an keiner Bequemlichkeit fehle, gleich nach wenigen Stunden wieder verlassen wolle.

Tobias versicherte, daß das gar sein Wille nicht sey und er nicht wisse, wie er auf diesen Gedanken gerathen könne. „In diesem Falle," versetzte der höfliche Gastwirth, „haben Monseigneur, vielleicht keinen ehrlichen Kammerdiener, denn er ist schon vor anderthalb Stunden, mit vier Trägern gekommen und hat die zwei großen Koffres, die Monseigneur mitbrachten, unter der Versicherung, daß Sie eine andere Wohnung gemiethet hätten, abgeholt. Da er selbst nicht französisch spricht, so hat man mir seine Worte verdollmetscht und ich konnte gegen

di=

die Befehle von Monseigneur nichts einwenden. Was den Neger anbetrift, der liegt oben in einem Kabinet und ist, mit Respekt zu sagen, betrunken wie ein Schwein.

Nun giengen Tobias die Augen auf. Er sah, daß er bestohlen war und daß man ein Mittel gefunden haben müsse, seinen Neger, der sonst gar kein Trinker war, zu berauschen. Aengstlich erkundigte er sich, ob man auch eine Chatoulle mit fortgeführt habe? Da man ihm hierauf keinen gewißen Bescheid geben konnte und nur der Kutsche erwähnte, die noch in der Remise war, so ging er selbst, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob das Geschenk des nubischen Priesters, denn dieses war in der Chatoulle verwahrt, entwandt worden sey, oder nicht. Vergebens suchte man in den Zimmern. Noch fand man für gut das Kabinet des Negers zu untersuchen und Tobias fühlte sein Herz um vieles erleichtert, als er den ehrlichen Schwarzen, der auf sein Zurufen erwachte, mit dem Kopfe auf dieser Chatoulle ruhen sahe. Einige wichtige Briefschaften, den Prozeß des Herrn M** betreffend, ausgenommen, hätte er den Verlust der in beiden Koffres befindlichen Effekten, die er etwa dreißig tausend Gulden am Werth schätzte, bald verschmerzt. Seine Wechsel und übrigen wichtigen Briefschaften, trug er bei sich in einer Brieftasche.

Tobias, (nach einem tiefen Nachsinnen.) Verloren ist verloren. Aber ich merke, daß man hier in Paris verzweifelt auf seiner Hut seyn muß. Sie, Herr Wirth, sind mir von Bourdeaux aus, als ein sehr rechtschaffener Mann gerühmt. Um Ihnen mein Zutrauen zu bezeigen, gebe ich Ihnen meine Chatoulle in Verwahrung, aber lassen Sie sie niemand als mir, wieder verabfolgen. Jetzt lassen Sie mir eine gute Abendmahlzeit bereiten und Morgen mit dem frühesten, lassen sie Krämer und Schneider kommen, denn ich muß schon gegen Mittag neugekleidet seyn.

Wirth. Monseigneur, Sie werden mit allem bedient werden, aber ich erstaune über Ihr kaltes Blut. Schon der zehnte Theil Ihres Verlusts hätte mir und meiner Familie auf mehr als vier Wochen den Apetit benommen. Erlauben, Monseigneur, daß ich Morgen zu dem Herrn Polizeilieutenant gehe. Was niemand erforscht, erforscht er und vielleicht bekommen Sie noch die geraubten Sachen wieder. Erlauben Sie zu fragen, ob der Kammerdiener nie zuvor in Paris gewesen ist?

Tobias. Ich getraue mich zu behaupten, nein.

Wirth. O! in dem Falle, sind die Karten gewiß schon zu Bourdeaux gelegt. Ich gehe zum Polizeilieutenant. Er hat gute Korrespondenz.

Tobias. Thun Sie, was Sie wollen, aber ich zweifle, daß man meine Koffers wiederfinden wird. Mir ist es hauptsächlich um die Briefschaften zu thun. Ehe ich es vergesse. Hier ist ein Wechsel auf eines der ersten Handelshäuser. Ich bitte Sie, ihn selbst einzukaßieren, damit ich das Geld bei meinem Aufstehen in Empfang nehmen kann.

Wirth. Sie werden bedient seyn. (Jemand klopft) — Herein! (Ein Polizeibeamter erscheint.)

Beamter. (Indem er sich an Tobias wendet.) Sind Sie, mein Herr, der Fremde, der vor wenigen Stunden, mit sechs Postpferden, einem deutschen Kammerdiener und einem Neger hier zu Paris angelangt ist?

Tobias. Ja, mein Herr, was stehet zu Ihren Diensten?

Beamter. Der Herr Polizeilieutenant läßt Ihnen seyn Kompliment vermelden und Sie bitten, ihn, wenn es anders möglich ist, sogleich zu besuchen. Er versichert, daß er nur wenige Worte mit Ihnen zu reden hätte, und Sie von ihrem Abendessen gar nicht abhalten würde. Höchstens in einer halben Stunde könnten Sie wieder in Ihrem Hotel seyn.

Tobias. Ich werde Sie sogleich begleiten. (Zu dem Wirth.) Nur einen Wagen, mein Herr!

Beamter. Er ist schon bereit.

(Das Zimmer des Polizeilieutenants.)

Polizeil. (Indem Tobias hereintritt.) Es thut mir sehr leid, mein Herr, daß Ihnen Paris, gleich bei ihrer Ankunft, von einer unangenehmen Seite bekannt geworden ist. Man hat Ihnen zwei Koffers mit kostbaren Effekten und Schriften geraubt.

Tobias. Es ist größtentheils meine Schuld, denn ich hatte zu viel Zutrauen in einen Menschen gesetzt, der mir, die Wahrheit zu sagen, Verbindlichkeit schuldig gewesen wäre.

Polizeil. Werden Sie ihre Koffers gleich wieder erkennen?

Tobias. Gewiß.

Polizeil. Haben Sie die Schlüssel bei sich?

Tobias. Ja. (Indem er Sie hervorziehet.) Hier sind sie!

Polizeil. (Zu einem Bedienten.) Die Koffers soll man hereinbringen! Vier Träger tragen die Koffres herein und setzen sie auf den Fußboden.

Tobias. Es sind die meinigen, und ich bin erstaunt, sie so unvermuthet wieder zu finden; aber sie sind mir nur wegen der darinn befindlichen Schriften von großem Werth.

Polizeil. Eröfnen sie alle beide und Sie werden Sie so finden, wie sie bei Ihrer Abreise von Bourdeaux waren, denn die Räuber haben nicht die Zeit gehabt, das geringste davon zu entwenden. Schon den Tag vor Ihrer Ankunft, hatte eine Diebesbande von Bourdeaux eine Staffete, an ihre hiesigen Genoßen abgeschickt und ihnen Nachricht gegeben, daß ein deutscher Kammerdiener sich anheischig gemacht habe, ihnen bei der Ankunft seines Herrn zu Paris, zwei Koffres und eine Chatoulle, die sämmtlich große Kostbarkeiten enthielten, zu überliefern. Der Gasthof und die Stunde der Ankunft waren bestimmt. Ich bekam, mit eben dieser Staffete, einen Brief, der mich von dem ganzen Anschlage unterrichtete und so bin ich im Stande gewesen, den Dieben ihren Raub abzujagen. Selbst die Träger, die sie mietheten waren von mir bezahlt, aber ich habe mich verwundert, Ihre Chatoulle nicht zu finden.

Tobias. Ein treuer Negersklave, den man berauscht hatte, hatte sie ohnerachtet seines Rausches, als er sich in einem Kabinette niederlegte, unter seinem Kopfe verborgen. Sie schließt gewiß einen Schatz von mehr als einer Million Gulden in sich.

Polizeil. Daß man den Neger berauschen würde, wußte ich vorher, aber seine Treue

für

für seinen Herrn entzückt mich. O wie sehr beschämen so rohe Leute unsere gesitteten Nazionen! Sie werden mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mir Gelegenheit verschaffen, diesen Neger zu sehen. Aber ich habe Ihnen, mein Herr, im Namen der Menschheit, und der Regierung, noch einen besondern und herzlichen Dank abzustatten. Sie haben kaum einen Fuß in diese große Stadt gesetzt und sich als einen warmen Vertheidiger der unterdrückten Unschuld bekannt gemacht. Mir ist Ihr ganzes Verfahren, in Ansehung der gekränkten Demoiselle Saint Basile, ihres Vaters und selbst ihrer Beleidiger bekannt. Edle Seelen wie die Ihrige, begnügen sich mit dem bloßen Bewußtseyn Gutes gestiftet zu haben, aber ich kann Ihr menscheufreundliches Verfahren nicht verschweigen; ich muß es dem Könige entdecken, der gewiß darüber hochgerührt seyn wird und denn haben Sie das doppelte Verdienst, einen wackern Offizier zu einer ansehnlichen Pension verholfen zu haben.

Tobias. Ich finde mich durch Ihre ausnehmende Güte beschämt und verehre die milde Denkungsart, die Sie mit der Sie umgebenden Macht zu vereinigen wissen. Nie werde ich, selbst in den entferntesten Ländern an Frankreich zurückdenken, ohne mich mit Rüh-

rung

rung der fürtreflichen Polizei zu erinnern, die ich darinn angetroffen habe. Jezt bitte ich mir nur zu befehlen, wie viel ich zur Erstattung der verwandten Kosten erlegen soll?

Polizeil. Alle Kosten bezahlt die Regierung und Sie sind nichts schuldig. Bei Ihrer Zurückkunft, werden Sie Ihre Koffers in einem Ihrer Zimmer finden. Ich weiß, daß Sie bald nach Holland eilen werden. Möchten Sie aber auch noch so lange Zeit in dieser Hauptstadt verbleiben, so können Sie sich allezeit eines vorzüglichen Schutzes und einer vorzüglichen Achtung der Regierung versichert halten.

Das war ein glücklicher Abend für Tobias. Er kehrte, unter Begleitung des Polizeibeamten, nach seinem Gasthofe zurück, wo ihm sein höflicher Wirth, schon mit Glückwünschen, wegen seiner wiederangekommenen Koffers entgegen eilte.

Gleich des folgenden Morgens, ließ er es, nach Empfang des Betrages seiner Wechselbriefe, seine erste Beschäftigung seyn, den Sergeanten zu besuchen, der ihm die Nachricht mittheilte, daß er, wegen der drei jungen Arrestanten, alles nach seiner Vorschrift eingeleitet habe, auch daß der Herr Saint Basile, noch des vorigen Abends nach seiner Wohnung zurückgekehrt sey.

So sehr sich der Herr Baron von Kollerhan und Konsorten auch durch die ihnen zuerkannte Geldstrafe begnadigt fanden, so hatte sie doch die Beträchtlichkeit der Summen, die sie entrichten sollten, gänzlich niedergeschlagen.

Auch den vierten Theil wären sie nicht im Stande gewesen zu bezahlen und das war eben was Tobias vorausgesehen und gewünscht hatte. Der junge Kollerhan, der jetzt in so guter Verwahrung saß, war unter seinen übrigen Brüdern, von je her, derjenige gewesen, der Tobias, als dem Sohn eines Verwalters die größte Geringschätzung bezeigt hatte. Das wollte ihm dieser, nach seiner bessern Denkungsart, nun freilich nicht entgelten lassen, aber er wollte auch der erste nicht seyn, ihm ein Kompliment zu machen, er fand also für gut sich an den Sergeanten zu wenden, der in wenigen Stunden von der Wache abgelöst werden sollte. Diesem trug er auf, dem Baron von Kollerhan zu sagen, daß eben der Ausländer, der ihn und seine Kameraden am vorigen Abend, in ihrem schändlichen Vorhaben hinderlich gewesen sey, sich auch würde bereit finden lassen, die zuerkannten vier tausend französische Pfund Strafgelder zu bezahlen, in so fern, besonders der Baron von Kollerhan, ihn darum bäte.

Die-

Dieser junge Mensch, der in seinen Gedanken eine langwierige Gefangenschaft vorausgesehen hatte, war gleich bereitwillig seine Bittschrift, unter der ihm mitgetheilten Addreße, an den Baron Kropfer auf Kropfenstein, Mitglied des hohen Raths von Westindien abgehen zu lassen.

Nun erschien Tobias selbst, von seinem Negersklaven in reicher Livree und von Pantalon begleitet.

Noch ehe er sich seinem ehemaligen Schul- und Spielkameraden zu erkennen gab, zählte er ihm die vier tausend Pfund Strafgelder auf einen Tisch und bat ihn, sie zu sich zu stecken. Hernach erst entdeckte er ihm, wer er sey und nahm Pantalon, den Kollerhan nunmehr gleich, mit allen seinen guten Eigenschaften, ins Gedächtniß rief, zum Zeugen. Ohne sich mit einer weitläuftigen Geschichtserzählung aufzuhalten, sagte er dem Baron nur seine Wohnung und verließ das Gefängniß. Da ihn der Baron, wenige Stunden nachher besuchte und den Wunsch äuserte, bald nach seines Vaters Schlosse zurückkehren zu können, so war er nicht allein bereitwillig, ihn bis nach Holland mit sich zu nehmen, sondern erbot sich auch, ihn zu seiner ganzen Reise hinlänglich mit Gelde zu unterstützen.

Wäre

Wäre Tobias nicht wirklich großmüthig gewesen, so hätte er ohne Zweifel seine Besuche bei Mademoiselle Saint Basile fortgesetzt, und ihrem Vater, der nun schon die drei tausend Pfund Strafgelder erhalten hatte, wissen lassen, daß er diese Summe, die ihn mit einemmale in eine Art von behaglichen Wohlstand versetzte, niemand anders als ihm zu verdanken habe, aber so dachte er nicht. Um so gar den Schein der Ruhmredigkeit zu vermeiden, bat er den Sergeanten, dem er überzeugende Beweise seiner Freigebigkeit gegeben hatte, sich nichts verlauten zu lassen, auch, weil Herr Saint Basile, die zu seiner Befreiung hergegebene dreißig Louisd'or schlechterdings zurückgeben wollte, solchem zu versichern, daß er ihn nicht weiter zu Gesichte bekommen habe.

Die von Tobias mitgebrachten Wechselbriefe und Addreßen, zogen ihm bald häufige Besuche und Einladungen zu. Man zeigte ihm die merkwürdigsten Denkmäler der Kunst und des guten Geschmaks; man wollte ihm auch lehren, nach der Mode und mit Geschmack den Thoren zu spielen, aber er blieb bei seiner natürlichen Dreistigkeit und Ungezwungenheit. Die Weiber vom sogenannten guten Ton, wollten ihn in der Kunst zu lieben unterrichten, allein er wollte von keiner systematischen Liebe etwas

wissen. Madame la Rivette, eine junge und schöne Wittwe, war die einzige, in dem Zirkel, den er gleich am zweiten Abend seines Aufenthalts betrat, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Spielparthien wurden eingetheilt und Madame la Rivette verstand, so wie Tobias, kein anderes Kartenspiel als Piquet. Das mit diesem Spiele verknüpfte Tete a Tete war beiden günstig. Einzelne Fragen, die beim Kartenmischen aufgeworfen wurden, zogen bald kleine Erzählungen und diese vertrauliche Bemerkungen nach sich. Tobias verlor zwanzig Louisd'or und Madame la Rivette war so höflich, ihm eine Vergeltungsparthie anzubieten und den Flecken Saint Cloud, zwei kleine Meilen von Paris, als ein Rendezvous in Vorschlag zu bringen. Es war in der angenehmsten Jahreszeit und man zog die frühe Morgenstunde dem späten Abend vor. Tobias hatte den Garten von Saint Cloud noch nie gesehen, weil er nur erst vor vier und zwanzig Stunden zu Paris angekommen war und gleich zu viele Beschäftigungen fand. „Also Morgen früh um sieben Uhr, treffen wir uns bei der Kaskade!" sagte Madam la Rivette und Tobias antwortete, daß er sich darauf freue.

Wer zuerst bei der Kaskade zu seyn glaubte, war Tobias, der eine Stunde früher dahin eil-

eilte und zu seinem Erstaunen die junge Witwe bereits antraf. Bloß in einem geschmackvollen Negligee, schien sie ihm reizender als im prächtigsten Putz. Eine Kammerfrau, die sie begleitete, erhielt Befehl in einem Gasthofe des Fleckens, das Frühstick zubereiten zu lassen, während man die Seltenheiten des Lustgartens besehen würde. Eine Stunde verfloß und man wurde vertrauter als zuvor. Tobias war fünf und zwanzig Jahre alt und die junge Witwe zwanzig. Von Minute zu Minute wurden die Blicke feuriger. Man wurde müde und sehnte sich nach Erhohlung. Der geräumige Garten schien zu verschlossen und man fand es am besten, sich durch ein Frühstück im Gasthofe zu stärken. Es war in einem prächtigen Gartenzimmer zubereitet. Keine Kammerfrau war mehr zu sehen, aber man erblickte Bequemlichkeiten, wie sie zwei Liebende, bei einem Tete a a Tete nur immer wünschen können und man opferte der Liebe in vollen Schalen.

O hätte dich Menana gesehen, Tobias! sie, die für Sehnsucht nach dir, in ihrer Feenwohnung, einsam von Zimmer zu Zimmer schlich, und dann, wenn sie ermüdet war, schwermuthsvoll auf indische Teppiche sank. Wie wohl! daß Meere sie hinderten, Zeugin des neuen Bundes zu seyn, den du mit der reizenden Fran-

 zösin

zösin schlossest! Wahrlich ihr Herz wär zersprungen.

Erst nach und nach erholten sich die liebeathmende Französin und der feurige Deutsche, vom vollen Genuß ihres vertraulichen Anschauens. Man beschloß nach der großen Hauptstadt zurückzukehren und Madame la Rivette war der Meinung, daß es Ihrem guten Rufe nicht schaden würde, wenn sie Tobias auch öffentlich in ihrer Wohnung besuchte und gleich nach Mittag damit den Anfang machte.

So weit gieng alles in gehöriger Ordnung, aber es waren Schlangen unter dem Grase verborgen. Die junge Witwe besaß ein Vermögen von hundert tausend französischen Pfunden und hatte, weil sie Jugend und Schönheit damit verband, mehr als zwanzig Anbeter, die alle ihre Tritte und Schritte beobachteten. Unter ihnen befanden sich drei sogenannte Eisenfresser vom Militär, die sobald sie ihr Seitengewehr und einige bewafnete Bedienten bei sich hatten, gegen alle wehrlosen Personen, eine recht kriegerische Bravour zeigten. Sie hatten etwas zu spät erfahren, daß Madam la Rivette einem jungen und reichen Deutschen ein Rendezvous zu Saint Cloud gegeben hatte; sie erfuhren aber zeitig genug, daß der junge Deutsche, gleich des Nachmittags, zu einem anderweiten

Ren-

Rendezvous, in der Wohnung der jungen Witwe, eingeladen wäre. Gern hätten sie ihn von diesem Besuch abgehalten, da aber ihre Herzhaftigkeit bei Tage zu schlafen pflegte, um sich, unter Begünstigung der Nacht und der Finsterniß, desto wirksamer zu zeigen, so verschoben sie auch, die dem Tobias zugedachte Züchtigung, bis auf den Abend.

Tobias ließ sich, die über seinem Haupte schwebende Gefahr, gar nicht träumen und brachte, in Erwartung der Nachmittagsstunde, die Mittagszeit, in einem von jenen großen Speisehäusern zu, wo Personen vom höchsten Range es nicht unter ihrem Stande halten, hin zugehen. Da er niemand von der Gesellschaft kannte, so wollte ihn auch niemand kennen, aber das Ungefähr zog ihm bald die Aufmerksamkeit aller Anwesenden zu.

Ein junger Fürst, der seit wenigen Tagen, von einer großen Reise zurück gekommen war, die er durch Italien, Deutschland und Holland gemacht hatte, erzählte, daß er, bei seinem Aufenthalt in Amsterdam einem Gastmale beigewohnt habe, daß die Interessenten von der westindischen Kompagnie gegeben hätten. Die Veranlassung zu diesem Feste sey sonderbar gewesen, denn ein alter hugenottischer Priester, habe unter einem Fluße ohnweit Surinam, einen jungen deutschen

Baron

Baron erblickt, der eine Hōle geöfnet habe, in welcher unsägliche Schätze verborgen gewesen wären. Die Regierung zu Surinam, sey zeitig von diesem Vorfalle benachrichtigt worden, habe Nachsuchungen anstellen lassen und eine Goldgrube entdeckt, die eine Ausbeute von mehr als tausend Millionen Gulden verspräche, und also die Westindische Kompagnie in die glücklichsten Umstände versetze.

Die ganze Tischgesellschaft, in der sich auch einige fremde Minister befanden, wuste nicht ob der junge Fürst seinen Spaß triebe, oder die ganze Geschichte, von der entdeckten Goldgrube, nicht recht verstanden habe. Lezteres behauptete besonders ein Generalpächter, und versicherte, daß es zwar mit der entdeckten Goldgrube seine Richtigkeit habe, die Anekdote mit dem hugenotischen Priester und dem jungen deutschen Baron unter dem Wasser, aber ohne Zweifel eine in Holland ausgebrütete Anekdote sey.

Da der Fürst es sehr übel nahm, daß man die Wahrheit einer Geschichte, die er als wahr erzählt hatte, in Zweifel zog, so hielt es Tobias, der bisher bloß einen stummen Zuhörer abgegeben hatte, für zuträglich, die ganze Gesellschaft von der eigentlichen Beschaffenheit, des sich bei Surinam ereigneten Vorfalls genau zu unterrichten. Jedermann war aufmerksam, als er ver-

sicher-

sicherte, daß er selbst der deutsche Baron sey, welcher der Regierung zu Surinam, die Goldgrube zuerst gezeigt habe; daß nicht er, sondern ein nubischer Priester, unter dem Wasser verborgen gelegen hätte, jedoch auf eine Art, daß lezteres ihm kein Haar naß gemacht habe. Mit einem Worte, er beschrieb alle besondere Umstände der Entdeckung, setzte aber hinzu, daß ihn eine höchstnothwendige Reise nach Ostindien, und ein sechs monatlicher Aufenthalt in Batavia, außer Stand gesetzt habe, von der Ergiebigkeit der Goldgrube, weitere Nachricht einzuziehen.

Wäre Tobias noch so eitel gewesen, als er es ehemals war, so würde er sich auf die Achtung, die ihm die ganze Tischgesellschaft, nach geendigter Geschichte, bezeigte, sehr viel gewust haben, allein sie rührte ihn nicht weiter, als sie es thun muste. Niemand wuste ihm mehr Dank, als der junge Fürst, weil er, ohne seinen Zutritt, vielleicht für einen Aufschneider gehalten wäre, nun aber für die Mittheilung einer Nachricht, die durch Tobias Zeugniß erst recht interessant geworden war, viele Komplimente erhielt. Indessen begnügte man sich nicht an demjenigen, was Tobias von der Entdeckung der Goldgrube erzählt hatte, sondern verschiedene Herren von der Gesellschaft, wünschten auch etwas mehr von seinen Reisen nach Ost-

und

und Westindien zu hören. Er leistete ihnen, ohne seiner Privatangelegenheiten zu erwähnen, alle Genugthuung, beschrieb die Länder, Meere, Menschen, Thiere, Verfassungen und Sitten die er angetroffen hatte, in möglichster Kürze und beschloß mit seiner Laudung zu Bourdeaux und glücklichen Ankunft in der Hauptstadt Frankreichs.

„Sie vergessen, Herr Baron, was Ihnen hier zu Paris schon widerfahren ist," rief der Herzog von P**, der erst seit anderthalb Stunden von Versailles angekommen und seiner Kleidung nach, nicht für einen Herzog anzusehen war. „Sind Sie nicht eben der Fremde, der vorgestern Abend, ein junges Frauenzimmer für Gewaltthätigkeit schützte, und als er nach Hause kam, seinen Kammerdiener und zwei Koffers vermißte?"

Tobias bejahete die Frage und fügte hinzu, daß er bei dieser Gelegenheit, das Fürtrefliche der Pariser Polizeieinrichtung kennen gelernt habe.

„Wissen Sie auch, daß man heute beim „Aufstehn des Königs, mit vielem Lobe von „Ihnen geredt hat? Der Monarch trägt Verlangen, Sie zu sehen. Ich würde Sie ihm selbst „vorstellen, allein ich will dem Polizeilieutenant, „der gewiß ihr Freund ist, dieses Vergnügen

„nicht

„nicht rauben. Indessen bitte ich mir zu Ver„sailles Ihren Besuch aus und sollte ich nicht „zu Hause seyn, so lassen Sie sich zu meiner Frau führen, der ihr Besuch recht angenehm „seyn wird, Ich bin der Herzog von P**.

Als der Herzog dieses gesagt hatte, erzählte er der Gesellschaft in einem launichten Tone, aber ganz zu Tobias Ehre, die Ueberrumpelung der drei Stutzer, die Befreiung der Demoiselle Saint Basile, das Verfahren gegen die Frevler, mit einem Worte, alles was sich, den vorigen Abend, mit Tobias zugetragen hatte. Ein allgemeines Händeklatschen zeigte Leßterm, wie sehr man in diesem Lande tugendhafte Handlungen zu schätzen wisse; es zeigte ihm aber auch, wie selten Beispiele von großmüthigen Verfahren seyn müsten, weil man eine so große Verwunderung darüber bezeige. Fast alle vornehme Kavalliere von der Gesellschaft und unter diesen der Marechal de Camp, Herzog von L. der Marechal de Camp, Prinz L. T., der Brigadier Graf T** und verschiedene andere, die Tobias nach ihrer Kleidung und ihrer Popularität, gar nicht für so vornehme Herren angesehen hatte. als sie es waren, nannten ihm ihren Namen und luden ihm ein, sie zu besuchen.

Auf

Auf diese Art vermehrten sich seine Bekanntschaften, zu seinem großen Erstaunen von Stunde zu Stunde.

Madame la Rivette war etwas eher zu Tische gegangen und viel eher davon aufgestanden als Tobias; der Nachmittag rückte also auch um vieles früher bei ihr heran, als bei ihm. Schon zwei volle Stunden hatte sie auf ihn gewartet, als er eintraf. Sein Anblick zerstreute eine Anwandlung von übler Laune, die eben ausbrechen wollte, und er blieb, im überschwenglichen Genuß irdischer Ergötzlichkeiten, bis um die Abendstunde bei ihr. Man nahm unter dem wechselseitigem Versprechen, daß man sich gleich den folgenden Morgen wiedersehen wolle, Abschied von einander.

Schon war Tobias, bei dem dunklen Schein einer Wandlaterne bis an die Hausthüre gelangt, als zwei von den verbündeten Offizieren hinter derselben hervor sprangen und indem sie ihn beim Kragen seines Rocks ergriffen, ihren Bedienten zuriefen, ihn ohne weitere Umstände, todzuschlagen.

Wir kennen Tobias von einer Seite, daß er, wenn's zu einem Handgemenge kam, nicht leicht erschrack. Balgen war eine Belustigung in seinen Jugendjahren gewesen und er hatte die edle Klopfechterkunst noch nicht verlernt.

Ueber-

Ueberdem waren seine Gegner Pantalon nicht gewahr geworden, der in Erwartung der Zurückkunft seines Herrn, außerhalb der Hausthüre in einem Winkel lag und der Ruhe pflegte. Mit männlicher Stärke und jugendlicher Gewandheit, wickelte sich also Tobias nicht allein aus den Händen der beiden Herren Offiziere los, sondern legte sie auch so unbehutsam auf den Boden, daß sie, in den festen Gedanken, er habe jedem von ihnen ein paar Rippen zerbrochen, nicht die geringste Lust bezeigten, vor der Hand wieder aufzustehen. Da indessen ihre Zunge nicht verletzt war, so bedienten sie sich ihrer und ihres Sprachorgans, um ihren Lakaien zuzurufen, Tobias nicht zu schonen und ihn sofort in die andere Welt zu schicken. Schon hatte der eine von diesen Elenden die Hand an ihn gelegt, um ihn durch eine kräftige Umarmung außer Stand zu setzen, sich ferner zu vertheidigen, als ihn Pantalon, durch einen grimmigen Biß in die linke Kniekehle, hoch in die Höhe zu springen zwang, seinen Herrn, der eben im Begriff war, einen gewaltigen Streich gegen sein Antlitz auszuführen, aber beinahe aus dem Gleichgewicht brachte, indem er statt des Antlitzes den holen Leib seines Gegners traf und zugleich zu stolpern begann.

Wohl ihm, daß er sich, im vollen Taumel nach aufrecht erhielt, denn der andere Lakai, wollte ihn eben im Rücken fallen, als er sich wieder auf festen Füssen befand und plötzlich umwandte. Das Geschenk, das dem Luftspringer zugedacht war, fiel nunmehr seinen Kameraden heim, der nicht anders glaubte, als daß ein Zentner Blei gegen seine linke Kinnbacke geflogen sey, als Tobias ihm solche, durch einen Schlag von seiner geballten Faust, in eine ganz andere Richtung brachte und dadurch dem Treffen eine für sich sehr günstige Wendung gab. Pantalon hatte sich nicht, wie ehemals im Hause des höflichen Kaspar Knote verbißen, sondern seine Zähne mit Behendigkeit aus der Kniekehle des Lakaien gezogen, um ihn, durch eine ähnliche Schröpfung der rechten und linken Wade, zu fernern Angriffen untüchtig zu machen. Er erreichte auch wirklich seinen Zweck, aber Tobias wäre beinahe zwischen zwei Treffen gerathen, weil einer von den jungen Offizieren sich wieder erholt hatte und nun, mit gezogenem Degen, auf ihn zueilte, während der Lakai, mit dem verschobenen Kinnbacken, sich gleichfalls von neuem über ihn her werfen wollte. Hier war Sukurs nöthig und Pantalon ließ es nicht daran fehlen, aber er schaffte seinem Herren nur von der Seite des Tellerträgers Luft.

Tobias, der ein kleines Rohr, welches er gleich zu Anfang des Gefechts weggeworfen hatte, als sein ganzes Waffengerüste, mit sich führte und sich nun dem Anfalle mit bloßem Degen aus-ausgesetzt sahe, ergriff das einzige Mittel, was ihm zur Abwendung, eines nach seiner Brust gerichteten tödtlichen Stoßes noch übrig blieb und bediente sich seines Hutes, den er mit der linken Hand abnahm, als eines Schildes. Glücklich fing er den Stoß, der sein Leben gelten sollte, damit auf, sprang gegen seinen Gegner zu und wand ihm mit seiner nervichten rechten Hand, so unsanft zwischen den Fingern heraus, daß er mit widerholten Geschrei Pardon rief, als die Nachtwache zum Thorwege herein trat.

;,Meine Herren, „sagte der junge Offi„zier, der eben um Pardon gebeten hatte," die„ser Schelm," er zeigte auf Tobias, „hat mich „und meinen Kammeraden, der hier auf der „Erde liegt, als wir eben in dieses Haus tra„ten, meuchelmörderisch überfallen, und sich mei„nes Degens bemächtigt, um mir das Leben damit zu nehmen. Wir sind Offiziers, ob wir „jetzt gleich keine Uniform tragen, wir sind Leu„te von Ehre und von angesehenen Familien „und ich bitte Sie also diesen Elenden, ohne Zeit„verlust zum Kommißär zu führen, damit er „als ein Meuchelmörder bestraft werde".

Der Gefreite der Nachtwache, glaubte in der Beschuldigung des jungen Herren, viel unwahrscheinliches zu entdecken, aber er war zu höflich, als daß er seine Meinung hätte gerade heraussagen sollen. Er schützte seine gemessenen Vorschriften vor, ließ den zerkwetschten Edelmann von der Erde aufheben und führte die ganze Gesellschaft, so wie er sie gefunden hatte, Pantalon ausgenommen, der von selbst folgte, zum Kommißär, den man aber in diesem Augenblick nicht zu Hause antraf. Da auch der, in seiner Abwesenheit, stellvertretende Schreiber, sich nicht getrauete, eine Sache zu entscheiden, wo jemand des Meuchelmords beschuldigt wurde, so begnügte er sich, die Gesellschaft zu bitten, bis zur baldigen Zurückkunft seines Vorgesetzten, zu verweilen und unterdessen auf Stühlen Platz zu nehmen. Hernach schrieb er die Namen der jungen Edelleute nebst demjenigen des Tobias, samt der eingebrachten Beschuldigung, auf einem Zettel, den er, durch einen Bedienten, dem Kommißär, zur Ertheilung der weitern Verhaltungsbefehle, zuschickte. Dieser erschien indessen, nach Verlauf einer halben Stunde selbst.

Ohne den jungen Edelleuten Zeit zu lassen, ihre unwahre Beschuldigungen zu wiederholen, deutete er ihnen an, daß es bloß von

der

der Großmuth des Beklagten abhienge ob sie mit Schande bedeckt, aller militärischen Dienste für unfähig erklärt werden sollten oder nicht. Man wiße bereits, daß noch ein Offizier im Komplot gewesen sey, um den Beklagten zu überfallen, er sey aber durch einen besondern Zufall davon abgehalten worden Was die Person des Beklagten anbelange, so stehe sie unter dem besondern Schutz des Königs und der Regierung.

Nach dieser kurzen Vorrede, wandte sich der Kommißär an Tobias und frug ihn, ob er strenge Gerechtigkeit, über seine Meuchelmörder verlange, in welchem Falle, er bloß ihre Familien beklage, die ohne Zweifel in die Ungnade des Königs mit verwickelt werden würden?

Weit entfernt dieses zu fordern, wollte Tobias den ganzen Vorfall, bloß einer Zänkerei beimessen. die er mit den jungen Edelleuten, als seinen guten Bekannten, gehabt hätte und bat also sie, sammt ihm, ohne weitere Untersuchung, auf freien Fuß zu setzen.

„So gern ich hierin willfahren wollte," „antwortete der Kommißär, „so darf ich nicht. „Alles was ich thun kann, ist, die Herrn, auf „eine bestimmte Zeit, in militärische Verwahrung bringen zu lassen, eine Strafe, die mehr

als

„zu gelinde ist. Für ihre Person, Herr Baron, „können Sie meine Wohnung sobald verlassen, „als es Ihnen gefällig seyn wird; ich beklage nur, daß Sie keinen günstigen Begriff von un„sern jungen Militärpersonen haben können, un„ter denen es doch, die gegenwärtigen Herrn aus„genommen, viele giebt, die ihrer Freundschaft „werth sind.

Da Tobias wohl sahe, daß er zur Befreiung der jungen Edelleute nichts weiter würde ausrichten können, so nahm er von dem Kommißär Abschied und begab sich nach seiner Wohnung, um den übrigen Theil des Abends in der Gesellschaft einer kleinen Anzahl Personen, die sich hier zur Zeit des Abendessens bei seinem Wirthe zu versammlen pflegten, zuzubringen.

Gleich bei seiner Zurückkehr, verkündigte ihm, sein höflicher Wirth, daß Monseigneur der Herr Polizeilieutenant, ihm eben habe einen Besuch abstatten wollen, da er ihn aber nicht zu Hause angetroffen dem Negersklaven, mit dem er sich einige Minuten lang durch einen dollmetschenden Lohnbedienteu zu unterhalten für gut befunden, ein Billet zurückgelassen habe.

Dieses Billet enthielt in wenigen Worten, die Nachricht, daß der Polizeilieutenant, des folgenden Morgens um 6 Uhr, Tobias in seinem eigenen Wagen abholen und mit sich

nach

nach Versailles nehmen wolle, um ihn dem Könige vorzustellen.

Gar zu angenehm war nun zwar diese Einladung Tobias nicht, weil er sich dadurch gezwungen sahe, sein der Madame la Rivette gegebenes Wort, sie ohnfehlbar früh um 9 Uhr zu besuchen, zu brechen. Indessen schmeichelte es ihm doch, daß er der Ehre theilhaftig werden sollte, einen Monarchen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dem sich nur wenige Personen nahen durften und der ihm als der gütigste und menschenfreundlichste unter allen Königen beschrieben war.

Tobias fand Gelegenheit, den Glanz zu bewundern, der den Thron dieses Monarchen umgab, welcher ihn in den gütigsten Ausdrücken seiner Gnade und seines Schutzes versicherte und selbst Befehl ertheilte, ihm alle Seltenheiten seines Lustschlosses zu zeigen.

Fast hätte Tobias, über alle die Herrlichkeiten, die er zu Gesichte bekam, die Einladung des Herzogs von P** vergessen, allein der Polizeilieutenant, der schon, durch seine an allen großen Tafeln bestellte Kundschafter, Nachrichten davon erhalten hatte, erinnerte ihn daran und bot sich an, ihn selbst zum Herzog zu begleiten. Er war eben nach Paris gefahren und beide ließen sich also bei der Herzoginn melden,

die wegen der guten Schilderung, die ihr Gemahl ihr schon von Tobias gemacht hatte, bereits seinem Besuche entgegen sahe. Sie fand sich, in der Vorstellung, die sie sich von ihm machte, nicht betrogen, und da der Polizeilieutenant seine Geschäfte vorschützte, um sie, nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen, wieder zu verlassen, so bat sie ihn, seinen Weg nur allein nach Paris zurückzunehmen, weil sie den Baron nach verschiedenen Dingen fragen und erst gegen Abend, in ihren eigenen Wagen, dahin zurückführen lassen wolle.

Die Herzogin von P** stand dazumal in einem sehr großen Ansehen bei Hofe, und hatte, weil sie Klugheit genug besaß, um in Staats und politischen Sachen, weiter zu sehen, als mancher angehender Minister, auch einen großen Einfluß, in tausenderlei Geschäfte, in die sich das weibliche Geschlecht sonst nicht zu mischen pflegt. Bei alle dem schmückten sie Jugend und Schönheit und sie stand in dem Rufe eine der feinsten Männerkennerinen zu seyn. Ihr Wuchs war so einnehmend, daß er, auch ohne ihre übrigen körperlichen Vollkommenheiten, sie schon zu einer der schönsten Personen ihres Geschlechts gemacht haben würde, aber sie hatte alle in sich vereinigt.

Blos

Blos unter dem scheinbaren Vorwand, als ob ihr Gemahl wünsche, Tobias, mit den Gnadenbezeugungen des Königs überhäuft, in Frankreich angesessen zu sehen, glaubte sie berechtigt zu seyn, einige Fragen wegen seiner Vermögensumstände zu thun, um wie sie sich mit vieler Güte ausdrückte, dasjenige, was ihm von Seiten des Reichthums noch feble, durch ihre nicht wenig geltende Verwendung bei Hofe, ergänzen zu können. Tobias gestand ihr offenherzig, daß er zwar, vielleicht in wenigen Jahren, Besitzer von mehr als zwanzig Millionen französischer Pfunde seyn würde, daß er aber noch nicht gänzlich von sich allein abhänge und also auch, in Ansehung seiner endlichen Niederlassung, noch nichts gewisses bestimmen könne. Die Herzogin schien zweifelhaft, ob sie der Aussage ihres Geistes Glauben beimessen dürfe, als er ihr aber, auf ihre Frage, ob er sich in seiner Rechnung nicht irre, versicherte, eher zu wenig als zu viel angegeben zu haben, so gestand sie, daß er mit einem so beträchtlichen Vermögen, einer der reichsten Privatmänner des ganzen Königreichs seyn würde. Indessen stellte sie ihm vor, daß auch der reichste Privatmann, ohne die Gunst des Hofes, ohne Titel und Würden zu besitzen, immer nur noch ein etwas mehr als gemeiner Mann sey. Um ihn also aus dieser

Art von Dunkelheit hervorzuziehen, erbot sie sich, ihm, wenn er in Frankreich Güter ankaufen wolle, vors erste den Titel eines Marquis auszuwirken. Tobias dankte ihr für diese Gnade, von der er jedoch in seinem Herzen beschloß, nie Gebrauch zu machen. „Vielleicht nach wenigen Jahren, sezte er hinzu,“ werde ich so frei seyn, Sie an diese gnädige Zusage zu erinnern.

Die Herzoginn brach ihren politischen Diskurs ab, um sich auch nach ihres Gastes Herzensangelegenheiten zu erkundigen, allein er fand es der Klugheit gemäß, hiervon mit wenigerer Offenherzigkeit zu sprechen und betheuerte so gar, daß er, eine einzige ausgenommen, gar keine habe. Man drang darauf solche zu entdecken, allein er bat seiner zu schonen, weil er befürchten müßte, mit seinem Geheimniße zugleich die Gnade der Herzogin zu verlieren.

„Diese sollen Sie darum gewiß nicht verlieren!“ versezte die junge Dame, indem sie Tobias schmachtend ins Auge sahe, aber nur zur Hälfte muthmaßte, daß sie diejenige sey, die einen so großen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er fügte hinzu, daß sie es allein ihrem wiederholten Befehle beimessen müßte, wenn er, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die er mehr als jemals für sie hege, seine Gedanken so frei eröfne.

„Das

„Das ist verwegen und dreist geredt,“ „sagte die Herzogin, aber eben um Ihrer Ver„wegenheit und Dreistigkeit willen verzeihe ich „Ihnen. Sie haben sich unter wilden Völkern „aufgehalten und wie ich wahrnehme, etwas „von ihren Sitten angenommen.

Jeder anderer als Tobias würde es bereuet haben, so offenherzig gewesen zu seyn, aber er kannte das weibliche Geschlecht und wuste, daß eine schöne Frau, sollte sie auch von noch so hohem Stande seye, es niemals übel nehme, wenn man ihr gestehe, daß man ihren Reizen nicht widerstehen könne. Das übrige überließ er dem Ungefähr. Die Herzogin gefiel ihm in der That, und vielleicht hätte er sich einige Monate länger in Frandreich aufgehalten, wenn sie ihm Hofnung gemacht hätte, ihm nach Verlauf dieser Zeit ein Rendezvous geben zu wollen.

Wider sein Vermuthen besaß die Dame in der Liebe weniger Politik, als in Staatshändeln; sie hatte sich diesen Tag, in ihrem Pallaste krank sagen lassen; sie fand in Tobias Unterhaltung, so vieles, das ihr gefiel, sie stieg etwas von ihrer Höhe hinunter, wurde vertrauter, bemerkte seine feurige Röthe, sah in zu tief und zu sehr in der Nähe, in die Augen, konnte sich gewisser Triebe nicht erwähren, überlegte

was sie sich in der Liebe von ihm versprechen könne und befand sich in seinen Armen, ehe sie es selbst glaubte.

War Tobias je ehrerbieig, je unterthänig gewesen, so war er es als er das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte. Die Herzogin wünschte sich heimlich Glück von einer verbotenen Frucht genossen zu haben, aber Tobias stellte sich, als ob er nur erst auf dem Wege sey, dasjenige zu genießen, was er schon genossen hatte. Sein munteres Wesen gefiel und er wurde erst gegen Abend, im Wagen der Herzoginn, nach Paris zurückgeschickt.

Kaum war er in seinem Gasthofe angekommen, so fiel es ihm ein, dem Polizeilieutenant, wegen der Ehre, die er ihm verschafft hatte, den König zu sehen, noch denselben Abend Dank abzustatten. Er wurde mit der größten Achtung von dieser angesehenen obrigkeitlichen Person aufgenommen, die ihm aber zugleich den wohlgemeinten Rath gab, sich höchstens nur noch bis zum folgenden Mittag in Paris aufzuhalten. Ohne sich weiter zu erklären, versicherte ihn der Polizeilieutenant, daß sich seine Gewalt nur auf eine gewiße Klasse von Leuten erstrecke, daß er aber selbst Gefahr laufe, wenn er, bei der gerechtesten Sache, einem von den Großen zu nahe träte, sollte er auch alle mög-

liche

liche Gewaltthätigkeiten, Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten ausüben. Selbst das Parlament müsse in solchen Fällen durch die Finger sehen, weil man immer Mittel und Wege finde, sich an einzelnen Gliedern zu rächen. Jezt sey die Rede davon, daß Tobias, wider die Klugheit gehandelt habe, indem er nicht geschwind genug von Versailles zurückgekommen sey. Der Herzog von N**, der mit der Herzogin von P** in einem genauen Verständniß lebe, habe bereits vor zwei Stunden, von allem, was zwischen der Herzogin und Tobias vorgefallen sey, durch einen bestochenen Diener der Erstern Nachricht erhalten, und sey darüber in die größte Wuth gerathen. Ohne die Herzogin im geringsten zu schonen, habe er ihrem Gemahl, der eben bei ihm gewesen sey, den ganzen Vorfall entdeckt. Anstatt sich beleidigt zu finden, habe dieser ein lautes Gelächter ausgestossen, seiner Gemahlin und Tobias Parthei genommen und den erzürnten Herzog von N** dadurch noch mehr entrüstet. Lezterer hatte bereits einigen von seinen Leuten Befehl gegeben, Tobias, wo sie ihn nur auf der Gasse antreffen möchten, nachzufolgen und sobald sie eine bequeme Gelegenheit ersähen, ohne weitere Umstände aus dem Wege zu räumen.

Eine

Eine solche Warnung schien Tobias allerdings einer großen Aufmerksamkeit würdig und er faßte den Entschluß, noch in eben der Nacht Paris zu verlassen.

Indessen er nachdachte, daß er der fürtreflichen Polizeiordnung dieses Orts, die Bewahrung eines Theils seines Vermögens und selbst seine persöhnliche Sicherheit zu verdanken hatte, bewog er dem Polizeilieutenant, zur Unterstützung seiner menschenfreundlichen Bemühungen, ein Geschenk von zwanzig tausend Pfunden anzunehmen. Man versicherte ihn, daß dieses Kapital größtentheils zur Belohnung der geheimen Kundschafter, die ihm nützlich gewesen wären, verwand werden sollte.

Um Tobias Abreise aus den französischen Staaten noch mehr zu beschleunigen, ließ ihm der Polizeilieutenant augenblicklich einen Paß ausfertigen, durch den allen Postmeistern zugleich aufgegeben wurde, ihm ohne einige Verzögerung weiter fortzuschaffen. So gar die Postpferde befahl der menschenfreundliche Polizeichef, einem von seinen untergebenen Offizieren um ein Uhr nach Mitternacht bereit halten zu lassen und Tobias, zu mehrerer Sicherheit, bis zu der ersten Postirung, persönlich zu begleiten.

Tobias kehrte nach seinem Gasthofe zurück und sein treuer Neger erhielt Befehl, alles zur geschwinden Abreise in Stand zu sezen.

Es war schon neun Uhr als der Gastwirth einen bejahrten Herren, der eine junge Dame führte, zum Besuch anmeldete

Ein so unerwarteter Zuspruch sezte Tobias anfangs in Zweifel, ob nicht eine geheime Verrätherei des Herzogs von N** dahinter stecken möchte, als er sich aber besann, daß man ihn ungestraft in seinen Zimmern nicht würde angreifen können, so ließ er es sich gefallen den Besuch anzunehmen.

Wie erstaunte er, als er in der jungen Dame Mademoiselle Saint Basile erkannte, und durch ihren Führer erfuhr, daß er ihr Vater sey. Mit augenscheinlicher Rührung dankten ihm beide, als dem Urheber ihres künftigen Wohlstandes, für die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hätte. Der Vater entschuldigte sich, daß er nicht eher die Pflicht der Dankbarkeit erfüllt habe. Erst seit Mittag sey es ihm durch den Sergeanten, dessen sich Tobias, als eines Werkzeugs, zur Beschüzung seiner Tochter bedient habe, bekannt geworden. Dieser rechtschaffene Mann, sey eben bei ihm gewesen, als er durch die Nachricht, daß ihm der König eine Pension von tausend Pfunden aussetze, in

die angenehmste Bestürzung versezt sey. Da er sich in völliger Ungewißheit befunden habe, woher ihm, seit so wenigen Tagen, ein so großes Glück von allen Seiten zu ströme und wen er dafür danken solle; so habe sich der Sergeant nicht länger enthalten können, ihm den Namen seines Wohlthäters und des Erretters seiner Tochter zu entdecken. So groß indessen auch seine Dankbarkeit sey, so würde er doch nicht gewagt haben, seinen Wohlthäter so spät zu belästigen, wenn er ihm nicht ein Geheimniß mitzutheilen hätte, von der seine Ruhe und vielleicht sein Leben abhienge. Von einem treuen Freunde wisse er, daß der Herzog von N** Meuchelmörder gedungen habe, um gleich vom Anbruch des folgenden Tages an, ihn auf allen seinen Wegen nachzufolgen, und wenn es nicht anders seyn könne, ihn in seinen eignen Zimmern zu ermorden. Er sey also gekommen, um ihn nicht zu warnen, sondern sich auch zu erbieten, ihm, so lange er sich noch in Paris aufhalten werde, allenthalben zu begleiten, um wenn es nicht anders seyn könne, sein Leben auf Kosten seines eigenen zu vertheidigen. Uebrigens habe er seiner Tochter das Vergnügen nicht versagen wollen, ihrem Erretter nochmals Dank zu sagen.

„Ich

„Ich war zwar, „antwortete Tobias,“ „mit dem Bewustseyn zufrieden, eine gute Hand„lung ausgeübt zu haben, aber ich habe nie „einigen Anspruch auf Dankbarkeit machen wol„len. Aus dem Geheimnisse, was Sie mir „eben entdeckt haben und aus Ihrem großmüthi„gen Anerbieten, erkenne ich Ihre edle Denkungs„art, aber ich befinde mich nicht mehr in dem „Falle, Ihrer Hilfe zu bedürfen, denn ich ge„denke, in wenigen Stunden nach Holland ab„zureisen. Wie könnte ich aber diese so kurze „Zeit angenehmer zu bringen, als wenn ein „so wackerer Mann, wie Sie, Herr Saint Ba„sile, und Ihre liebenswürdige Tochter mir Ge„sellschaft leisten wollen.

Die Einladung wurde angenommen und man wurde, während der Abendmahlzeit, die Tobias bestellt hatte, immer vertrauter. Jezt, da sich die Züge der Demoiselle Saint Basile völlig aufgeheitert hatten, war es unmöglich, eine vollkommenere Schönheit zu sehen, als die ihrige. Tobias fand sich dadurch aufs höchste gerührt, und beschloß sich, auch in der Entfernung, als ihr Beschützer zu betragen. Zu diesem Ende bat er den Vater, künftig hin einen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten, ihm davon Nachricht zu geben, wenn sich die Tochter einmal entschliessen werde, einen würdigen Gatten

Hand zu reichen, überhaupt aber, ihn als einen wahren Freund anzusehen. Herr Saint Basile und Tobias vertrauten sich wechselsweise die Geschichte ihres Lebens und letzterer verheelte nicht, daß er nach langwieriger Trennung, bald eine verlobte Braut wiederzusehen hoffe.

Tobias hatte das seinem Landsmanne, dem Baron von Kollerhan geleistete Versprechen, nicht vergessen. Da er ihn aber nicht selbst von Paris mit sich nehmen konnte, so begnügte er sich, ihn schriftlich von seiner schleunigen Abreise Nachricht zu geben und seinem rechtschaffenen Gastwirthe tausend Thaler für diesen verirrten und verführten jungen Mann, nebst der Anzeige seiner Wohnung zu Amsterdam zu hinterlassen.

Es schlug ein Uhr nach Mitternacht und der Polizeioffizier meldete das die Postpferde im Hofe bereit ständen. Ungern trennte sich Tobias von seinen neuen Freunden, aber es mußte geschieden seyn.

So verließ er Paris, das er in den drei Tagen seines Aufenthalts als einen Schauplatz beständiger Verwirrung kennen gelernt hatte.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Tobias philosophirt im ganzen Ernste.

Fort ging es nun mehr immer weiter und weiter über die hochgelobte französische Chaußen hinweg bis an die flammländsche Gränze, wo Tobias wieder deutschen Ernst antraf und sich vornahm in allem seinen künftigen Thun mit deutscher Ueberlegung zu Werke zu gehen. Wenn er so in seinem Sinn die Geschichte der fünf leztern Jahre seines Lebens durchblätterte, so schien ihm solche fast ein Traum zu seyn. Jezt überdachte er mit einer Art von heiligen Schauder die Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen war und prieß sich glücklich, sie überstanden zu haben; er beschloß künftig seiner Charlotte im ganzen Verstande treu zu bleiben, von nun an seiner Begierde nach verbotenen Früchten Gränzen zu setzen, kein andres Liebchen zu begehren neben ihr und er hielt Wort. Nicht daß ihm wohl zuweilen ein Lüstgen anwandelte, wenn die Gelegenheit so gar zu einladend war, aber auch dawider wuste er sich durch plözliche Zerstreuung und den Gedanken an seine Verlobte zu verschanzen.

„Ich

„Ich will künftig gut und weise seyn,“ sagte Tobias, und langte in Brüssel an. Da schien es, als ob ihm ein böser Geist die Feuerprobe seiner Standhaftigkeit aufbewahrt hätte. Es war fast Abend, als er in dem größten Gasthofe dieser Stadt abstieg und für diesmal auf seinem Zimmer zu bleiben beschloß. Kann ich doch, dachte er, die Einwohner aus meinem Fenster vorübergehen sehen! Also lehnte er sich mit beiden Armen auf ein seidenes Kissen, das schon zu diesem Behuf hingelegt war. Da erblickte er nahe an seinen linken Arm in dem benachbarten Fenster eines Nebenzimmers ein weibliches Wesen, so wie er, seine Charlotte selbst nicht ausgenommen, noch nie eins erblickt hatte. War es ihm doch, als ob Hebe vom Himmel gestiegen sey, um sich ihm so ganz in der Nähe zu zeigen und er konnte nicht umhin, ihr seine Bewunderung durch eine der tiefsten Verneigungen, die er je gemacht hatte, an den Tag zu legen. Bezaubert von der Grazie, mit welcher der schöne Gegenstand seine stillschweigende Huldigung annahm, konnte er sich nicht enthalten, ihm nach seiner schon zur andern Natur gewordenen Galanterie, einige verbindliche Dinge in französischer Sprache zu sagen, die nicht mehr und nicht weniger in sich schlossen, als daß er noch nie durch eine Schönheit so plötzlich gerührt

und in Erstaunen gesetzt sey, als in diesem Augenblick. Eine melodische Stimme, deren Ton keiner Vergleichung unterworfen ist, antwortete ihm, unter einem holden Lächeln, daß er sich doch sehr bald von seinem Erstaunen erholt haben müsse, weil er in eben dem Augenblick so viele schöne Dinge habe sagen können. Mehr sagte die Unbekannte nicht, sondern verneigte sich und verschwand.

Wohl konnte Tobias seyn, daß man ihm Zeit zum Nachdenken ließ, den er bedachte, nach wenigen Minuten, daß es nicht männlich sey' einen guten Vorsatz zu fassen und nicht darauf zu beharren. Sein Entschluß nicht zu der holden Unbekannten zu dringen, faßte Wurzel und er wurde ruhig.

Ein Hausknecht erschien und fragte ob es Monsieur gefällig sey, die Abendmahlzeit zu Hause einzunehmen?

Der Hausknecht. In diesem Falle wird es ihnen vielleicht zum Vergnügen gereichen, ihre Speisen in der Gesellschaft einer sehr schönen Dame zu verzehren, die in diesem Hotel ihre nächste Nachbarinn ist.

Tobias. Wer ist diese Dame und wie kann man mir ohne ihr Begehren den Antrag machen in ihrem Zimmer zu essen?

Haus-

Hausknecht. Die Dame nennt sich Marckese von Panta und lebt mit einer Kammerfrau ganz eingezogen auf ihrem Zimmer; sie wartet schon seit drei Wochen auf Briefe aus Engelland und da sie sich, ohne Zweifel weil ihre Gelder ausgegangen sind, fast gänzlich des Essens enthält, so hat mein Herr ihr den Antrag gethan, zu erlauben, daß Sie mein Herr, falls sie zu Hause bleiben würden, ihre Abendmahlzeit der Gesellschaft wegen in ihrem Zimmer verzehren dürften.

Tobias. Was hat sie aber zu diesem Antrag gesagt?

Hausknecht. Sie hat anfangs eine Zeit lang geschwiegen, sich bald darauf umgewandt und mit ihrem Tuche eine Thräne weggewischt, nach einigen Nachsinnen aber mit vieler Sanftmuth geantwortet, sie sey, wenn es meinem Herrn und dem Fremden ein Vergnügen mache, damit zu frieden, jedoch erwarte sie von der Höflichkeit und Rechtschaffenheit des leztern, daß er sie bald nach der Abendmahlzeit wieder verlassen werde. O! sie ist ein schönes angenehmes Frauenzimmer.

Tobias. Jezt gehe er in meinem Namen zu der Dame und sage er ihr, daß ich mir die Erlaubniß ausbäte ihr noch vor Tische aufzuwarten, daß ich ihre Erlaubniß als ein Merkmal

einer besondern Güte ansehen und ihr auf keine Weise zur Last fallen würde.

Der Hausknecht ging und brachte eine höfliche Antwort zurück. Was Tobias durch die Dame selbst nicht erfahren konnte, erfuhr er durch die Kammerfrau und überzeugte sich vollends, daß sich erstere heimlich in einer Art von Verzweiflung befände. Nur vor vier Monaten hatte sie zu Breszia, mit Bewilligung ihrer Eltern einen englischen Edelmann geheirathet, der sich für einen Lord ausgab und vierzehn Tage nach der Heirath, unter Vorschützung wichtiger Familienangelegenheiten, plötzlich nach Engelland zurückkehrte. Seine Gattin konnte, als sie zwei Monate vergeblich auf Briefe von ihm gewartet hatte, der Begierde ihm zu folgen, länger nicht widerstehen. Da ihre Eltern in ihre Abreise nicht willigen wollten, so entschloß sie sich, heimlich abzureisen. Nur eine Kammerfrau folgte ihr. Schon an der Gränze von Italien, wurde sie eines Theils ihrer Baarschaften und ihrer kostbarsten Effekten beraubt, und sie sahe sich dadurch, als sie zu Brüßel angelangt war, so sehr am Gelde erschöpft, daß sie ihren Weg nach London nicht fortsetzen konnte. Sie schrieb nunmehr mit jedem Posttage an ihren Gemahl, ohne eine Antwort zu erhalten. Schon mußte sie alle Augenblicke befürchten, daß man sie zur

Bezahlung ihrer Rechnung im Gasthofe auffodern würde, allein der Wirth war ein bescheidener gutthätiger Mann und würde, wenn sie sich ihm vertraut hätte, ihr allen guten Rath gegeben haben, ohne ängstlich auf seine Bezahlung zu dringen. Daß er Tobias gern in ihre Bekanntschaft bringen wollte, geschah gerade in der Absicht ihr einen Freund zu verschaffen. Er muthmaßte aus seinem Gepäcke und aus einigen abgebrochenen Wörtern des Negersklaven, der sich über dem durch Minen sehr wohl auszudrücken wußte, daß Tobias nicht allein ein sehr reicher, sondern auch ein sehr wohlthätiger Mann seyn müsse, und er glaubte es ihm an den Augen anzusehen, daß er eine junge, schöne und bedrängte Dame, wenn er anders etwas von ihrer Verlegenheit gewahr würde, nicht ohne Hilfe lassen würde.

Darinn hatte sich der ehrliche Mann nun auch im geringsten nicht betrogen, ohnerachtet er die eigentliche Art, wie Tobias sich dabei benommen hatte, erst nach seiner Abreise, die schon mit Anbruch des folgenden Tages erfolgte, umständlich durch einen ihm bekannten angesehenen Banquier erfuhr. Zu diesem war Tobias, ohne daß die junge Markese das geringste muthmaßte, noch vor dem Abendessen hingegangen, hattte ihm den Belauf von tausend Guine-

en

en zugestellt, wovon er der Dame acht hundert in Wechselbriefen auf London und zwei hundert in baarem Gelde, jedoch erst nach seiner Abreise zustellen sollte. Ueberdem hatte er ihn inständig gebeten, sie an ein Handelshaus anzuweisen, daß sie zugleich besonders in seinen Schutz nehmen und mit einer anständigen Wohnung versehen möchte. Erst als er dieses alles bewerkstelligt hatte, kehrte er zu der schönen Markese, die ihn mit einer Höflichkeit voller Würde empfing, zurück; er begnügte sich ihr bloß zu sagen, daß sie am folgenden Morgen einem Besuch von einem sehr angesehenen und rechtschaffenen Kaufmanne, der die größten Familien in Engelland und villeicht auch ihren Gemahl kenne, erhalten werde. So liebreizend auch die Dame war, so hielt sich Tobias doch in den Schranken einer ehrerbietigen Höflichkeit. Verwünscht, dachte er, sey der Gedanke, einer verlassenen, vielleicht schändlich hintergangenen jungen Person, durch unanständige Zudringlichkeiten zu spotten. Die Dame, welche ohne Zweifel einen Theil seiner Denkungsart errieth, war um so geneigter, auch ihm ihre ganze Hochachtung zu bezeigen. Sie gerieth in die größte Verwunderung, als er ihr, auf ihr Begehren, einen Theil seiner Begebenheiten und besonders seine in West- und Ostindien erlebten Schick-

sale erzählte, und sie sagte ihm noch bei seinem Abschiede, daß sie die wenigen Stunden, so sie in seiner Gesellschaft zugebracht hätte, jederzeit mit unter die angenehmsten ihres Lebens rechnen würde. Wie sehr aber muste sie über seine Großmuth erstaunen, als sie des folgenden Morgens durch den Banquier erfuhr, was er für sie gethan hatte, ohne einmal seinen Namen bekannt gemacht zu haben. Jedoch Tobias war, als sie dieses erfuhr, schon auf dem Wege nach Antwerpen und Rotterdam.

Dreißigstes Kapitel.

Diskurs wie sie zuweilen in Koffeehäusern geführt werden.

Gelobet seyst du Land des Ueberflußes und vernünftiger Freiheit! Sey mir willkommen!

So dachte Tobias als er den holländischen Grund und Boden betrat. Er erinnerte sich, bei seiner Ankunft zu Rotterdam des Namens einiger Kaufleute, die er ehemals durch den Herrn M. zu Amsterdam hatte kennen lernen und beschloß sie zu besuchen, um vorläufig

eini-

einige Nachrichten von dem Leben und Befinden seines großen Wohlthäters einzuziehen. Bald erfuhr er, daß sich derselbige zwar noch wohl befinde, aber wegen der traurigen Nachrichten, die er von dem wahrscheinlich unglücklichen Ausgange seines Prozeßes aus Batavia erhalten habe, in große Schwermuth verfallen sey, um so mehr da sein eigener Anwald alle Hofnung zu verlieren scheine. „Die hat er denn nun auch wohl wirklich verloren," sagte Tobias ohne sich weiter zu erklären.

Es war eben um die Börsenzeit und man führte ihn in eins der vornehmsten Koffeehäuser. Hier fand er die angesehensten Kaufleute der Stadt, und seine Verwunderung war nicht geringe, als er sich einem Tische näherte, um welchen verschiedene Personen, Theils saßen Theils standen, und sich von dem Prozeße seines Pflegvaters unterhielten. Anstatt die Parthei des leztern zu nehmen, der nach dem Urtheile des großen Haufens sehr unglücklich und seines ganzen Vermögens beraubt werden würde, war man vielmehr der Meinung, daß er nicht das geringste Mitleiden verdiene. Bald hatte einer zuverläßige Nachricht, daß er in Batavia die größten Plackereien ausgeübt, ein anderer, daß er die Gelder der ostindischen Kompagnie unterschlagen und ein dritter, daß er alle Aemter

ter und die Justiz selbst verkauft habe. Endlich drang sich auch ein Prokurator zu der Gesellschaft und zeigte einen Brief von dem Advokat van Tasten, den er seinen Busenfreund nannte. Diesem Brief, sagte er, habe ich vor vier Monaten erhalten, aber bisher ein Geheimniß daraus gemacht. Lesen Sie ihn selbst, fuhr er fort, indem er sich an einen der angesehensten Kaufleute von der Gesellschaft wandte, er schreibt mir im Vertrauen, daß er sich schäme, die Sache eines offenbaren Betrügers übernommen zu haben. Da sehen wir's, schrie ein fünfter: wenn sein Advokat schon so schreibt, wie wird das Urtel seiner Richter ausfallen?

Länger konnte Tobias nicht an sich halten. „Ohnerachtet ihr Busenfreund so schreibt," redte er den Mann mit dem Briefe an, so hat doch die hohe Regierung zu Batavia ein gerechteres Einsehen gehabt, denn sie hat ein Urtel gefällt, welches allen Ränke schmiedenden Advokaten und Prokuratoren, allen falschen Zeugen und Betrügern ein Schrecken einjagen wird. Ihr Freund, mein Herr, wird mit einem der ersten Schiffe als ein Verbrecher in eins der Gefängnisse zu Amsterdam abgeliefert, damit die höhern Richter, ihm sein Endurtel sprechen mögen, welches nicht anders als traurig für ihn ausfallen kann. Was den Herrn M.

anbelangt, so hat er seinen Prozeß mit zuerkannter Ersetzung aller Schaden und Kosten, wie auch einer Million ihm noch rückständiger Gelder gewonnen.

Der Prokurator, (spöttelnd.) Wer leistet für dieses Mährchen die Gewähr?

Tobias. Für die Wahrheit, ich, mein Herr, als ein redlicher Mann und als Rath von Indien, ich der ich bei Bekanntmachung des Urtels zugegen war und Brief und Siegel bei mir führe. In acht oder zehn Tagen wird das Schiff, womit ich von Batavia abgeseegelt bin, von Bourdeaux aus, so Gott will, im Texel einlaufen und durch die Berichte an die ostindische Kompagnie noch mehr die Gewähr leisten, daß Herr M** immer fort ein redlicher Mann und ein treuer Beamter gewesen ist.

Der Advokat ging stillschweigend an die Seite und die übrigen Herren von der Gesellschaft dankten Tobias freundlich für die gegebene Nachricht.

Ein

Ein und dreißigstes Kapitel.

Der Hund des Tobias wedelt mit dem Schwanze.

Eben rauchte Herr M** in seinem Zimmer und in Gesellschaft einiger geprüfter Freunde, ein Pfeifgen, als ein Bedienter zur Thür hinaus ging und der getreue Pantalon, dessen Herr sich noch bei seinem Gepäcke an der Hausthür aufhielt, die Gelegenheit in acht nahm ins Zimmer zu schlüpfen. Da lag er, ehe es sich Herr M** versahe zu seinen Füssen, leckte ihm die Schuhe, wedelte mit dem Schwanze, richtete sich auf seinen Hinterpfoten in die Höhe um dem ehrlichen Manne auch eine Hand zu lecken, sprang nach der wieder verschlossenen Thüre; und sahe nach ihm hin, als ob er sagen wollte; drausen ist auch mein Herr! Herr M** (Pantalon erkennend, springt freudig von seinem Sitze auf und wirft seine Pfeife an die Seite.) Freunde! Werft die Pfeifen weg und helft mir meinen Sohn empfangen! Mir ahndet es, er ist nicht fern! Daß ist sein Hund.

Plötzlich öfnete sich die Thür und Tobias schloß seinen Wohlthäter fest in seine Arme.

Gott sey gedankt, Vater! Kann ich dich doch wieder in meine Arme schließen! Erkenne in mir Deinen dankbaren Sohn, wie ich in dir meinen größten Wohlthäter erkenne.

Herr M. Sohn! ich wollte dich empfangen, aber meine Füsse wanken für plötzlicher Freude. Hilf mir in jenen Seßel; ich hoffe, ich werde mich bald wieder erholen; die Ueberraschung war zu groß. (Nach einer Weile.) Ich hatte Nachricht aus Surinam, daß du nach Batavia geseegelt wärest. Ich erwarte von daher traurige Nachrichten. Meine Feinde haben mich zu Schanden gemacht und ich werde für einen Betrüger gehalten werden.

Tobias. Mein Vater! Es ist dir Gerechtigkeit wiederfahren. Ich komme von Batavia und bringe dir gute Zeitung. Plötzliche Freude möchte deiner Gesundheit schaden; du sollst alles erfahren, so bald dein Blut ruhiger fließt. Viel Grüße von deinem treuen Holter, dem wackern rechtschaffenen Manne.

Herr M. O, des redlichen Freundes! Ist er gesund?

Tobias. So habe ich ihn verlassen und er genießt die Achtung aller Rechtschaffenen in Batavia!

Herr M. Also ist noch Hofnung vorhanden, daß ich meinen Prozeß nicht verlieren wer-

werde. Hat van Tasten Mittel gefunden, meine Unschuld in helles Licht zu setzen? Sage es mir nur; ich bin zu allem gefaßt.

Tobias. Eben dieser heuchlerische Achselträger hielt es mit ihren Feinden. Dank sey es Ihrem Freunde Holter; durch seine wohlgemeinten Rathschläge, habe ich den Prozeß selbst geführt. Der treulose Sachwalter wird als ein Verfälscher und Betrüger in kurzem in ein hiesiges Gefängniß geliefert, um sein Endurtel abzuwarten. Sie haben Ihren Prozeß gewonnen, Ihre Gegenparthei bezahlt alle Kosten, Sie erhalten alle Ihre noch ausstehenden Schulden, Ihre Unschuld ist erkannt und Ihre Ehre völlig gerettet! Hier haben Sie die beglaubte Abschrift von der Sentenz des hohen Raths. (Er ziehet sie aus seiner Brieftasche und überreicht sie.)

Herr M. (Indem er liest.) O Gott, wie viel Freude erlebe ich heute! — Gott, wer hätte das gedacht! — O, über die bösen Menschen! — Gott, du bist gerecht! — O Gott, wie unerforschlich sind Deine Wege und wie groß ist Deine Güte! — Der Namen des Herrn sey gelobt von Ewigkeit zu Ewigkeit!

(Als er gelesen, zu Tobias.) Komm an meine Brust, mein Trauter! Empfange meinen Dank für alle Deine Treue! Du hast mir mehr vergolten, als ich Dir gethan habe. (Als er ihn

nochmals sitzend umarmt hat, zu den anwesenden Freunden.) Gott schenke euch solche Freude an euren Kindern, als ich an diesem meinem angenommenen Sohne erlebe, und ihr werdet höchstglücklich seyn. (Nach einer Weile, indem er aufstehet nnd eine Schelle anziehet.) Ich muß meinem Herzen Luft machen! (Zu einem Bedienten der hereintritt.) Nimm Boten an, so viel du nur bekommen kannst! Schicke zu allen meinen Freunden, die du kennest und laß ihnen sagen, daß ich sie bäte die Freude über meines Sohnes Zurückkunft beim frölichen Maale noch heute mit mir zu theilen; laß ihnen sagen, daß wenn sie Arme und Nothleidende kennen, möge die Zahl auch noch so groß seyn, sie selbige zu mir ins Haus schicken oder mir ihre Wohnung anzeigen möchten, ich will reichlich Allmosen spenden. Acht Tage lang soll kein Armer in dieser großen Stadt über Hunger und Durst klagen; ich will reichliche Beiträge den milden Stiftungen zu wenden und meine Freude bezeigen!

Schnell verbreitete sich zu Amsterdam die Nachricht von des Herrn M. gewonnenen Prozeße und die Glieder der ostindischen Kompagnie selbst, drängten sich zu ihm, um die Versicherung aus seinem Munde zu hören, und noch waren nicht acht Tage verflossen, als das im Texel einlaufende Schiff die Bestätigung

mitbrachte. Nun stellte man Gastmäler in öffentlichen Häusern an und durch eines derselben ehrte die westindische Kompagnie Tobias, als einen Mann, dem sie große Verpflichtung hatte.

Ruhiger floß das Blut als alle diese Feste vorbei waren und nun hielt Herr M. dafür, daß es Zeit sey, Tobias von seiner verlobten Braut zu unterhalten.

Herr M. Sohn, du hast mir Freude gemacht. Wollte Gott, das ich dir durch angenehme Nachrichten von deiner Charlotte und von der Familie von P** gleichfalls welche machen könnte, aber leider habe ich dir von dieser Seite nur traurige Botschaft zu hinterbringen. Nur ein einzigesmal habe ich einen Brief von deiner Braut erhalten, das war sechs Monate nach deiner Abreise von Amsterdam, und da meldete sie mir den Tod ihres Vaters. Ohne Zweifel muste sie solcher in große Bestürzung versetzt haben, denn ihr Brief war nicht so abgefaßt, wie ich es von ihr hätte vermuthen können, so gar hatte sie deiner darinn nicht mit einem Worte erwähnt.

Da ich nach der Zeit nicht eine Zeile weiter von ihr gesehen habe, so bin ich der Meinung, daß sie mit ihren Schwestern von Berlin weg und etwa zu einer Anverwandtin in die

Provinz gezogen ist. So Gott will, werden wir sie bald wieder sehen, verzeihe mir nur, daß ich dich bis hieher auf deine Fragen, durch entgegengesetzte Nachrichten getäuscht habe, ich wollte unsere Freude nicht verderben. Noch wenige Tage und wir reisen mit einander ab. Gern möchte ich in meinem Vaterlande sterben, so sehr man mich auch beleidigt hat. Herr M** machte wirklich alle Vorkehrungen zu seiner Reise, und der Tag dazu war schon bestimmt, als die Ankunft seines betrügerischen Anwalds, des van Tasten, derselben neue Hindernisse in Weg legte. Man befand es für nöthig leztern einigemal in seiner Gegenwart zu verhören; darüber verstrichen zwei Monate, indessen verschaffte man ihm auch noch vor seiner Abreise die traurige Genugthuung, diesen falschen Rechtsfreund zur lebenslänglichen Arbeit in ein sogenanntes Raspelhaus oder Zuchthaus zu schicken.

Während der Dauer dieses kurzen Prozeßes, fand Tobias Gelegenheit seine von dem nubischen Priester erhaltenen Edelgesteine unter der Hand schätzen zu lassen. Noch hatte er leztern, um ihm eine unvermuthete Freude zu machen, von diesem Schatze nichts gesagt. Jezt da er wußte, wie viel er werth sey, denn man hatte ihm schon über eine Million Gulden dafür geboten, jezt zeigte er ihm selben. Herr M.

rieth ihm, solchen nach Engelland zu schicken und das Geld dafür in der Londner Bank anzulegen. „Wir wollen künftig, sezte er hinzu, von den Zinsen unserer Kapitale nichts mehr ersparen, sondern unseres Nebenmenschen Glück, so viel in unsern Kräften stehet, befördern. Noch vor der Abreise, nahm Tobias eine zahlreiche Bedienung an und erschien in der Stadt, in der er ehemals als ein halbverdächtiger Fußgänger angelangt war, in der Pracht eines Fürsten.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

In fünf Jahren kann sich vieles verändern.

Beide Reisende fanden, bei ihrer Ankunft zu Berlin, einen großen Theil der Stadt, aus niedrigen Hütten zu Pallästen umgeschaffen: sie kannten fast die Gegenden nicht mehr, die sie ehemals bewohnt hatten, alle hatten sie sich verschönert und das war das Werk eines staatsklugen Fürsten.

Wie herrlich wird erst unser Kropfenstein in die Augen fallen? wie ergözend der Anblick seyn, meine Kolonisten in voller Arbeit und ein

mit Waaren über und über angefülltes Lager anzutreffen! Ohne Zweifel, fuhr Herr M** fort, hat F** meine Vorschriften in Ansehung des Verkaufs befolgt, denn er war immer ein thätiger Mann. Ich habe nur ein einzigesmal an ihn geschrieben und mir die Antwort bis zu meiner Rückkehr verboten, weil mein Prozeß mir dazumal die Lust zu allen Dingen benahm, die mir sonst angenehm gewesen waren. Jezt lebe ich von neuem auf und ich will, wenn Gott mir das Leben läßt, mein Vaterland durch große Fabrikeinrichtungen beglücken. Du Tobias wirst mit deiner Charlotte mir das Leben versüssen und ich werde mit Gelassenheit meinem Lebensende entgegen sehen.

Man langte vor dem uns schon bekannten Gasthofe zur Stadt Paris an, und Tobias konnte nicht umhin sich bei dieser Bennung, als er abstieg, der drei Tage zu erinnern, die er in jener Hauptstadt Frankreichs erlebt hatte. Alles stellte sich seinem Gedächtniß dar, was ihm sonderbares daselbst wiederfahren war, er prieß in seinen Gedanken die Polizei, so weit sie reichen konnte und wünschte sich Glück, den Nachstellungen der Großen, die ihren heilsamen Gesetzen nicht unterworfen waren, entwischt zu seyn.

Zu allererst suchte Tobias den Rath F** auf, um von ihm wegen der Familie von P**

die

die zuverläßigsten Nachrichten einzuziehen. Er fand diesen redlichen Mann noch in seiner ehemaligen Wohnung. Bei der Freude, die er empfand, Tobias ganz unvermuthet wieder zu sehen, mischte sich eine Art von Schwermuth in seine Unterhaltung. Ohne sich indessen um die Ursache derselben erst befragen zu lassen, entdeckte er Tobias, daß er ihm, sowohl wegen der Familie von P**, als wegen des Zustandes der Manufaktur nichts angenehmes zu sagen habe.

Das Fräulein Charlotte hatte bald nach Tobias Abreise durch die Frau eines Hauptmanns, welche sie zuweilen besuchte, die Bekanntschaft eines jungen Offiziers gemacht, der zwar mit wenigen Verstande aber mit desto mehr Zuverläßigkeit und Dummdreistigkeit begabt war, der bei dem Frauenzimmer zugleich den Poßenreisser und den eingebildeten Helden spielte, der bei einer unedlen Geschichtsbildung den Wuchs eines Stückknechts hatte und nicht zwanzig verständige Worte zusammensetzen konnte.

So wenig ein solcher Mensch einen jungen wohlerzogenen und verständigen Frauenzimmer gefährlich zu seyn schien, so wurde er doch von Charlotten, in ganz kurzerZeit, so sehr geliebt, daß sie fast keinen Tag hinbringen konnte, ohne ihn bei der Hauptmannin, die seine nahe Anverwand-

wandtin war, aufzusuchen. Die Folge von dieser Verblendung war, daß sie ihren Verlobten und zuletzt auch sich selbst ganz und gar vergaß, sich ihm ohne Rücksicht in die Arme warf und schwanger wurde. Ihr Zustand konnte ihrem rechtschaffenen Vater nicht lange verborgen bleiben; er sah seine schönsten Hofnungen dadurch vereitelt, wollte aber doch nicht vergessen, daß er Vater sey; brachte von seiner Tochter mit Sanftmuth das Geständniß ihres Fehlers heraus und war nur darauf bedacht, solchen durch die Heirath mit ihrem Verführer zu bedecken. Er ließ letztern zu sich rufen und forderte ihn auf wegen Vollziehung der Ehe unverzüglich die Einwilligung des Königs nachzusuchen. Wie erstaunte er als dieser Unglückliche Bedenklichkeiten machte und ihm ins Gesicht sagte, daß er sich nicht für den Verführer seiner Tochter halte, daß dieses ohne Zweifel ihr Verlobter gewesen sey und er sich also nicht entschliessen könne. Ein Wortwechsel, den der redliche Obriste hierauf mit diesem Nichtswürdigen führte, griff ihn so gewaltig an, daß er von einem Schlagflusse getroffen zur Erde fiel und wenige Stunden darauf seinen Geist aufgab. Seine Tochter war nach seinem Tode so ehrvergessen, sich ihrem ehrlosen Verführer, von dem sie nicht lassen konnte, unter dem Titel einer

Buhlerin gänzlich zu überlassen und sogar ihre Wohnung bei ihm aufzuschlagen. In dieser Eigenschaft hielt sie sich noch jezt, da Tobias nach Berlin zurückkam, bei ihm auf und hatte bereits drei Kinder mit ihm erzeugt. Da es dem Elenden an eignem Vermögen fehlte, so hatte er den köstlichen Schmuck, welchen das Fräulein Charlotte an ihrem Verlobungstage von Tobias erhalten hatte, nach und nach verkauft, viele tausende von dem daraus gelösten Gelde verspielt, und den Ueberrest Theils zu des Fräuleins höchst nothdürftigen Unterhalt, Theils aber zu Schwelgereien verwandt.

So war das traurige Schicksal des Fräuleins Charlotte von P** beschaffen, die schon jezt, da ihr unwürdiger Geliebter ihr ganzes Vermögen durchgebracht hatte, sich nicht allein dem Mangel sondern auch der gröbsten Behandlung ausgesetzt sahe. Das Fräulein Karoline ihre Schwester lebte gleichfalls mit einem Offiziere und nur Wilhelmine, die Herrn F** gebeten hatte, Vatersstelle an ihr zu vertreten, war von ihm zu einer betagten vornehmen Wittwe gebracht, die sich ihrer als eines eigenen Kindes annahm und zu frieden mit ihrem tugendhaften Betragen, ihr schon bei Lebzeiten ein Kapital von einigen tausend Thalern zum Brautschaz ausgesezt hatte.

Tobias trauerte tief um seine ehemalige Verlobte. Indem er aber jezt bloß mit einer Art von geheimen Unwillen und Verachtung an sie dachte, konnte er sich doch nicht enthalten auch Mitleiden über ihren verworfenen Zustand zu empfinden. Dieses bewog ihn Herrn F** zu bitten, unter der Hand alles anzuwenden, damit sie mit dem Unglücklichen, mit dem sie schon so lange im Verständniß lebe, verheirathet oder wenn sie sich dabei glücklicher schätze, von ihm getrennt werde, da er ihr denn in Rücksicht ihres verstorbenen Vaters, auf beide Fälle, eine jährliche Leibrente von sechs hundert Thalern aussetzen wolle.

Man kam nunmehr auf den Zustand der Manufaktur zu sprechen. Auch von dieser Seite, waren alle guten Absichten des Herrn M** vereitelt. Ein Haufen eigennütziger Subalternen beim Bauamte, hatten alle Bemühungen des Herrn F** seit so viel Jahren fruchtloß gemacht, und man war mit dem innern Bau noch nicht einmal fertig geworden. Sogar den staatsklugen Fürsten, der es so gut meinte, hatte man gegen die ganze Unternehmung einzunehmen gewust. Die bei der Bank niedergelegte Summe, war zum Unterhalt der schon seit so geraumer Frist unthätig lebenden Fabrikanten verwandt und Herr F** sahe voraus,

daß der Unternehmung noch immer neue Hindernisse in den Weg gelegt würden, weil man auch den Ministern glaubend zu machen gewußt hatte, daß solche in ein Monopol ausarten und dem Lande zum Schaden gereichen würde.

Die Rechnungen, welche Herr F** über die bisher verwandten ansehnlichen Kapitale ablegte, legten von seiner Redlichkeit Zeugniß ab und er hatte sich selbst ein Bedenken daraus gemacht, die ihm ausgesetzte Pension zurück zu behalten. Nur auf die dringende Bitte seines Freundes mußte er sie gleichfalls in Rechnung bringen. Ueberhaupt sah Tobias, von diesem Augenblick an, mit Gleichgiltigkeit auf diese Unternehmung, die ihm ehemals viel Vergnügen verschafft hatte.

Herr M** wurde durch den getreuen Bericht, den ihm Tobias von allem, was sich seit seiner Abwesenheit zugetragen hatte in augenscheinliche Bestürzung gesetzt, aber er nahm bald seine Ueberlegung und seine Standhaftigkeit zu Hilfe.

„Beßer," sagte er endlich, „daß Charlotte vor als nach ihrer Verheirathung untreu geworden ist. Ich bin nur über die Todesart ihres rechtschaffenen Vaters betrübt. Wenn du so wie ich denkst, Tobias, so wollen wir mein

Va-

Vaterland bald wieder verlassen und nach Holland zurückkehren, wo wir doch einige aufrichtige Freunde haben. Ich entsage von nun an, allen Güterankauf, sollte man mir solchen auch bittlich antragen. Nur das kleine Vergnügen will ich mir verschaffen, während unsers Hierseins, einen Aufwand zu führen, der von unserm Reichthum zeugen soll. Mag immer eine Art von Prahlerei und Eitelkeit darunter stecken, so will ich doch sehen lassen, daß derjenige, dem nicht einmal vergönnt war, einige Hufen Landes zu kaufen, eine ganze Grafschaft kaufen könnte, und doch bist du, Tobias, noch reicher als ich. Die Arbeiter die ich für die Manufaktur verschrieben hatte, werde ich nach Holland zurückschicken und sie so belohnen, daß sie über mich nicht klagen können, ich werde aber zugleich der Regierung die Ursachen anzeigen, warum ich auf die ganze Manufakturunternehmung Verzicht thue."

Tobias betheuerte, daß seines Wohlthäters Wille beständig der seinige seyn würde und bat bloß, da er während dem Herbst, der schon vor der Thür sey, eine Reise zu seinem Vater und noch eine andere zum Besten der Brüder des Lieutenants von Mindenau unternehmen wolle, die Rückreise nach Holland bis zum Anfang des künftigen Frühlings auszusetzen. Als

dieses beschlossen war, dachte man nunmehr an nichts weiter, als sich den Aufenthalt in Berlin so angenehm als möglich zu machen. Herr M** fand für gut eines der prächtigsten Häuser auf ein Jahr zu miethen, und richtete sich auf eben diese Zeit mit alle der Pracht ein, in der ein regierender Reichsfürst nur immer leben kann. Die Anweisungen die er sich aus Holland an die ersten Handlungshäuser dieser Residenzstadt mitgebracht hatte, verursachten unter ihnen Erstaunen und Besorgniß, denn es war darinn nicht von Tausenden sondern von acht bis zehn Millionen die Rede, welche man ihm, auf sein Begehren, ohne die geringste Bedenklichkeit und den mindesten Zeitverlust auszahlen möchte.

Bei solchen Anempfehlungen war es also kein Wunder, daß sich bald nach des Herrn M** Ankunft eine Schaar von ansehnlichen Banquiers bei ihm einfand, um ihm die seinem großen Reichthum gebührende Ehrerbietung zu bezeigen. Bald wurde es in der ganzen großen Stadt bekannt, daß dieser einzige Mann im Stande sey, mit den paar Worten, „ich will so viele Millionen haben", die Kassen aller Banquiers ausleeren könne und es fehlte ihm nicht an Leuten hohen und niedern Standes, die sich seiner Freundschaft und Gewogenheit

heit empfohlen. Herr M** hatte ganz den Ton eines Stadthalters von Batavia wieder angenommen und ließ sich dabei täglich durch vier und zwanzig Bedienten in prächtiger Livree bedienen, unterhielt eine Tafel für dreißig Personen und fand sie täglich besetzt.

Indessen war Tobias kaum vierzehn Tage in Berlin gewesen, so traf er auch schon alle Anstalten, um seine Reise zu seinem Vater anzutreten.

Zu der Bedienung, die er mit sich nehmen wollte, fehlte ihm noch ein Jäger. Schon hatten verschiedene junge Leute von dieser Zunft ihre Dienste angeboten, als man ihm meldete, daß ein ganz alter Mann, der sich für einen Jäger ausgäbe, mit ihm zu reden verlange. Tobias ließ ihn vor sich kommen und erkannte in ihm den ehrlichen Theodor, der ihn ehemals, auf Veranlassung der Frau von Mindenau und ihrer ersten Zofe denen dänischen Werbern hatte in die Hände spielen sollen.

Tobias. Alter ehrlicher Waidgeselle, kennst du deinen Freund nicht mehr?

Theodor. (Indem er ihn scharf ansieht.) Ja gnädiger Herr, ich erkenne Sie, aber ich kann mich auf Ihren Namen nicht mehr besinnen. Sie waren noch vor ohngefehr sechs Jahren ein stattlicher Waidmann. Daß ich Sie nicht über

den

den Haufen geschossen und auch nicht an die dänischen Werber verkauft hatte, kostete mir meinen Dienst und seit der Zeit bin ich fast immer ohne Brod gewesen.

Tobias. Daran soll es dir künftig nicht fehlen. Von dir soll es abhängen, ob du mir dienen willst oder nicht, aber auf alle Fälle werde ich dir, bis an deinen Tod, ein jährliches Gehalt von drei hundert Thalern aussetzen. Du wirst daraus sehen, daß eine gute Handlung nie unbelohnt bleibt.

Theodor. O eine gute Handlung belohnt sich schon durch sich selbst, aber ich danke für die große Gnade, die Sie mir erzeigen wollen. Ich werde Ihnen gern dienen und wer weiß, ob ich nicht noch hie und da nützlich seyn kann.

Tobias. Das kannst du freilich und um dir zu zeigen, daß ich ein Vertrauen in dich setze, werde ich dich zu meines Vaters Haushofmeister setzen. Deine Verrichtung wird in weiter nichts bestehen, als nur offenbaren Betrug so viel möglich abzuwenden, aber essen und trinken kann jeder Bedienter, so viel ihm gut deucht. Du bist an Kleidern abgerissen, ehrlicher Theodor, aber ehe vier und zwanzig Stunden vergehen, sollst du reichlich damit versehen seyn, auch sollst du so fort ein Jahrgehalt als ein Handgeld erhalten.

Theo-

Theodor. Gnädiger Herr, da sehe ich, daß eine gute Handlung auch übermäßig belohnt werden kann.

Tobias. Hast du seit Kurzem keine Nachricht von deiner ehemaligen Herrschaft? Weißt du auch nicht, wo die Stiefsöhne der Frau von Mindenau sich aufhalten?

Theodor. Zwei von den Letztern dienen als Unteroffiziere bei der sächsischen Garde und sind wackere Leute, der dritte aber ist mit einem gemeinen Weibe, daß er geheirathet hatte, in alle Welt gegangen. Die Stiefmutter lebt ganz einsam auf ihrem Gute und ist in zwei Jahren nicht nach Berlin gekommen, weil der Offizier, dem zu gefallen sie ehemals dahin reiste, gestorben ist. Wenn Sie nähere Nachrichten verlangen, gnädiger Herr, so will ich Ihnen den Stephan, Ihren alten Bekannten holen, er ist eben mit Briefen und Aufträgen von seiner Herrschaft hier.

Tobias. O versäume das ja nicht, aber ehe du weggehest, sollst du dein Jahrgehalt empfangen, sobald du aber deine Kleidung wirst erhalten haben, gehet dein Dienst an, der dir nicht schwer fallen soll.

Theodor war voller Freuden, so unvermuthet der äusersten Armuth entrissen und in glücklichere Umstände als jemals versetzt zu seyn.

Es

Es dauerte nicht lange, so kam er mit Stephan zurück, der Tobias versicherte, daß die Frau von Mindenau seit einiger Zeit unaufhörlich an ihn denke, ihn nur noch einmal zu sehen wünsche und wenn sie wisse, daß er in Berlin sey, ihn gewiß daselbst aufsuchen werde; er setzte hinzu, daß sie ihre Gemüthsart, seit ein paar Jahren, ganz verändert und sich auch sogar vorgenommen habe, mit ihren Stiefsöhnen künftig in einem guten Vernehmen zu leben und sie für die rechtmässigen Erben ihres väterlichen Guts zu erkennen.

Alle diese Nachrichten waren Tobias um so angenehmer, da er der Frau von Mindenau in seinem Herzen immer viel gutes gewollt hatte und seinen Plan, ihre Stiefsöhne wieder in ihr väterliches Erbe einzusetzen dadurch sehr erleichtert fand. Indessen ließ er sich von seinen wahren Gesinnungen nichts merken und begnügte sich nur Stephan ein Merkmal zu geben, daß er die ihm ehemals geleisteten Dienste nicht vergessen habe. Hierzu fand er eine erwünschte Gelegenheit, indem ihm jener unter andern erzählte, daß die Schenke auf dem Gute jetzt verkauft werden solle, daß sich aber noch kein Kauflustiger gefunden habe, weil der Kaufschilling sich auf fünf hundert Thaler belaufe und eine ganz neue Einrichtung gemacht werden müße.

To-

Tobias. Da sollst du Schenker werden, Stephan, denn du bist ein guter Mensch und schickst dich dazu. Ich werde dir noch heute tausend Thaler in Golde zustellen.

Stephan. O Herr, wie habe ich so viel Gnade verdient! Was wird meine Herrschaft sagen, wenn ich so reich nach Hause zurückkomme!

Tobias. Sey nur ferner rechschaffen und sie wird es dir gern gönnen.

Einige Tage nach dieser Unterredung reiste Tobias in einer Postkalesche mit sechs Pferden bespannt, von seinem Negersklaven, einem Kammerdiener und noch einem andern Bedienten begleitet nach Dresden ab, wo er die Brüder des Lieutenants von Mindenau sehr bald ausfündig machte und sie ihren Chefs so nachdrücklich empfohl, daß sie in wenigen Tagen zu Lieutenants bei der Garde ernannt wurden. Erst als er sie in ihrer neuen Uniform gesehen hatte, setzte er seine Reise weiter fort, und erreichte schon des folgenden Tages das Schloß der Frau von Mindenau. Sein Besuch wurde von dieser Dame mit Freuden angenommen. Ohnerachtet sie schon von der glänzenden Rolle, die er zu Berlin gespielt hatte, unterrichtet war, so hatte dieses doch nur in sofern einen Eindruck auf sie gemacht, als sie ihm seit der Verände-

rung

rung ihrer Denkungsart von Herzen alles Gutes wünschte. Die sechs Jahre, da Tobias sie nicht gesehen hatte, hatten ihr nichts von ihren Reizen benommen. Kein Wunder, daß er sich von neuem dadurch gefesselt fand und mit gleichem Feuer als vormals einer Liebe nachhing, die ihm im vollen Maaße erwiedert wurde. Beim vollen Genuße derselbigen, vergaß er nicht sich des Nutzens der Stiefsöhne anzunehmen und es gelang ihm die schöne Wittwe zu bewegen, ihre Stiefsöhne zu sich einzuladen, sich völlig mit ihnen auszusöhnen und ihnen jährlich die Hälfte des reinen Ertrags des nunmehr schuldenfreien Guts zu überlassen. Tobias bewog die beiden Brüder sehr leicht, zum Besten ihres an der südlichen Seite von Afrika wohnenden Bruders, einen wohlhabenden und redlichen Mann zu wählen, der jährlich ein Drittel der ihnen zugefallenen Einkünfte in dessen Namen, in Empfang nehmen mußte, damit wenn er einmal über kurz oder lang aus jenen fernen Gegenden zurückkommen möchte, er sehe, daß man ihn nicht vergessen habe. Durch den Vergleich, den die Frau von Mindenau in dieser Art mit ihren Stiefsöhnen traf, gewann ihr bisheriger Aufenthalt ein neues Leben; ihre sämmtlichen Unterthanen waren darüber hoch erfreut und sahen mit Vergnügen der Eintracht zu, die unter einer Mutter

und Kindern von beinahe gleichen Alter herrschte. Tobias wurde von ihnen allen, als der Stifter dieses Freundschaftsbundes, mit augenscheinlichen Merkmalen reiner Achtung und Dankbarkeit begegnet. Ungern riß er sich, nach einem monatlichen Aufenthalte von ihnen und sezte besonders die Mutter durch Geschenke, die einem Fürsten Ehre gemacht haben würden, in Erstaunen. Hätte er nicht seinem alten Wohlthäter das Wort gegeben, mit ihm nach Holland zurückzukehren und hätte nicht die schöne Witwe sich geäusert, daß sie nie wieder heirathen würde, so würden die Bande zwischen Beiden ohne Zweifel auf lebenslang geknüpft seyn, so aber riß er sich mit Betrübniß von ihr loß. Sein Weg führte ihn nach dem Schloße des Barons von Kollerhau, wo er noch einmal die Luft seines Geburtsorts einathmen und zum leztenmale die Gegenden besuchen wollte, wo er die Freuden des Knabenalters gefühlt hatte. Seine Absicht war zugleich sich nach dem jungen Manne, den er so unvermuthet in der Hauptstadt Frankreichs antraf, zu erkundigen.

Das sämmtliche Hofgesinde lief zusammen, als Tobias Wagen mit sechs Postpferden bespannt in dem innern Schloßhof erschien und er seinem Kammerdiener befohl, ihn bei der Herrschaft anzumelden. Indessen war ihn aus einem

Fen-

Fenster des Schloßes, sein Freund, der seit kurzer Zeit aus Frankreich angelangt war, gewahr geworden und eilte wie auf Flügeln, um ihn aus dem Wagen zu helfen und als einen unerwarteten höchstangenehmen Gast seinen Eltern, die beide noch lebten, zuzuführen; er hatte ihnen schon lange die Verbindlichkeiten entdeckt die er Tobias schuldig sey und wäre lezterer ein Fürst gewesen, so hätte er nicht mit größrer Hochachtung von ihnen aufgenommen werden können, als sie ihm erzeigten. Das ganze Dorf war in weniger als einer Stunde versammelt, um den glücklichen Sohne des ehemaligen redlichen Verwalters zu sehen und ihm anzulächeln, und die Herrschaft ließ jung und alt ein reichliches Freudenbier schenken, um sich dieses Tages als eines Freudentages in der adelichen Familie zu erinnern.

Acht Tage waren verflossen, als Tobias die Reise zu seinem alten Vater vorzunehmen beschloß. Der junge Baron bestand darauf ihn dahin zu begleiten, und entdeckte ihm erst unterweges, wie sehr das Andenken an Mademoiselle Saint Basile bei ihm Wurzel gefaßt hätte und wie sehr glücklich er sich schätzen würde, wenn er das Unrecht, das er ihr einstmals zugefügt habe, dadurch wieder gut machen könne, daß er ihr auf immer Hand und Herz anböte

Er

Er vertrauete Tobias, daß er nach dem Tode seines Vaters, da seine Brüder in rußischen Kriegsdiensten ihr Leben eingebüßt hätten, der Besitzer ansehnlicher Güter werden würde, und sich also im Stande sähe, ihr und auch ihrem Vater ein reichliches Auskommen zu verschaffen, daß er glaube ohne den Besitz der erstern nie glücklich leben zu können und er also, wo möglich, durch sein Ansehn und seine Verbindungen, die er ohne Zweifel noch mit Freunden in Frankreich unterhalten, ein Mittel treffen möge, seine Vorschläge zu dieser Heirath angenehm zu machen.

Ohnerachtet Tobias seit seinem letztern Aufenthalte in Holland von dem Herrn Saint Basile schon zwei Briefe erhalten hatte und dessen Freundschaft völlig versichert war, so zweifelte er doch, ob er ihm mit diesem Heirathsvorschlage ein Vergnügen machen würde, indessen wollte er seinem jungen Freunde, der sich ihm, seit seiner Befreiung aus dem Chatelet von der besten Seite zeigte, auch nicht alle Hofnung benehmen; er versprach ihm also, bei seiner Zurückkunft nach Holland das Beste zu thun, um ihn zu dem Besitz der Demoiselle Saint Basile zu verhelfen. Der junge Baron war über dieses Versprechen ganz vor Freuden außer sich und gab Tobias deutliche Merkmale seiner Achtung und Ergebenheit.

Der Vater des Tobias hatte, nur von Zeit zu Zeit, durch eben den Notar, der ihm die Anweisung auf zehn tausend Thaler zum Ankauf eines Landguts überbracht hatte, einige Nachrichten von seinem Sohne erhalten und glaubte nach denen, die er vor Jahresfrist bekommen hatte, daß er wohl nie nach Deutschland zurückkommen werde. Indessen lebte er auf seinem kleinen Landgute um so vergnügter, da er sein reichliches Auskommen dabei fand und auch seine ehemals wunderliche und zänkische Ehehälfte sich ganz nach seinem Willen bequemte. Er war eben mit dem Bau eines Seitengebäudes zu seiner Wohnung beschäftigt, theilte den Arbeitern seine Befehle mit und hatte seine Frau an seiner Seite, als diese Tobias Wagen, der nach dem Hofe zufuhr gewahr wurde. Eine geheime Ahndung bemächtigte sich ihrer plötzlich.

Fr. Kr. Mann, sieh dich um! Dein Sohn kömmt! Gewiß und wahrhaftig, er ists. Gott sey mir gnädig! Was für eine Menge Bedienten! Geh ihm doch entgegen.

Als sie noch so sprach, hielt der Wagen stille und Tobias sprang eilig hinaus, um seinem Vater, den er schon erkannt hatte, um den Hals zu fallen.

To-

Tobias. Vater! Wie glücklich schätze ich mich, Sie gesund wieder zu sehen. Schon lange habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt. Ich komme Ihnen meine kindliche Pflicht zu bezeigen und mir Ihren Seegen auszubitten.

Lange dauerte es, bis sich der alte Mann, von seiner freudigen Bestürzung erholte, endlich aber sammelte er alle seine Kräfte und schloß Tobias wiederholt in seine Arme,

Vater. Sey mir willkommen an meiner Brust, du mein geliebter Sohn. Gott hat dir einen bessern Vater geschenkt als ich war. Habe Dank für deine Liebe. Du verschaffst mir heute den freudigsten Tag in meinem Leben.

Nun fiel Tobias auch seiner Stiefmutter um den Hals. Er hatte schon in den umliegenden Gegenden gehört, daß sie seinem Vater, durch alle mögliche Gefälligkeiten, das Leben angenehm zu machen suche. „Mutter!“ rief er aus, „ich bin Ihnen die Ruhe und die Verlängerung der Lebenstage meines guten Vaters schuldig und ich danke ihnen dafür von ganzem Herzen. Befehlen Sie, was ich für Sie thun soll, und ich will Ihnen gehorchen.

Frau Kropfer hatte Mühe sich zu erholen. Der Anblick ihres Sohnes, der ihr so unerwartet in der Pracht, wie sie ihn sich oft im

Traume vorgestellt hatte, erschien, war ihr zu überraschend, als daß sie gleich die gewöhnliche Geläufigkeit ihrer Zunge hätte wiederfinden sollen. Nur nach und nach fing sie an ihr natürliches Wesen wieder anzunehmen, aber doch hielt sie sich immer in einer Art von ehrerbietiger Entfernung. Weit geschwätziger war sie gegen den jungen Baron von Kollerhan, dem sie ihr ganzes Herz ausschüttete und in der Folge, um alles was er von ihrem Sohne, den sie nur immer ihren Sohn den Baron nannte, wußte und erfahren hatte befragte. Ihre ohnehin schon vorgefaßte hohe Meinung von Tobias erreichte den höchsten Gipfel als er ihr den Tag nach seiner Ankunft, den Schatz von seidenen und sammetnen Zeugen, von seltenen feinen Spitzen und brillantenen Ohrgehenken, die er für sie mitgebracht hatte, nebst einer ansehnlichen Summe in klingender Münze überreichte, auch seinem Vater ein abermaliges Geschenk von einigen Tausenden zustellte.

Eintracht, Freude und Wohlleben hatten in der Wohnung des alten Kropfers ihren Sitz aufgeschlagen und Tobias brachte mit seinem Freunde, der sich nicht von ihm trennen wollte drei Wochen darin zu, als er durch ein Schreiben des Herrn M** der ihm meldete, daß er seine Zurückkunft gewisser Ursachen wegen mit

Un-

Ungedult erwarte, bewogen wurde, seinen alten Vater wieder zu verlassen und den nächsten Weg nach der prächtigen Königsstadt Berlin zu nehmen.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Wo die Geschichte sich ihrem Schluße nähert.

Es war schon in der Mitte des Oktobermonats als Tobias wieder bei seinem Pflegvater anlangte, der in wenigen Monaten einen Ekel an allem fernern Verbleiben in seinem Vaterlande gefunden hatte. „Man will mich," sagte er zu Tobias dazu zwingen, die Manufaktur, deren Errichtung man bisher alle mögliche Hindernisse entgegen setzte, zu Stande zu bringen und die Arbeiter nicht wieder aus dem Lande gehen zu lassen; ich bin seit den paar Monaten daß ich hier bin, wegen der Ursachen, die dich als meinem Erben bewogen haben, diese Unternehmung anzufangen und nun unvollendet zu lassen, in eine Art von Untersuchung gerathen, die den Stempel der Gewaltthätigkeit führt und da ich mich nicht enthalten können, die Wahrheit zu sa-

sagen, so hat man mir dieserwegen schon zweimal eine Geldstrafe zu erkannt, um mir zu lehren, daß ich von Leuten, die mich vor meinen sichtlichen Augen betrogen haben, mit Bescheidenheit sprechen müsse. Ich habe mich endlich gezwungen gesehen, eine Menge von Sachwaltern anzunehmen, die mich mit Winde nähren, und wovon, wie ich bemerke ein jeder mit meiner Gegenparthei im Verständnisse lebt. Ueberhaupt finde ich mich von eigennützigen Menschen umringt und habe keinen andern Freund, als Herrn F**, der mir aber mit aller seiner Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit nicht helfen kann und sich mir zu Liebe noch mächtige Feinde auf den Hals gezogen hat. Bei allen diesen Umständen habe ich den festen Entschluß gefaßt, diese Stadt und mein Vaterland knall und fall wieder zu verlassen. Lieber heute als Morgen, mein Sohn, und ich hoffe du wirst mir folgen."

Tobias war willig und bereit dazu. Man beschloß nicht länger als acht Tage zu verweilen und hernach ohne weitern Verzug die Reise nach Amsterdam wiederum anzutreten. Indessen hatte Herr F**, während Tobias Abwesenheit, Mittel gefunden, seinen wegen der unglücklichen Charlotte erhaltenen Auftrag auszurichten. Um seinen Zweck desto eher zu erreichen, hatte er den Befehlshaber des Regiments, bei

dem

dem der Lieutenant von Z**, der Verführer dieser verlassenen Person stand, zu bewegen gewußt, sich ihrer anzunehmen.

Schon war die Einwilligung des Landesherrn zu der Heirath eingetroffen und da Tobias wegen des dem Fräulein ausgesetzten Jahrgeldes ohne Zeitverlust die Anweisung ertheilte, auch der Befehlshaber selbst die vierteljährige Vorauszahlung nebst der Vormundschaft über das Fräulein übernommen hatte, so wurde die Heirath in wenigen Tagen vollzogen.

Oft erinnerte sich Tobias an Menana, die der Treue der deutschen Mädgen nicht mehr zu trauen wollte, als derjenigen aller Mädgen in der Welt; oft entstand der Wunsch in ihm zu dieser seiner surinamischen Geliebten zurückzukehren, um sich nie wieder von ihr zu trennen, aber er war durch Meere von ihr geschieden und konnte sich nicht entschliessen, seinen Wohlthäter zu verlassen.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Zurückkehr nach Holland.

Es war Tobias, als ob man eine Last von seinen Schultern gewälzt hätte, als er sich wieder

der

der an den äußersten Gränzen eines Landes befand, wo nach seinem einmal gefaßten Vorurtheil, die Mädgen, bloß auf leere Worte, auf den Schein eines Kleides mit rothen, weißen oder gelben Aufschlägen, die heiligsten Versprechungen vergässen. So sehr er dem Fräulein von P** ergeben gewesen war, so sehr er gewünscht hatte, seine Reichthümer mit ihr zu theilen, so hatte sich doch seine Liebe sehr bald in Gleichgültigkeit und selbst in Verachtung verwandelt, als man ihm den von Figur und Herzen ungestalten Gegenstand ihrer Liebe beschrieben hatte Auch der Gedanke war ihm nicht eingefallen seine ehemalige Verlobte noch einmal zu sehen. Herr M** hatte ihn wegen seines erlittenen Verlusts, den er jedoch nicht als einen Verlust betrachtete allen möglichen Trost zugesprochen, und bei Zeiten einige junge, reiche und schöne holländische Mädgen zu einer bessern Heirath in Vorschlag gebracht, allein Tobias hatte dazu keine Ohren gehabt, weil er Menana schlechterdings nicht vergessen konnte. Menana war, auf der Rückreise nach Holland, sein einziger Gedanke, allein er ließ sich nichts davon merken.

Kaum war er mit Herrn M** zu Amsterdam angelangt, so wurden ihm zwei Briefe von dem Herrn Saint Basile zugestellt. Durch den

ersten meldete ihm derselbige, daß er seine Pension eben so geschwind verloren als erhalten, mithin alle fröliche Aussichten auf die Zukunft verloren hätte. In dem zweiten schrieb er ihm vom Haag aus, daß er Frankreich, in Gesellschaft seiner Tochter, verlassen habe, um sich in Holland um eine Anstellung in Kriegsdiensten zu bewerben und nie wieder dahin zurückzukehren. Erst nach der Zeit erfuhr Tobias, daßselben der Herzog von N**, der ihn hatte meuchelmörderischer Weise wollen tödten lassen, den Herrn Saint Basile um seine Pension gebracht habe. Blos das Zutrauen auf Tobias hatte diesen nach Holland gezogen und in welche Verlegenheit mußte er nicht gerathen, als er erfuhr, daß derselbe wohl nie dahin zurückkehren werde. Diese Verlegenheit dauerte jedoch nicht länger als drei Tage, denn Tobias war gerade nach Einlauf des leztern Briefes angelangt. Der Trieb Herrn Saint Basile alle mögliche Dienste zu leisten zog ihn unverweilt nach dem Haag und er machte sich ein Vergnügen daraus, dieses prächtige Dorf, das mit dem prächtigsten europäischen Residenzen wetteifern kann und die meisten an Bauart und Geschmack übertrift, mit ihm zu besuchen. Es wäre beiden ein Leichtes gewesen, Herrn Saint Basile auf eine vortheilhafte Weise in holländischen Diensten

sten anzubrigen, allein Tobias wollte ihm ein ruhigeres Leben verschaffen. Mehr wie einmal wandelte ihm der Gedanke an, seiner Tochter, deren Reizen er nicht widerstehen konnte, seine Hand anzubieten, allein es war als ob in solchen Augenblicken, das Bild der schönen Menana vor seinen Augen schwebte und ihn erinnerte, daß diese junge Person sich unaufhörlich nach ihm sehne. Da faste er endlich den Entschluß seine keimende Liebe zur Demoiselle Saint Basile in reine Freundschaft zu verwandeln. Nun warb er für seinen Freund den Baron Kollerhan und war so glücklich, alle die Schwierigkeiten, die sich dieser Verbindung entgegenstellten aus dem Wege zu räumen. Mit Entzücken empfing der Baron die Nachricht von dem glücklichen Erfolg dieser Unterhandlungen und er war mit Bewilligung seiner Eltern bereits auf dem Wege, seine Braut und ihren Vater abzuholen, als Tobias eines Tages, da Herr M** eine besondere Begierde zeigte, den Anblick der offenbaren See bei Schäveling, ohnfern dem Hag zu geniessen, zugleich mit Herrn Saint Basile und seiner Tochter eine Lustreise dahin vornahm. Herr M** war diesen Tag wider seine Gewohnheit, tiefsinnig und entdeckte Tobias, der sich angelegentlich nach der Ursache erkundigte, daß ihm auch in seinem Alter

die

die Lust zu reisen noch einmal anwandle und er nicht glaube, ruhig sterben zu können, wenn er nicht auch Amerika oder wenigstens die hollän- dischen Besitzungen dieses Welttheiles gesehen habe.

Noch war er damit begriffen, seine Sehn- sucht nach dem Anblick neuer Länder zu ent- schuldigen, als man aus den Fenster eines wohl- gebaueten Hauses den Ausruf einer weiblichen Stimme hörte: Eilet! Eilet! Er ist es selbst. Die Gesellschaft wandte sich um, und Tobias war ausser sich vor Freuden, als er Menana erblickte, der einige ihrer Negersklavinnen zur Seite standen. Geschwind wie ein Pfeil eilte er zu ihr, während schon drei Sklavinnen auf dem Wege waren, ihn zu rufen. Herr M** und seine Freunde erstaunten, als sie Tobias plötzlich, an eben dem Fenster, woraus man die Stim- me gehört hatte, die schöne Menana, die nie- mand von ihnen kannte, mit allem Feuer in- brünstiger Liebe umarmen sahen.

Menana. Ist dein deutsches Mädgen dir treu geblieben?

Tobias. Nein! Aber ich dir, meine hol- de Menana.

Menana. War das also nicht dein deut- sches Mädgen, daß dir eben am Arme hing?

Tobias. Nein, es ist eine Freundin und die Verlobte eines Freundes und der Greis, den du sahest, ist mein Vater.

Menana. O führe sie her zu mir, diese Fremdlinge, führe deine Freundinn her, daß ich sie an meinen Busen drücke. Ich wohne hier in diesem Hause nur seit wenigen Tagen, um von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten der Seereise auszuruhen.

Nun führte Tobias. seinen Pflegvater und seine Freunde zu Menana, erklärte ihnen, wer diese junge Schöne sey und prieß sich glücklich, sie wiedergefunden zu haben, um sich nie wieder von ihr zu trennen.

Tobias (zu Herr M**) Vater! Machen Sie mich so glücklich meine Hand in die Hand dieser meiner Geliebten zu legen und mit uns nach unsern Besitzungen in Amerika zu seegeln.

Mit heiterm freudigem Gesichte nahm Herr M** Tobias Hand und legte sie in diejenige der Menana, küßte seine Schnur und nannte sie Tochter. Auch Herr Saint Basile und seine Tochter bezeigten ihre Freude über diese unerwartete Begebenheit.

Plötzlich entfernte sich Menana in ein Nebenzimmer und man wußte nicht, was sie dazu bewegen möchte, als sie mit einem schönen

Knaben in Goldstück gekleidet, der ganz Tobias Ebenbild war, auf dem Arme zurückkam, und ihrem nunmehrigen Verlobten zurief: Hier ist das Pfand unserer Liebe, erkenne in diesem Kinde deinen Sohn, der uns freudige Tage verschaffen wird!

Vier und dreißigstes Kapitel.

Wer hätte das vermuthet?

Gewiß würde Herr M** Tobias Hand nicht so geschwind in diejenige der holden Menana gelegt haben, wenn ihm dieser nicht schon lange zuvor viel gutes von ihr gesagt hätte. Ohne des mit ihr gepflogenen vertrauten Umgangs zu gedencken, hatte er nicht verschwiegen, daß er ihren ehrlichen Antrag, sich auf immer mit ihr zu verbinden, ohne Bedenken angenommen haben würde, wenn er nicht durch ein heiliges Gelübde und durch die seinem Vater und Wohlthäter schuldige Pflicht davon abgehalten wäre.

Vielleicht würde er, als das Fräulein Charlotte von P**, sich die Mühe gegeben hatte, ihn seines Gelübdes zu entledigen, dem Herrn

M**

M** seinen anderweiten Wunsch entdeckt haben, nach Surinam zurückzukehren, allein er war gegen diesen redlichen Mann so erkänntlich, daß er es für eine Gewissenssache hielt, ihm sein Herz zu eröfnen; er konnte sich nicht vorstellen, daß er in seinem Alter ihm nach einem Welttheile folgen und seine alten Freunde in Holland um seinetwegen verlassen würde, er konnte aber auch den Gedanken nicht ausstehen, sich von einem Manne, den er eben so zärtlich als seinen leiblichen Vater liebte, nach so vielen von ihm erhaltenen Wohlthaten, zu trennen.

Nichts hätte ihm also erwünschter seyn können, als eben dieses Mannes Sehnsucht die holländischen Besitzungen in Amerika zu sehen und die unvermuthete Ankunft der schönen Indianerin.

Herr M** war vor Freuden außer sich, eine reizende Schnur, wie er sie nannte, und noch überdem einen Enkel, der seinen Familiennamen mit demjenigen des Tobias vereinigen sollte, so unverhofft und auf eine so gute Art zu bekommen. Den Reichthum Menanens rechnete er für nichts, ob solcher den seinigen gleich sehr überwog.

Man begab sich nunmehr mit der so unvermuthet gefundenen Braut ohnverzüglich nach dem Haag und von da weiter nach Amsterdam,

wo-

wohin auch Herr Saint Basile und seine schöne Tochter folgten.

So groß auch des Herrn M** Verlangen war, bald unter Seegel zu gehen, so war er doch auch zu sehr Meister von seiner Leidenschaft, als daß er trotz Wind und Wetter hätte abreisen wollen. Die Abfahrt wurde also bis auf den folgenden Frühling, mithin auf fünf Monate verschoben. Unterdessen nahm man sich vor, die Vermählung des Tobias und der Menana und diejenige des Barons von Kollerhan und der Demoiselle Saint Basile recht feierlich und fröhlich zu begehen.

Daß der Baron von Kollerhan, die Nachricht von den glücklichen Erfolg der Unterhandlungen seines Freundes mit Entzücken vernommen und bald darauf, die Reise zu seiner ihn erwartenden Braut glücklich angetreten hatte, ist dem Leser schon bekannt; was er aber noch nicht weiß, ist daß er zu Amsterdam glücklich anlangte. Feurig waren die Betheurungen seiner Liebe und die Versprechungen immerwährender Treue, als er die Demoiselle Saint Basile wiedersahe. Unaussprechlich wäre er glücklich gewesen, wenn er dieses Kleinod mit nach seinem alten Schloße hätte nehmen können, aber er ließ sich wenige Tage nach seiner glücklichen Ankunft beifallen, die schöne Menana zu begehren.

ren, und so wie Gelegenheit schon manchen ins Unglück gebracht hat, so mußte er dieses auch an seinem Theile erfahren.

Sey es nun daß der junge feurige Mann glaubte, daß ihm kein Frauenzimmer widerstehen könne, oder daß er zugleich die eigennützige Absicht hatte, seinem Freunde, der ihm doch schon sehr wesentliche Dienste geleistet hatte, eine reiche Braut vor seinem Antlitze wegzublasen, genug er fing erst vom weiten an, Menana mit Schmeicheleien und schmachtenden Blicken zu verfolgen. Ohne Zweifel führte ihn die Munterkeit der Indianerin auf irrige Meinungen, er wurde zudringlicher und sie stieß ihn von sich.

So vergingen acht Tage, als er einstmals den Augenblick abwartete, wo er gewiß wußte, daß er die Schöne allein antreffen würde. Für diesmal glaubte er jede Minute nützen zu müssen und fing damit an, ihre Liebe zu Tobias, als dem Sohne eines seiner Familie ehemals unterthänigen Dieners, als ihrer unwürdig zu schildern, erklärte ihr nachmals die seinige und wagte es ihr anfangs eine sanfte, zulezt aber eine so grobe Gewalt anzuthun, daß sie sich ihrerseits nicht länger enthalten konnte, die einzigen Waffen, die ihr verliehen waren, zu gebrauchen. Ihr ängstliches Geschrei um Hilfe brachte bald ihre Negersklavinnen, hernach den red-

li-

lichen Herrn M** und Herrn Saint Basile, zulezt aber auch des leztern Tochter und Tobias herbei.

Menana war entrüstet und betheuerte, daß die amerikanischen Mädgen ihren Verlobten treu blieben. Es kam zu nähern Erklärungen, der Baron entfernte sich und kehrte in der folgenden Nacht, ohne die Demoiselle Saint Basile, die ihn nunmehr verabscheute, nach seinem Schlosse zurück.

„Freund Saint Basile, sagte Herr M** „ziehen Sie mit uns nach Surinam. Ich will „für Ihre Tochter als Vater sorgen, und nie „soll man ihr in ihrer Wahl einen Zwang an„thun.

Der Vorschlag wurde angenommen. Man feierte wenig Tage nachher Tobias und Menanens Verbindung, und als der liebe Frühling kam, bestieg man fröhlich das Schif, das Tobias nach der neuen Welt führte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kropfer, Tobias Der Junker mit dem Hunde, eine Geschichte

Prag und Leipzig 1793

P.o.germ. 2089
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10130044-1
VD18 10605878